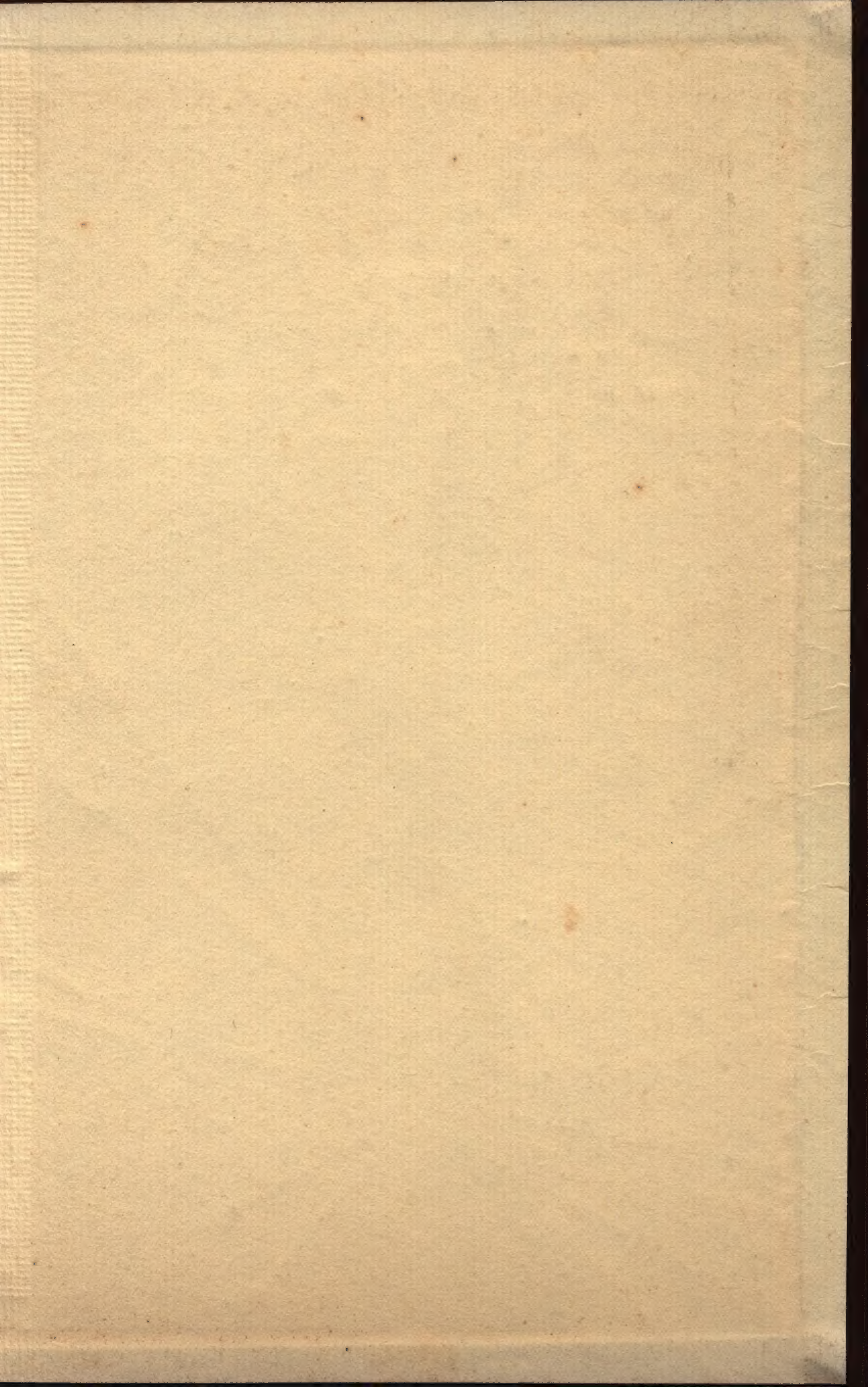
Kopf und Herz des Weltkrieges

Kopf und Herz des Welt=krieges







„Ich sah im Generalstab
nicht nur den **K o p f**,
sondern auch das **H e r z** des Heeres."

L u d e n d o r f f



Kopf und Herz des Weltkrieges

General Ludendorffs Wertung als Deutscher

Von

Waldemar Müller-Eberhart

Major a. D.

Mit 2 Bildbeigaben

Georg Kummer's Verlag Leipzig

Umschlag- und Einbandzeichnung von Frau Doris Homann,
Mittelschreiberhau

Printed in Germany

Lippert & Co. G.m.b.H., Buchdruckerei, Naumburg (Saale)

Dem Buch vorweg

Wer ist der Sieger von Sedan?
Kaiser Wilhelm I.
Wer hat im Kopf dazu die Bedingungen geschaffen und für die folgerichtige Durchführung gesorgt?
Generalfeldmarschall Helmuth von Moltke.
So ist auch der Sieger von Tannenberg
Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg.
Der Kopf, in dem dieser Sieg sich vorbereitete, letzten Endes General Erich Ludendorff.

Nur Nichtmilitärs oder Schieber an der Weltgeschichte bis zu ihrer Verdrehung können an dieser Frage noch weiter interessiert sein; denn es zeugt von Unfähigkeit zur Erkennung militärischer Verhältnisse im Manöver und im Felde und der Aufgabe des Generalstabschefs einer Truppe oder Armee im besonderen.

Von der Feststellung objektiver Wahrheit, soldatisch und geschichtlich, abgesehen, wird man in diesem Buche vergeblich eine unfruchtbare Polemik erwarten, weiß im übrigen doch jeder Deutsche und jeder Deutschenfeind längst, wer der Kopf und das Herz des deutschen Heeres, nach dem marschiert wurde, war. Sonst hätte man sich ganz gewiß einen anderen, als Ludendorff, ausgesucht, ihn zu entfernen, um bei der mit Schrecken wahrgenommenen Zermürbung auch der anderen doch zu guter Letzt noch die Bahn für Deutschlands Vernichtung freizubekommen.

Eine bei dem Gegenstande selbstverständlich nicht anmaßende, rechthaberische, wohl aber unbeeinflußte und nicht eine mit dem Hause Ludendorff oder dessen Verlage gleichgeschaltete Betrachtungsweise kann und muß zu dem Ergebnis führen, das dies Buch

hat ihm Feinde geschaffen und ihn zum großen Einsamen werden lassen, von denen aber um so mehr geliebt, die ihn kennen. — Schon in der Armee bei leicht empfindlichen Offizieren, bei Politikern, Regierungen und beim Kaiser war er vielfach nicht so beliebt, wie es die strenge Pflichterfüllung in seinem Amte, der er rückhaltlos oblag, verdiente. Eines nur und einer verstand ihn ganz:

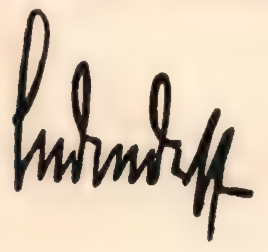
> Das Volk in Waffen und in der Heimat und der Generalfeldmarschall selbst. Dieser hielt ihm unentwegt die Stange und die Treue, bis zu dem Augenblick, wo der Kaiser, 2 Wochen vor dem 9. November 1918, sagte: Mein lieber Ludendorff, ich muß jetzt mein Reich mit den Sozialdemokraten aufrichten.

Ludendorff konnte nicht sagen, ich bleibe, wo mein Feldkamerad bleibt; denn sein Kaiser dankte ihn ab, gehorsam den unterwühlenden Mächten; aber die Kameradschaft ließ gar keinen anderen Weg, als daß beide obersten Weggefährten des Heeres in deutscher Mannestreue auch ferner nicht auseinandergingen. Der Generalfeldmarschall bot auch seinen Abschied an, den der Kaiser nicht annahm. Das Kabinett verbreitete es befriedigt in der Presse. Wäre doch der Kaiser zur Besinnung gekommen, um noch rechtzeitig den roten und schwarzen Gesellen ihren Dolchstoß zu parieren. Dann wäre vom Schlimmsten und sicher vom schimpflichsten Versailler Vertrage das deutsche Volk wahrscheinlich verschont geblieben.

Welche Schmähungen nun sich über Ludendorff ergossen und ergießen mußten, um in diesem Schlamme von Lüge und Gemeinheit die Liebe der Front und der Heimat zu ihm zu ersäufen, das ist so ungeheuerlich, so beschämend, spinnenhaft, daß es die allerhöchste Zeit ist, zu Ehren des deutschen Volkes, ohne Haß und Zorn dagegen aufzutreten.

> Ludendorff wird zum Massenschlächter gestempelt, gerade er, der sich über die Flandernschlacht, Herbst 1917, so ausläßt: „Der Oktober kam und mit ihm ein Monat, der zu den schwersten des Krieges gehörte. Die Welt sah nicht die Sorge in meinem Herzen, und diese Welt fing sehr bald in meiner Umgebung an. Sie sah nicht mein tiefes inneres Mitgefühl mit den Leiden unserer Truppen im Westen. Mein Verstand war im Osten und in Italien, mein Herz war an der Westfront; der Wille mußte Verstand und Herz in Übereinstimmung bringen. Ich war schon lange freudlos geworden."

Mit Genehmigung von Ludendorffs Verlag, G.m.b.H., München





Und als er einst in Lüneburg, noch unter dem schwarz-roten Block, auf dem Bahnhof, nur von 2—3 Herren begleitet, den Vorplatz mit der johlenden Menge betritt, da faßt er den Mann ins Auge, der ihm das Wort „Massenschlächter" entgegenschleudert. Der General wehrt seine ihn schützen wollende Umgebung ab. Geht in seiner starken soldatischen Persönlichkeit auf ihn los, durchdringt ihn mit seinem Auge und herrscht ihn an: „Seh' ich so aus!" — Der schlägt, als Frontsoldat sich bewußt werdend, die Hacken zusammen und meldet: „Nein, Exzellenz." — Und nun schüttelt Ludendorff ihm die Hand. Sie sind Freunde, der Betörungswahn ist gebrochen, und beide gehen zur Stadt, von der Menge begleitet, hin zum Vortragssaale. Auch dort nicht, wie sonst in der Saalschlacht, hat dieser General enttäuscht. — Persönlich entsinne ich mich vor Jahren einer solchen in der Stadthalle zu Görlitz: Noch 20 Minuten vor dem angesetzten Beginn des Vortrags von Ludendorff und seiner Gattin waren die Saaltüren von der Polizei geschlossen gehalten. In der Umgebung sammelten sich die damaligen so feindlichen Brüder. Auch Rotfront war erschienen. Vielleicht, daß man erwartet hatte, es würde vor Beginn noch auf der Straße zum Krawall kommen. Darin enttäuscht, taten sich schließlich doch noch die Saaltüren auf. Wer noch keine Einlaßkarte hatte, stürmte nun die Kassen, und ehe jeder am Platz war, in diesem wohl 3000 Personen fassenden Raum, war die Zeit des Beginns erheblich überschritten. Alles war in Erwartung. Daß Freimaurer in den vorderen Reihen nicht fehlten, zeigten manche Physiognomien. Im Augenblick, wo sich der General des Weltkrieges im Mittelgang zeigte und der hohen Bühne zuschritt, erhob sich alles spontan bis in die obersten Ränge, und die Heilrufe durchdröhnten den Saal. — Die Ausführungen waren soldatisch schlicht und kurz. Daran konnte niemand etwas aussetzen. Er wurde verschiedentlich von Beifall unterbrochen und am Schluß jubelte die Versammlung ihm zu.

Von meiner persönlichen Begegnung muß schon um deswillen die Rede sein, weil sie entschieden nicht eine alltägliche war:

Auf der Reise nach Eisenach und zur Wartburg, Anfang Gilbhart 1928 traf ich nach dem Kriege zum erstenmal wieder in Halle mit meinem früheren Regimentskameraden Düsterberg in dessen Hause zusammen, waren wir doch beide Fähnrich gewesen, und hatte er meine Hochzeit mitgefeiert. Er schilderte mir in bewegter Weise, wie in Thüringen so und soviel 1000 Mann bereitstanden, um die

erwarteten Bayern unter Hitler und Ludendorff auf dem Marsche nach Berlin zu verstärken. Es zitterte seine Seele noch nach von dem Erlebnis, wie alles so anders gekommen wäre; denn er hatte ein deutsches soldatisches Herz und war einer der befähigtsten Offiziere des alten Heeres. Mit seiner Frau, der Schwester eines Kameraden, der mit uns Leutnant gewesen war, saßen wir bei einer guten Flasche, und da erzählte er von seinen Erlebnissen mit dem General Ludendorff im Felde und meinte, ich müßte ein tragisches Drama schreiben, das in den Mittelpunkt den römischen Feldherrn stellte, der ein ähnliches Geschick, als es Ludendorff beschieden gewesen, gehabt hätte. — Später ersah ich, daß der Vergleich ein rein äußerlicher war und daß Ludendorff den römischen Feldherrn um vieles überragt. Mein Gastgeber riet mir, unbedingt Ludendorff kennenzulernen. Ich müßte ihm aber nur davon berichten, wie ich mich bemühe, durch deutsche Volksspiele den gesunkenen Volkssinn wieder aufzurichten. Beileibe sollte ich nicht irgendwie politisch ihm kommen.

Es war ein später Herbstnachmittag, als ich nach Anmeldung durch Fernsprecher, in Abwesenheit der Exzellenzen, nach Irrfahrten, vor der kleinen Pforte der Parkmauer in der Heilmannstraße stand. Die Hausdame, mit der ich ferngesprochen hatte, nötigte mich ins Haus zu treten. Ich wollte aber die Gewißheit haben, daß ich auch wirklich bei der späten Stunde angenommen würde. — Exzellenz ließen bitten. — Als ich die Vorhalle betrat, erwartete mich bereits der General. Unwillkürlich riß ich meine Knochen zusammen, während er wohl mit einem Blick mich von Kopf bis zu Fuß gemustert hatte. Er wußte, mit wem er's zu tun hatte und sagte nach meinem kurzen Eingangswort: „Herr Major, können Sie sich nicht vorstellen, daß ich Besuche nicht empfange!" — „Jawohl, Exzellenz!" — „Wo Sie nun mal da sind, bleiben Sie. Darf ich bitten." Und er führte mich in sein Arbeitszimmer. — Nachdem ich so 3 bis höchstens 4 Minuten von meinen Volksspielen und ihren Aufgaben gesprochen hatte, sagte er: „Was soll ich dabei? Gewiß, das ist ganz schön; meine Bewegung ist aber nicht stark genug, um zu helfen; Sie können ja mich wissen lassen, wo Sie in Zukunft spielen werden. Wo waren Sie im Felde?" — Nachdem diese Frage beantwortet war, wobei ihn Yserübergang und Bugübergang interessierten, entwickelte ich meine Tätigkeit, als nicht mehr kriegsverwendungsfähig, von Anfang 1918 als Aufklärungsoffizier im Oberkommando in den Marken. Ich fragte, ob er denn nicht meinen Bericht:

„Es hat etwas sofort zu geschehen"
vom 8. Februar 1918 erhalten, den ich absichtlich unter Umgehung des Instanzenweges „Einschreiben eigenhändig", an Exzellenz von Hindenburg und an ihn persönlich gesandt hätte. — „Und wenn Sie persönlich mit dem Schreiben ins Große Hauptquartier gekommen wären, bis ins Vorzimmer vorgedrungen, Sie hätten mir persönlich das Schreiben nicht übergeben können. Erst später habe ich erfahren, wie der Generalfeldmarschall und ich abgeschlossen waren. Was enthielt denn Ihr Bericht?" Ich schilderte nun die 12 Punkte, die mir damals die Gewißheit gaben, daß eben etwas sofort zu geschehen hätte, und was geschehen mußte; schilderte dann, wie ein früherer Kriminalschutzmann von mir, als Kriminalkommissar für Bank und Börsensachen im Berliner Polizeipräsidium, der als Unteroffizier im Oberkommando Dienst machte, rechtzeitig am 8. Februar vom beabsichtigten Hungerstreik in Berlin, wie es in Wien geschehen war, Wind bekam. Daß wir dann unter unserem Abteilungschef, Hauptmann von Fietsch, mit Fuhrkolonnen des Ersatzbataillons Elisabeth abends, nach Geschäftsschluß, in die Kohlenverteilungsstelle drangen und sämtliche Bäcker in Berlin O und N mit Brennmaterial belieferten unter dem strengsten Befehl, daß — entgegen den aufrührerischen Erwartungen — sie am nächsten Morgen Brot gebacken haben müßten! Das geschah und der Hungerstreik fiel ins Wasser. — Auf Grund meiner Schrift: „Zum Volksfrieden" gab mir Hauptmann von Fietsch den Auftrag, festzustellen, ob ein damals führendes demokratisches Berliner Blatt fortgesetzt Landes- und Hochverrat triebe. — In 3 Tagen und 4 Nächten Arbeit war dieser Beweis, namentlich in den Spalten unter dem Strich erwiesen, wo Bücher besprochen wurden, die zum Bruch des Fahneneides aufforderten, wie in Zweigs „Jeremias". — Der Reichskanzler Hertling, von dem mein Vorgesetzter ein Eingreifen nach seinem persönlichen Vortrag erwartete, war nicht mehr der Mann durchzugreifen.

General Ludendorff hatte aufmerksam zugehört. Es war ihm neu, und er sagte etwa: Entweder leitete ich die Operationen auf allen Kriegsschauplätzen und dazu reichten kaum die Tages- und Nachtstunden aus, oder ich sah mich persönlich in der Heimat um, daß ich rechtzeitig die Kanaille erkannte und abtat. Sagen Sie selbst, ob ich dazu in der Lage war! — Die Frage wird jeder, auch Nichtmilitär mit Nein beantworten und mit uns noch jetzt entrüstet sein, wie eine undurchdringliche Absperrmauer den Generalfeldmarschall

und seinen ersten Offizier umgab. — „Hätte ich gewußt, was ich jetzt weiß, wie Freimaurer ihr Spiel trieben . . .!“ Und ich erzählte ihm, daß ich in Dresden in den Schaufensterauslagen in Stößen sein Buch von der „Vernichtung der Freimaurerei“ gesehen hätte und darüber seit 1915 gründlichst aufgeklärt sei durch einen Ungarn, der als Privatsekretär des Lord Armstrong mit dem des Königs Eduard die Dokumente für einen 100jährigen Prozeß beider Häuser herausgesucht und dabei auf die Geheimsatzungen der Großloge Englands gestoßen sei. Hauptaktion war gegen sämtliche Throne gerichtet, nach deren Beseitigung aber die englische Krone im entsprechenden Machtbereiche verbleiben sollte. Vielleicht ist während der Arbeit Gelegenheit, darauf noch näher zurückzukommen. Ich beschränkte mich auch nur gegenüber dem General ein Gespräch von Logenbrüdern in einer Weinstube in Meißen mitzuteilen, die gerade von einer feierlichen Sitzung gekommen waren und sich über die „Vernichtung der Freimaurerei“ unterhielten. Sie sagten etwa, daß sie stets die größte Verehrung und das höchste Vertrauen zum General Ludendorff gehabt hätten, das nun erschüttert sei. — Im Aufbruche erklärte General Ludendorff noch: So sind nun die Deutschen. Man nimmt ihnen die Binde von den Augen, damit sie endlich die Gefahren und die Ursachen des Krieges sehen, und schon wenden sie sich gegen ihren besten Freund! —

Das war nun der Mann, der mich bis zum Gartentor begleitete, der Jahre lang das Hirn der Armee gewesen war, gefürchtet von den gegnerischen Generalstäblern und erst recht vom „Generalstab unserer Feinde im Innern“. Diesem sogenannten „Neuen Vaterland“, das sich in Berlin aufgetan hatte und in dessen Klubräumen sich die damaligen Politiker und Köpfe in der „Gesellschaft 1914“ brüderlich aus allen Lagern zusammensetzten. Gerhart Hauptmann, der mir von einem solchen Abend erzählte, konnte ich wenigstens den Star stechen; denn ich war auf eigenartige Weise von diesen „Neu-Vaterländern“ mit ihrer Verbindung nach Zürich gestoßen und durfte bereits Anfang 1915 einen Bericht in einer Berliner nationalen Tageszeitung veranlassen. Das Hochverratsverfahren kam in Gang, und ich las, wieder im Felde, kurz nach Erstürmung der Buglinie vor Brest-Litowsk, von den Haussuchungen bei prominentesten Persönlichkeiten. Ein Alpdruck war von meiner Brust genommen; ich hielt uns für gerettet und den Krieg gewonnen, da endlich die Regierung durchgegriffen hatte. Später in der Heimat

erlebte ich die größte Enttäuschung; alles war im Sande verlaufen, und dazu öffnete mir ein Landwehroffizier, der aus dem Auswärtigen Amt beruflich stammte, die Augen über die heimliche undeutsche Macht im Innern in Verbindung mit gleichen Mächten bei unseren Feinden. War es in Kopenhagen oder wo, da waren diese Leute vorsichtig zusammengekommen und hatten etwa beschlossen, den Krieg nicht eher zu liquidieren, als bis die Deutschen sich zu Tode gesiegt hätten. Öffentlich aber faselten die Zeitungen von Kriegsverlängerung durch den General Ludendorff, und daß wir den Friedensgerüchten der Völker aus dem Wege gingen. Dabei hatte bereits Ende 1914, Anfang 1915 der Deutschamerikaner Marten seine Schrift gegen den damaligen Amerikanischen Botschafter in Berlin veröffentlicht, die wohl bei der Regierung kaum einen nennenswerten Eindruck machte, später sich aber, als die Amerikaner auf Geheiß der „Überstaatlichen-Mächte", viele deutschen Blutes, gegen ihre Brüder antraten, als zu wahr erwies! — Jetzt ist das mehr oder weniger in weiten Volksschichten bekanntgeworden, was wir diesen unteren Dunkelmächten zu danken haben, worunter ein ganzes Volk noch zu leiden hat; wenige aber danken es dem General Ludendorff, der, sobald er eine Übersicht über diese Volks- und Völkerfeinde erlangt hatte, nunmehr als „Generalstabsoffizier" strategisch den Feldzugsplan gegen sie entwarf und zum offenen Kampf vorging. Sein Verdienst ist es, wenn inzwischen nach der nationalen Erhebung die Wächter aufstanden, um immer und immer wieder uns die Feinde Deutschlands zu zeigen!

Jeder Offizier weiß es, daß der Chef des Stabes, im Kleinen bis zum Großen, von der Division bis zur Obersten Heeresleitung, die größte Last bei den Kommandostäben zu tragen hatte. Er war immer da und mußte zu haben sein. Wann schlief er — wann aß solch ein Mann? Der Kommandierende, der war doch immerhin mal draußen bei der Truppe, hatte Empfänge, ließ sich sehen. Der Chef des Stabes, selbst bei der Division, war in dieser Weise unsichtbar. Er ließ sich nicht feiern, feierte nicht, hatte keine Zeit zum Ehrgeiz und zur Rivalität; denn er war ja das Hirn, dessen Denkkraft keine Minute aussetzen durfte und das Herz, das schlug.

Schlechterdings ist es gar nicht ausdenkbar, daß unter den noch lebenden höheren aktiven Offizieren aus dem Felde immer noch solche sind, die diesem obersten Hirne des Heeres, seinem Herze, dem General Ludendorff gram sind. Wollen sie es ihm verdenken,

daß er in Geschichtsklitterung nicht mit sich Schindluder treiben läßt und als aufrechter deutscher Mann dabei weniger an seinen Nachruhm denkt, wenn es ihm auch so ausgelegt wird, als daran, daß dem deutschen Volke in seiner Wehrhaftigkeit schon zur künftigen Belehrung die Tatsachen so überliefert werden, wie er es kraft der Dokumente und seiner persönlichen Anordnungen bei gutem Gedächtnis allein zu verantworten hat. Wollen etwa Geschichtsprofessoren und Offiziere, die nie in die oberste Generalstabsführung hineingerochen haben, oder Truppenführer auf einem Teilabschnitt sich gar das Recht anmaßen, über den Kopf hinweg zu urteilen, weil sie diesen Auftrag bekamen und andere Interessen vor denen der unverrückbaren strategischen Kriegsnotwendigkeiten stellten?! — Ein Offizier sagte mir mal, er habe im Kriege einen ganzen Tag antichambrieren müssen, ehe er Ludendorff zu Gesicht bekam. Eine solche Arroganz von diesem Ludendorff, einen so lange warten zu lassen! — „Ja, Kreuzdonnerwetter nicht noch mal, hören Sie, haben wir, das Heer, nicht der letzte Kompagnieflickschuster den Krieg über gewartet? Und die vorn täglich, stündlich, auf — Tod — oder auf was! Und Sie wollen nicht daran gedacht haben, daß vielleicht gerade an dem Tage eine kritische Lage, Operationen einzuleiten waren — im Osten, in Rumänien, in Italien, an der Somme, oder wo sonst noch!" — Und wirklich, durch meine donnernde soldatische Kameradschaftsphilippika hatte ich wenigstens diesen, in Eigenliebe empfindlichen Ludendorff-Gegner entwaffnet. Das Weitere ergab sich dann und ein unlogischer Mensch, der nun mit den bekannten Argumenten kam, Ludendorff als Feldherr, schließlich ja; aber sonst . . . mußte erst recht davon überzeugt werden, daß es wohl verdienstlicher ist, unentwegt an den Wiederaufbau des Staates tätig zu denken, als am Stammtisch zu kannegießern und die Pension, ohne mit Arbeit und Verantwortungsbewußtsein beschwert zu sein, monatlich zu quittieren. Kommt man an diese unentwegten Ludendorffverkleinerer heran und kennt die Zusammenhänge, von denen diese Leute aber kaum einen Schimmer haben, dann sind sie halb schon ihres eigenen Urteils entkleidet.

Und nun frage ich alle ehemaligen Offiziere und Frontsoldaten, können wir nicht einmal von Mißverständnissen, von falschen Beeinflussungen, von eigener Einbildung und Animosität lassen, um das etwa Trennende zwischen uns und dem Feldherrn zu zerreißen und uns zu sagen: Du mußt diesem Manne, er ist doch auch nicht

mehr der jüngste und wir nicht mehr die jüngsten, Kameradschaft halten über den Tod hinaus, gerade jetzt, wo mit dem Heimgang unseres großen Hindenburg, des Vaters des Vaterlandes, er immer noch als lebendige Säule steht, auf der nun das alte Dach der Heimat ausladend ruht! Er ist treu geblieben. — Ja, dir und dir, vielleicht nicht so, wie du es dir in Selbstliebe, in deiner politischen und religiösen Versessenheit denkst; aber sich treu und das ist das Kernstück deutscher Art und deutschen Wesens, sich selber treu zu bleiben. Dazu gehört, daß man nach wie vor an sich arbeitet, und wer wollte dem General abstreiten, daß er nicht nach seiner Generalstabszeit gearbeitet hätte! Diese Arbeitslast, seit 1918, ist riesenhaft. Wer hat eine gleiche von allen denen bewältigt, die an ihm herumnörgeln oder ihn verschweigen? Allerdings trifft man auf Menschen, die so wenig sich umsehen, daß sie sagen, lebt denn noch der General Ludendorff, man hört gar nichts mehr von ihm. Mag sein, daß auch dieser und jener noch für des Volkes Aufstieg gedacht und getatet hat. Das sichtbare Ergebnis haben wir ja im Führer und im nationalsozialistischen Durchbruch. Aber hier hat einer gearbeitet, der nicht in letzter Konsequenz, im Augenblick, auf diese und jene Imponderabilien der Staatsraison Rücksicht zu nehmen hatte, sondern stets in einer gewissen Opposition das Maß der Verantwortung mehr aus der Gegenwart in die Zukunft legte! — Seht, und deshalb, Kameraden, müssen und sollen wir treu sein, treu diesem Manne, d. h. noch nicht ihm folgen; denn er kommandiert nicht mehr, läßt jeden, wie er mir mal schrieb, seinen Glauben und Sinn, denn er missioniert nicht. In seiner lakonischen Kürze hatte er ohne Beiwort den Nagel auf den Kopf getroffen, wie immer, wenn wir uns nur wollten in seine Denkart hineinversetzen; aber ihn nicht mehr begeifern und anzubläffen oder zu verschweigen, ist unbedingt mit ein Schritt zur von der Führung so dringend geforderten Volksgemeinschaft. Oder gehört er und seine Freunde nicht mit zum Volk? Tritt er nicht gegen die Entdeutschung auf und hat sein Gesicht gen Norden eingestellt, wie der Führer ja auch sagt, daß die ewigen Züge der Deutschen nach Süden und Westen aufzuhören haben? — Wer sich noch nie die geringste Mühe gegeben hat, Ludendorff auch nach dem Kriege zu begreifen, der seinen Reden fern blieb und ihn sonst nicht zu sehen bekam, weil er ein Feind jeder Pose und öffentlicher Schau und aller Feste ist, während man selbst an allem teilnimmt, wo die alte Uniform noch gezeigt wird, ein Kamerad zur Ruhe geht

und ein Schoppen winkt, dem wird dies Werk Führer. — Lassen wir das Trennende und sehen das Einigende! Das aber ist die unermeßliche Liebe zum Volk und zur Heimat, zur Freiheit und Größe Deutschlands. Das etwa nicht? Und da wir mit einem entschiedenen Ja antworten müssen, sind wir schon so gut wie beieinander.

Es war zur Zeit der ersten Kämpfe um den Nationalsozialismus, als ich von den damaligen Einberufern einer Versammlung dringend nach Hirschberg gebeten war, weil ich ja schon hierzulande 1919 und 1920 in eigenen Versammlungen ohne Saalschutz dafür aufgetreten war und der Demokratie Schläge versetzt hatte. Der damals noch wenig bekannte Redner Helmuth Brückner sprach vor größerer Versammlung sachlich gut, so daß zu einer Ergänzung keine Veranlassung war. Er nahm deshalb das Schlußwort und in diesem erging er sich in den ungeheuerlichsten und verletzendenden Angriffen gegen General Ludendorff, die dahin gipfelten, daß ihm seine Frau die Schilddrüsen entfernt hätte, und er nun verblödet sei. Dazu paßte allerdings wenig der Schlußsatz: Wenn mal Not am Mann ist, im Kriege, holen wir ihn wieder. — Ich bat ums Wort. Es wurde mit dem Schluß der Versammlung beantwortet. Schon stand ich aber neben ihm auf der Bühne in soldatischer Empörung, riß den ganzen Saal mit fort für das Ansehen des Generals, das so verletzt war, indem ich besonders auf die soldatischen Eigenschaften Ludendorffs kam, der nicht windelweich und weibisch an den Schürzenbändern, wenn auch seiner Frau, hänge! — Hier nur die persönliche Bemerkung, daß mir später mein notwendiges Auftreten als Deutscher die Verdächtigung eintrug, Tannenberger gewesen zu sein. Ich habe aber selbstverständlich, als Volksmann und Dichter, nie einer Parteiung angehört und gedient, abgesehen davon, daß mich das Rein-Weltanschauliche und Religiöse, wegen meiner metaphysischen Einstellung, vom Hause Ludendorff schied, ohne je meiner Hochachtung dafür zu entraten! Dazu noch die kurze Bemerkung, daß im Herbst 1929 in der Geschäftsstelle des Ludendorff-Verlages, wo ich die philosophischen Bücher der Frau Dr. Mathilde Ludendorff erwarb, auf meinen Ausspruch aus der „Königstragödie": „Mit den Füßen fest auf dem Boden, der uns gebar; das Haupt heimwärts gekehrt!" einer der anwesenden Herren antwortete: „Nein, nicht auf dem Boden, sondern mit beiden Beinen bis zu den Knien im Boden!" — Ich erwiderte: „Prost Mahlzeit, dann würde auch ein General Ludendorff niemals marschieren können." Man sieht,

wie immer wieder Menschen in der Umgebung eines Großen aus der Rolle fallen und päpstlicher wie der Papst sind. Ich teilte es dem General mit und hatte auch Gelegenheit, ihm kurze Verständigungssätze, um zu einer Volkseinigung zu kommen, brieflich zu senden, worauf er mir schrieb, er sei durch die wenigen Sätze, wegen ihrer Trefflichkeit, erfaßt und ergriffen. Dennoch blieb ich für mich und leistete in der Zukunft eigentlich nur kritisch an der „Deutschen Gottschau" der Frau Dr. Mathilde Ludendorff Verständigungsarbeit, wie sich aus den entsprechenden Erwiderungen auf sogenannte „Reihenbücher": „Über Deutsche Gottschau" und „falsche und echte Intuitionen" im „Der Seher" 1934 und 1935 ergibt. Diese Feststellung ist deshalb vonnöten, damit der Vorwurf, der erhoben werden könnte, von vornherein abprallt, daß ich einseitig und wohl gar blind gehorsam dem Hause Ludendorff diene.

Wenn man so auch nicht mit allem, was ein Großer in der Geschichte gedacht und getan hat, einverstanden ist, ihm zujubelt und von jeder eigenen Beurteilung läßt, ist das doch noch nicht ein Anlaß, diesen Großen in Grund und Boden zu verdammen und ihn mit Schmutz zu bewerfen. Hat ein Ludendorff nicht gerade auch für unsere heutige Staatsauffassung vorschauend in der Judenfrage recht gehabt? Wie wollte er sie angefaßt wissen? Nun so, daß gleichzeitig alle Völker aufgeklärt würden. In gleicher Weise denkt er über die Lösung der Freimaurerfrage und hat auch da im Auslande kraft seiner Persönlichkeit naturgemäß mehr gewirkt, als andere, die sich auch dafür einsetzten. Und genau so ist es mit seinem Kampf gegen den Jesuitismus, über den gar kein Wort zu reden ist, wenn wir die Geschichte des Papsttums und seiner Stützen an uns nach unwiderlegbaren Dokumenten und Tatsachen im Geiste vorüberziehen lassen. Aber wir werden Ludendorff selbst in seiner Wertung sprechen lassen. Er hat unbedingt recht gehabt und hat noch recht in der Behandlung der drei Überstaatlichen-Mächte seitens aller Völker; nicht wenn wir das bischen Heut' ansehen, sondern der Zukunft des deutschen, der nordischen Völker und des ganzen westlichen Kulturkreises gedenken. Wir sehen vor uns die Schürer des Weltkrieges und aller Kriege. Scheiterhaufen rauchen, 100000 Gemordete klagen an, und die Toten des Weltkrieges bei Freund und Feind sind Millionen!

Erfordert das nicht endlich doch im deutschen Volk und in allen Völkern ein Aufmerken! Damit aber kann es nicht getan sein, oder sollen wieder mal Ströme von Blut fließen? Eine Abwehr,

eine Vernichtung der wahren Feinde des Volkes und der Völker muß eintreten, darüber ist wohl kein Zweifel, wenn sie leben wollen, in sich und ihrer Art und mit den anderen im Frieden! — Und nun wissen wir alten Soldaten, ob bei Freund oder Feind, daß, wenn uns die Strategie auf den Kriegsschauplatz gestellt hat, die Taktik von uns etwas ganz Selbstverständliches fordert. — Da der General Ludendorff sich nicht nur als Stratege bewiesen hat, sondern auch als hervorragender Taktiker, dem wir den Fall von Lüttich durch seinen persönlichen Mut und die Notwendigkeit der Aufgabe zu verdanken haben, sollte nicht strategisch der Aufmarsch der Armeen mit der Linksschwenkung verzögert und unwirksam gemacht werden, müssen wir ihm schon darin folgen, daß drei Gegner, die uns gleichzeitig bestürmen, wie die von ihm erkannten Überstaatlichen-Mächte, wir auch gleichzeitig in der Front und an den beiden Flügeln kämpfen müssen. — Nehmen wir die allereinfachsten Verhältnisse, wie es jedem Soldaten schon im Manöver klar wurde: Da wird der Unteroffizierposten, der von einer starken Patrouille von vorn, rechts und links angegriffen wird, seine gesamten Gewehre gegen den Gegner in Tätigkeit setzen. Ich möchte den Unteroffizier nicht vor seinen Kameraden bei der Kritik abhalftern wollen, der etwa zu stammeln beginnt als militärisches Kind: Erst wollte ich den Gegner in der Front abschießen, dann mich nach links und dann nach rechts verteidigen, um so den Gegner, der mich vernichten will, abzuschmieren.

General Ludendorff hat immer und immer wieder darauf hingewiesen, daß man die Überstaatlichen-Mächte in ihrer Volks- und Völkergefährlichkeit zunächst mal erkennen und gewissermaßen auf die „Drehscheibe" stellen muß. Man wird dann wahrnehmen, wenn man sie nun noch gründlichst mit dem Scheinwerfer des unerbittlichen Verstandes beleuchtet, daß sie im Grunde genommen gar nicht drei Gegner sind, wie wir es bei den Angreifern auf den Unteroffizierposten ohne weiteres wissen, sondern daß sie in ihren Kampfzielen, wie sie auf uns und alle Völker wirken, gleich sind. Ob die einen nun unterirdisch minieren, ehe sie uns in die Luft sprengen, die anderen aus der Luft Stinkbomben schmeißen und die dritten schließlich wie die Hyänen auf dem Schlachtfelde den letzten Gewinn und die Beute einstreichen, das bleibt sich für uns in der Verteidigung denn doch wohl ganz gleich. — Nach dieser

einfachsten Deutung der Taktik des Generals Ludendorff wird kaum noch ein Soldat, der es wirklich ist, etwas dagegen einwenden. Aber ich bin überzeugt, daß selbst Heimkämpfer, Frauen und halbwegs Erwachsene selbstverständlich erkennen, daß man nicht den einen Gegner schonen kann, wenn er mit zwei anderen zusammen uns angreift. Was macht der Schuljunge, der auf dem Nachhausewege von drei anderen attackiert wird? — Nun, wenn es keine Memme ist, und er nicht zu flennen anfängt, dann kann man sehen, wie er seine Mappe wegwirft, sich an ein Haus stellt und just alle drei Jungens mit seinen Fäusten gleichzeitig vermöbelt. — Sehen wir doch ein, daß es einer Selbstvernichtung gleichkommt, wenn wir einem der gefährlichsten Volks- und Völkerfeinden nicht gleichzeitig mit den anderen den Kampf ansagen und womöglich gar mit einem der Gegner noch schön tun und paktieren?! Lassen wir aber in der Wertung unseren General selbst darüber sprechen. Es wird nicht schwer sein, aus der Geschichte auch nachzuweisen, daß, wenn den Logen nachgestellt wurde, die Brüder sich in den Jesuitismus verflüchteten, trotz mancher Rivalität, die beim Tanz um das „Goldene Kalb" und die Macht auf Erden nicht wundernehmen. Und ebenso umgekehrt. Erinnern wir uns dazu noch des Ausspruches eines prominenten Juden, Walter Rathenau, daß „300, die sich kennen — nämlich durch den Händedruck, durch Fußstellung und dergleichen Mätzchen — die Menschheit beherrschen", wobei er wohl die Rivalität mit dem Päpstlichen Stuhl außer Rechnung gestellt hat, der ja aber auch, scheinbar nur geistlich, das „Zepter Judas" fortsetzt, so ist „der Kreis geschlossen". Diesen Ausspruch tat nämlich der selbstherrliche einköpfige Vorstand Alfons Gayda, dessen jesuitisches Herz ich entblößt hatte durch das Wort Wallensteins: „Die Jesuiter seien die größten Hundsfötter auch für ihn!" und seine Betretenheit darauf. Es war in der ersten Mitgliederversammlung, zu der er sich bequemt hatte, dieser „Gesellschaft für deutsches Schrifttum", wo an 30 Schwarzröcke anwesend waren und diesem Gayda ein Wilhelm Schäfer mit Überzeugung Vorspann leistete, damit der Karren noch ein Jahr allein von Gayda gezogen werden konnte, bis „der Kreis um Literatur, Kunst, Wissenschaft und Presse geschlossen sei". Wenn wir nun eines Wilhelm Schäfers Deutschen Geschichtsband mit den erstaunlichen Beurteilungen von Bismarck und Friedrich dem Großen damit vergleichen, gehört schon ein straußenhaftes Kopf-in-den-Sand-Stecken dazu, stillzuhalten, nicht zu sehen und

zu schweigen. Der General Ludendorff tut es nicht und der Nationalsozialismus wird es in diesem Falle seinem „Heiligen Quell“ danken, daß er wohl zuerst darauf aufmerksam machte, daß Wilhelm Schäfer Bismarck wegwerfend behandelt und ihm nachsagt, er habe den Bruderkrieg entfacht und den Österreichern die Italiener in den Rücken gehetzt. Schlimmer noch kommt unser Potsdamer Schutzgeist aus der Feier in der Garnisonkirche am 21. März 1933 weg, wenn er ihn des Raubes an Schlesien bezichtigt. — In diese kleine Einzelheit muß schon hineingestiegen werden, um Ludendorff als praeceptor Germaniae zu verstehen, der mit vollem Bewußtsein einen Melanchthon dieser Ehrenbezeichnung für nicht wert hält, oder hat der etwa nicht gegen den Willen Luthers die Reformation verwässert, so daß die Kurie die Augustana beim Jubiläum in Augsburg mitfeierte und im stillen hofft, die abtrünnige Tochter werde einst in den Schoß der allein seligmachenden Kirche zurückfinden, womit nach Ludendorff und jedem Denkenden und nordisch Eingestellten die Sehnsucht der Völker nach Freiheit, ihre Geschicke selbst in die Hand zu nehmen, einen empfindlichen Schlag bekäme. Wenn der General gemeinsam mit seiner Frau über Luther hinaus den Weg geistiger Freiheit sieht, so teilt er diesen Glauben mit Millionen, die noch Namenschristen sind oder vermeintlich wahre Christen, ohne zu wissen, was eigentlich dazu gehört.

So nun der oberflächliche Beurteiler einen General Ludendorff selbst wohl anerkennt; aber seine Frau, Dr. Mathilde Ludendorff, ablehnt und meint, sie hätte ihren Mann in diesen „Deutschen Gottglauben“ blindlings hineingeführt und ihm jede Religion genommen, so ist das kindlich. Ich hatte schon Gelegenheit zu betonen, daß ein Ludendorff nicht so etwas ist und sein kann, wie der Schürzzipfel des Weibes. Es mag ja solche Pantoffelhelden und Kirchengänger am Bändel der Frau gegen eigene Überzeugung geben. Es sind ja auch genug noch selbst Frontsoldaten, die mannhaft im Gefecht dem Gegner auf den Leib gingen; aber nicht den Mut aufbringen, ihre Frauen aus Beichtstuhlgefahr herauszuhauen, obwohl es schon gewisser Scheuklappen bedarf, um sich nicht aus Geschichte und Leben Witz zu kaufen. Es gibt natürlich auch andere, und ich habe solche Kameraden katholischer Konfession im schwarz-roten Baden 1930/31 kennengelernt, die mit Klerisei und Familie in Konflikt kamen wegen der Hörigkeit ihrer Frauen und eines schönen Tages hinterrücks mit dem Wagen, vielleicht noch stocksteif nach einer liebevollen Spritze, in

die psychiatrische Klinik kamen. Wie man in Baden vom Zölibat der Geistlichkeit dachte, dieser Ehelosigkeit, muß man erlebt haben.

Kürzlich besuchte mich aus Bayern ein tüchtiger Arbeiter, dessen Familie ich kannte. Wir kamen auf die Frage, was ist „positives Christentum"? — Die wenigsten Menschen, die es angeht, haben sich wohl diese Frage beantwortet oder beantworten lassen. Je nach ihrer Konfession wird sie aber verschieden ausfallen. Der wahrhafte römische Katholik weist auf die seit 1870 bestehende „Unfehlbarkeit des Papstes" und vielleicht noch auf die, auch erst seit 8. Dezember 1854 bestehende „Unbefleckte Empfängnis" als Dogma und wirft sich in die Brust und sagt, nur wer daran glaubt, zu allem anderen noch, was die katholische Kirche als Dogma hinstellt, hat „positives Christentum" in sich! — Der Bekenntnisprotestant, der heute darum kämpft, sagt: „Wir stehen und fallen mit dem Bekenntnis und selbstverständlich auch mit dem Alten Testament, mit seiner Lehre, von der kein Jota wegzunehmen ist." — Also, auch diese stehen, wie der römische Katholik, auf dem Boden des Mosaismus; denn wie oft werden Kernsprüche aus Mose behandelt. Sie glauben oder müssen vielmehr glauben an die Schöpfungsgeschichte! — Und nun frage man, wer von diesen oder den römisch-katholischen Christen ist in Wahrheit „positiv christlich", wo sie doch heute durch die Schulung für Rassenkunde wissen, daß der nordische Mensch denn doch einige Jahrtausende, Hunderttausende, älter ist, als die Juden ihre Geschichte nach dem Alten Testament berechnen und die ersten Menschen annähernd auf 7000 Jahre zurückdatieren. Man höre nur, wie ein einfacher Mensch sich einem anvertraut und sagt: Warum tritt man heute gegen das Judentum auf, die Juden sind doch mal die ältesten Menschen! — Und nun sind noch die Christen mit Namen da, welche Konzessionen machen und absolut das Hakenkreuz mit dem Marterkreuz vereinigen wollen. Sie vergessen aber, wie unsere Vorfahren in ihrem starken Glauben gegen das Kreuz das Sonnenrad hochhielten, wie wir es ja — seien wir doch ehrlich — im Grunde unseres Herzens nie aufgehört haben zu tragen, andererseits heimlich vor uns meist gar nicht das Kreuzopfer verstehen. Der Widerspruch ist so groß, daß man denn doch wohl einem General Ludendorff und seiner Lebensgefährtin nicht zumuten kann, Sonnenkreuz und Golgatha zu vereinen, während ja unsere Vorfahren die herrliche Lehre von Ursache und Wirkung kannten im ewigen Wechsel von Entstehen, Werden und Vergehen zum Wiederauf-

erstehen. In diesem Zeichen trägt jeder Germane und Nordling die Verantwortung selbstverständlich für sich selbst, wie der Soldat im Gefecht so erzogen ist. — Der bayrische Freund hatte eine viel kürzere und einfachere Erklärung vom „positiven Christentum". Er sagte: „Das gibt's ja net!" Und dann meinte er, das wäre Bolschewismus, Kommunismus in Reinkultur; denn beim Gehaltsempfang müßte der Beamte sein Gehalt verteilen, der Gelehrte von seinem Wissen und seinem Lohne abgeben, der Arbeiter seiner Hände Lohn austeilen, sein zweites Paar Schuhe hergeben, könnte nie ein Stückchen Garten besitzen oder mal ein Häuschen. — Dann aber, wenn ihm einer ein paar Maulschellen schlägt, dann müßte er die andere Backe auch noch hinhalten. — Ich überlasse es den Lesern darüber nachzudenken. Besonders die Frauen, die sich ihren echt germanischen Sinn erhielten und das Kind froh und jubelnd zum erstenmal an die Brust legten, werden, wie es mir oft geschah, von Entsetzen erfüllt sein, wenn sie bis in die letzte Konsequenz die Paulinische Lehre bedenken, daß selbstverständlich auch ihr Kind nach dieser „positiven Christenlehre" in Sünden geboren ist, ein Sündenbalg, das nur durch das Opfer am Kreuz erlöst werden kann. Da macht unsere germanische Frau nicht mit, und wo bleibt nun das Christentum, das in der Tat Ludendorff und Frau ablehnten, indem beide eine positive Gottschau schon um deswillen aufstellen, um unser geistig und geistlich zerrissenes Volk zunächst mal gesund auf einen Boden zu stellen, der eine Moral, eine so tiefernste Sittenlehre für unser derzeitiges Leben im Volke offenbart, daß dagegen auch nicht das geringste einzuwenden ist. Ob wir das gesteckte Ziel in diesem einen irdischen Leben, ohne die geistige Herkunft des Menschen in Wahrheit zu bedenken, als das letzte ansehen, mag jeder mit sich abmachen. Ich hoffe jedenfalls, daß das Haus Ludendorff vor der Macht der Tatsachen unseres geistigen unzerstörbaren Lebens einmal ehrfürchtig erkennen wird, daß nun die Zeit da ist, dem geistig wieder gesund gewordenen Volke das weitere Ziel zu zeigen. Vielleicht mit Recht befürchten diese beiden Menschen, die sich in einer wahrhaft deutschen Ehe gefunden haben, in der die Frau Gefährtin ist, daß die vorzeitige metaphysische Vereinigung, solange noch falsch verstandener Okkultismus und Spiritismus das Volksgemüt verwirrt und zerstört, wieder den klaren Urgrund der deutschen Seele trüben könnte. Ich bin statt dessen der Meinung, daß wir die urewigen Wahrheiten von der Geistigkeit des Menschen, wie sie ja gerade die indogerma-

nische Gottschau und damit auch die unserer Ahnen prägte, auch nicht einen Augenblick verschwinden lassen können, sie vielmehr klar ins göttliche Licht des Sonnenkreuzes stellen, damit wir zur Einheit im Geiste als Volk kommen und zunächst die uns verwandten Völker führen zur Verständigung und abschließend zum Völkerfrieden.

Was der General von der Ehe denkt und sagt, werden wir in seiner Würdigung kennenlernen. Hier nur die Feststellung, daß denn doch wohl seine Frau eine Aufgabe die Jahre über, da Ludendorff der bestangefeindetste Mensch war, erfüllte und Leben und Gesundheit für uns schützte. — Der Eindruck, den diese überaus seltene deutsche Frau macht, ist, wie ich mich in der Stadthalle zu Görlitz überzeugte, überaus stark. Ihre Rede ist selbstbewußt, vielleicht verstandesgemäßer und kühler als die des Generals, aber auch logisch, mutig und klar, daß man unbedingt gefesselt und überzeugt ist von dem, was sie sagt, oder vielmehr, was sie damals sagte. Daß ich nicht einseitig urteile und in der Folge urteilen werde, habe ich schon hervorgehoben, und man wird abzuwarten haben, ob nicht doch noch diese Frau eine Mittlerin wird für die endliche geistige Einheit im Volke. — Beide Exzellenzen sind bedeutsame Menschen, das steht fest; wo aber soviel deutsches Licht ist und verbreitet wird, wo sollte da nicht dieser oder jener auch Schatten entdecken. Halbgötter oder gar Götter wollen beide beileibe nicht sein. Eingangs habe ich allerdings betont, als Stärke des Generals, daß Konzessionen nicht gemacht werden. Ich habe mir aber sagen lassen, daß, wenn ihm jemand mit der ganzen Kraft wahrer Überzeugung gegenübertritt, er Einwendungen zugänglich ist. — Was weiß aber jeder kleine oder kleinliche Mensch mit seinem bißchen Lebensmaßstab davon, wenn er diesen an Menschengröße legt und gar noch als verzogenes Glückskind oder als Emporkömmling sein eigenes Wohlergehen auf Erden mit Genie verwechselt. Das ist überhaupt etwas, worunter Persönlichkeiten von Format, die dem Vaterlande dienen, zu leiden haben. Sie werden beurteilt von tief-tief unter ihrem Niveau Stehenden. Und wenn diese Einführung, mit persönlicher Note versehen, hier und da abschweifte, so geschah es, damit wir endlich im Falle Ludendorff zum Heile der Zukunft des nationalsozialistischen Deutschlands uns mit unserem Urteile denn doch recht anders einzustellen wissen.

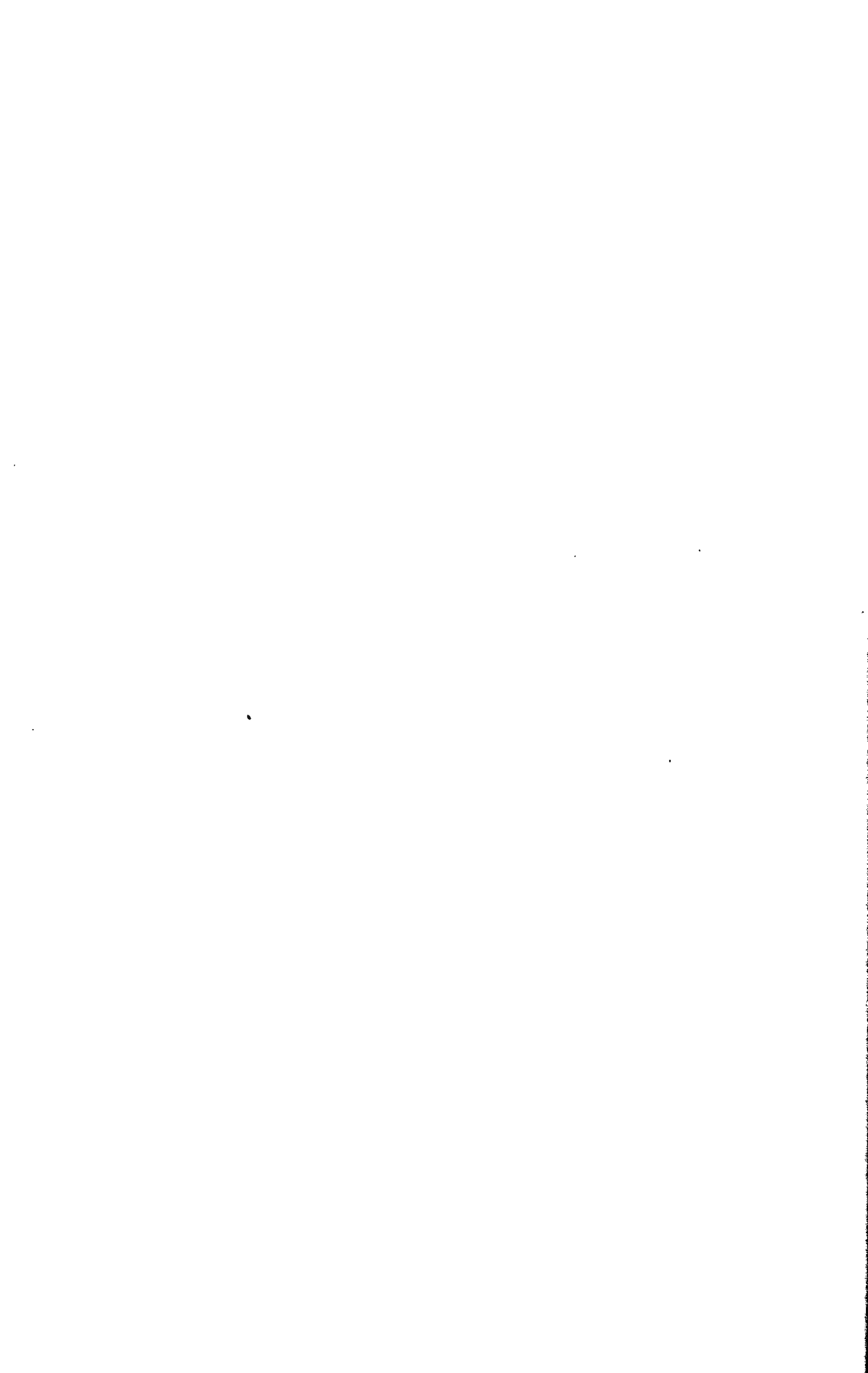
Dem Rufe meines Verlegers bin ich als Offizier und Frontsoldat, als Kämpfer politischer und geistiger Einheit, der ich seit

30 Jahren bin, gefolgt. Eine Ablehnung dieses Deutschtum ehrenden Antrags wäre einem feigen Ausweichen, einer hündischen Abhängigkeit von vermeintlichem Wohlergehen auf Erdenzeit gleichgekommen. Ich würde auch, wie so viele, der Wahrheit ins Gesicht hauen und sie mit der Rückenfront ansehen, die man angesichts seines Kriegsfeldherrn Ludendorff denn doch wohl nicht zeigt. Der Wahrheit! die der Führer für die erste selbstverständliche Pflicht eines jeden Deutschen hält, die mit dem Wiederaufstieg zu Ehr' und zum Besten des Reiches verbunden ist. — Bei solchem Führerverlangen, wer folgte da nicht und gebe der Wahrheit nicht die Ehre, wo es eine Zeit gab, da Hitler und Ludendorff Schulter an Schulter standen in der Politik zur Bekämpfung der Roten und Schwarzen und an der Feldherrnhalle. Die gewaltige Persönlichkeit Ludendorffs, an dessen Seite sein Bursche fiel, hat unbedingt größeres Blutvergießen verhindert; denn, wie Augenzeugen bestätigten, ging er aufrecht gegen die feuernden Soldaten des Jesuitismus, ohne daß sie von dieser Führung wußten, und rief: „Nicht schießen", bis sie ihn als Gefangenen erklärten. Ich glaube, wenn wir uns dessen besinnen, darf es keine Feindschaft mehr mit Ludendorff geben. Machen wir also einen Strich darunter, was inzwischen geschehen ist; die Tatsachen in mancher Hinsicht, auch die des 30. Juni 1934, belehrten uns, daß jene widernatürliche Verfehlung bereits von Ludendorff und vielen anderen erkannt war. — Unserm Staate und Volke kann Ludendorff noch viel geben. Wir, als Soldaten in erster Linie, wollen uns nichts mehr gegenseitig vormachen und auch nicht auf unverantwortliche Einflüsterungen hören, die wohl von schwarzen u. a. Gegnern ausgegeben werden, „es sei nicht erwünscht von Ludendorff zu sprechen und zu schreiben". Unerwünscht ist, was deutschem Volke schadet; zu dessen Schaden aber wurde Ludendorff — weiß Gott nicht — geboren! Wir alle haben den gleichen Gegner, wenn es ja mancher von uns erst nach der Lektüre dieses Ehrenbuches merken wird. Drücken wir uns also nicht um die Wahrheit zugunsten einer Geschichts- und Gegenwartslüge herum, niemals kann uns die Lüge kommandieren. Und so sprechen wir auch in der nun einsetzenden Wertung des Generals Ludendorff, des Deutschen und des Denkers im Weltkriege, so wie wir es verstehen und als ehrliebende Soldaten es gewohnt sind.

Ober-Schreiberhau, 9. Januar 1935.

Der Verfasser.

Erster Teil



Erich Ludendorff bis 1914

Das gesamte Lebenswerk des Generals Erich Ludendorff, in Büchern und Schriften zusammengedrängt, liegt auf dem Tisch. Man greift hier und da hinein, beginnt zu lesen, liest weiter und möchte am liebsten nicht aufhören, dort, wo man begann. — Was ist das? Auf dem Vorderumschlag von „Schädliche Geheimnisse der Hochgrade" der „Halsorden des Logenmeisters der Andreasmeisterlogen der Großen Landeslogen der Freimaurer von Deutschland"! Im grünlich glitzernden goldenen Ordensstern ein Mensch mit hochgespreizten Armen und gespreizten Beinen in gekreuzten offenen Röhren. Auf der Rückseite sieht man die unteren Flächen dieser Röhren und im Schnittpunkt das Dreieck mit den bekannten jüdischen Buchstaben, so daß wohl keine Deutung mehr möglich ist und in Zukunft deutsche und auch volksbewußte Männer in anderen Staaten sich nie wieder solch Klunkerzeug zu Ehren Judas umhängen werden, ohne in Gefahr zu kommen, sich lächerlich zu machen, sich ihrer Mannheit zu entkleiden und als Volksschädlinge zu gelten. Die Erklärung, die Ludendorff dazu gibt, ist überzeugend und eindeutig. Es handelt sich bei diesem höchsten Ordenskreuz um die „Fesselung und Wehrlosmachung deutscher Kraft". Jeder männlichen Kraft überhaupt, das setzen wir wohl im Einverständnis mit dem Verfasser hinzu. Und wenn der General uns nichts anderes gegeben hätte von den unermeßlichen geistigen Schätzen, die vor uns liegen, schon dafür müßten wir im deutschen Herzen dankbar sein.

Die Wehrlosmachung stand seit Jahrzehnten gegen die Wehrwahrmachung in unserem Volke, und Ludendorff beweist uns, daß selbst in unserer vorkriegszeitlichen Rüstung das letzte versäumt wurde und das gegen die klare Vorschau und Vorsorge eines Ludendorff, dem Verantwortlichen in der Aufmarschabteilung des Großen

Generalstabs. Warum das? Diese Kurzsichtigkeit, diese Verantwortungslosigkeit und das hämische Übelwollen gegen volle deutsche Kraftentfaltung bei versteckten und offenen Feinden im Innern? Nun, weil man keine Ahnung davon hatte, welche Geheimnisse selbst deutsche Männer, eidgebunden, zu wahren müssen glaubten, obwohl sie im Staatsdienst gerade erst recht eigentlich verpflichtet waren, oder als Staatsbürger doch nicht den Lebensbedingungen des Volkes hätten zuwiderhandeln dürfen. Wie viele sind es noch, die selbst jetzt eine Schrift wie die der „Geheimnisse der Hochgrade" ungelesen beiseiteschieben. Jetzt können sie sich aber nicht mehr entschuldigen, und wir wecken die Schläfer; denn wer wollte heute, nach 1918, noch nicht eingesehen haben, daß das Schlimmste, was dem deutschen Volke geschehen konnte, die

„Fesselung und Wehrlosmachung deutscher Kraft"

war und ist!

Schon greife ich demnach zu dem würdig ausgestatteten Buche: „General Ludendorff, Mein militärischer Werdegang. Blätter der Erinnerung an unser stolzes Heer." Das ist das Buch, das eindringlich zu uns spricht: „Werdet wieder wehrhaft!" — Und der, welcher diese drei Worte mit seinen Steilbuchstaben „Ludendorff" auf die schwarzweißrote Binde setzte, ist wohl, wie keiner mehr, berufen, es heute in unser deutsches Gewissen zu hämmern. Mit Recht — damit da kein Irrtum entstehen kann, warum dieser eine gerade zu diesem Ruf erkoren ist — hat mir, gleich einer Widmung, der Verleger hineingeschrieben:

> Moltke, Chef des Generalstabes des deutschen Feldheeres an Ludendorff:
>
> „Sie werden vor eine neue schwere Aufgabe gestellt, vielleicht noch schwerer, als die Erstürmung Lüttichs. Ich weiß keinen anderen Mann, zu dem ich so unbedingtes Vertrauen hätte als wie zu Ihnen. Vielleicht retten Sie im Osten noch die Lage."

Das war am 22. August 1914 abends im Großen Hauptquartier in Koblenz, mit welchem historischen Erinnern General Ludendorff seine Schrift: „Tannenberg, geschichtliche Wahrheit über die Schlacht" beginnt.

Nun könnten Unbelehrbare, immer noch Eitle und Eifersüchtige, gar Übelwollende sagen: Und wenn schon der Generalstabschef

Moltke diese hohe Meinung von Erich Ludendorff hatte, wir wissen ja doch, daß dieser Moltke versagte. Wie kommt er dazu, aus den vielen hundert befähigten Offizieren gerade Ludendorff herauszugreifen? Darauf die Gegenfrage, welcher Offizier, der durch den Großen Generalstab gegangen war, um zu höherer geistiger Führung, als Kopf einer Armee, berufen zu werden, hat für uns gleichwertig solche

„Blätter der Erinnerung an unser stolzes Heer"

aufzuweisen, die ich nun vor dem Leser in ihrem wichtigsten Gehalt, um den General als Mensch und Offizier, als Deutscher und Nordling beurteilen zu lassen, hiermit objektiv ausbreite.

„Daß ich in das Kadettenkorps kommen und Offizier werden sollte, wurde mir beinahe in die Wiege gelegt. Nur in meinen jüngsten Jahren erschien mir, Konditor zu werden oder Kutscher zu sein, noch anziehender."

So beginnt das erste Kapitel: „Von der Geburt, 9. April 1865, bis zum Leutnant, 15. April 1882." — Mit vielen Söhnen aus achtbaren Familien, aus dem Offizier- und Beamtenstande, hat Ludendorff diese Feststellung gemeinsam. Er, dessen Vater als Gutsbesitzer im Posenschen auf den Titel „Rittmeister" deshalb stolz sein konnte, weil er mit Auszeichnung den Krieg von 1866 und 1870/71 mitgemacht hatte, während seine Mutter nachweislich aus alter Familie Tempelhoff stammte, die in ihren Zweigen Beamte und lutherische Geistliche aufwies und in Georg Friedrich, einem General Friedrichs des Großen, den Adel erhielt. Was Ludendorff aber uns heute ist und immer sein wird, ist ihm nach seinem Lebensbuche auch in die Wiege gelegt worden. Da heißt es:

„Nach Akten der Stadt Köln hat ein Ludendorff unter Kaiser Sigismund im 15. Jahrhundert gegen Priester und Juden gekämpft und sich dadurch den Unwillen des Kaisers zugezogen."

Kampf gegen dunkle Mächte, die damals den Glaubens- und Wahrheitsfanatiker Huß verbrannten, und damit heraufbeschworener Unwille über Herrschsucht scheint also im Blute der Ludendorffs zu liegen und ihnen nicht zur Unehre zu gereichen. Schon früh hat unser General, als junger Leutnant in Wesel, besonders in Manövern, nach seinen Lebenserinnerungen beachtet, welche heimlichen Kräfte

nur widerwillig sich dem Gedanken der Wehrhaftigkeit fügten, ja ihm offenen Widerstand entgegensetzten. Er schreibt:

„Die Manöver führten mich in das Rheinland und nach Westfalen, wo damals die Industrie noch nicht so entwickelt war, wie 30 Jahre später, als ich Regimentskommandeur in Düsseldorf war ... Da war Cleve mit dem Schwanenturm, aber auch der Wallfahrtsort Kevelaer, hart an der holländischen Grenze, mit Buden von wächsernen Gliedmaßen, diesem Zeichen finsteren Aberglaubens unserer vermeintlich so aufgeklärten, aber in tiefer Verblödung steckenden Zeit ... Die Aufnahme in den Quartieren war durchweg eine gute. Aus den Quartieren der Beamten der römischen Kirche strömte mir eine Luft entgegen, die mir fremd war. Ich konnte sie mir damals nicht erklären, war doch die Küche der rundlichen Pfarrersköchin recht gut und der Wein nicht minder; aber es war ein fremdartiger Geist in diesen Räumen. Er konnte ja nicht anders sein. Der Drill und die Suggestionen, die der römische Priester erhält, machen ihn zu einem Beamten eines Italieners auf dem päpstlichen Stuhl und lösen ihn aus seinem deutschen Volk. Es waren arme, heimatlose Menschen, die nur in deutschen Häusern wohnten. In diesen konnte keine andere Luft herrschen, als sie mir entgegenschlug. Einmal führte mich mein Quartier in ein schönes, von einem Wassergraben umgebenes Schloß des Herrn von Kettler, ich glaube eines Verwandten jenes Bischofs, der einst während des vatikanischen Konzils Bismarck um Beistand gegen die Absichten seines Papstes, sich die Unfehlbarkeit zuzusprechen, anrief, dann aber wieder ein gefügiger und fanatischer Diener seines Gebieters in Rom wurde ... In das Quartier des Regimentsstabes kam auch die Regimentsmusik. Es war üblich, daß an Ruhetagen die Musik den Quartiergebern ein Ständchen gab. — So war es auch auf dem Besitz des Herrn von Kettler, eines stolzen, hochfahrenden Menschen, der seinen fast erwachsenen Sohn und dessen Begleiter in einer Weise behandelte, die mich empörte. Die Töchter des Hauses hatten den Regimentskommandeur gebeten, und zwar mit Zustimmung des Vaters, die Musik möchte doch einen Tanz spielen. Auch wir jüngeren Offiziere waren gern dabei. Da erklärte der Hauskaplan, er wünsche den Tanz nicht, wohl

zum Seelenheil der jungen Mädchen, die in irgendeinem Sacré Coeur-Institut Belgiens erzogen wurden und — die Musik erhielt Weisung, ein ander Stück zu spielen. Das zeigte mir den ungeheuren Einfluß der Beamten der römischen Kirche in den Häusern des doch wirklich sonst so recht selbstbewußten katholischen Adels . . .

Im Jahre 1884 hatten wir Kaisermanöver. Die Parade war auf dem linksrheinischen Gebiet. Die zahlreichen Ortschaften trugen aber viel mehr päpstliche weißgelbe als preußische oder deutsche Fahnen. Die von der römischen Geistlichkeit damit betriebene Demonstration war nur zu klar."

Wie anders eine entsprechende Manöver-Erinnerung in Mecklenburg auf einem großen Rittergute. Mit dem Regimentsstabe des I. Hans. Inf.-Regt. Nr. 75 waren wir dort einquartiert. Es war Sonntags und die Regimentsmusik unter Ewald Schulz aus Bremen spielte schließlich auch „Der Schäfer putzte sich zum Tanz" u. a. Zum Takte drehte sich die kleine und größere Jugend des Dorfes und des Gutes. Bei der Tafel sprach der Hausherr, er sei, während die Musik zu spielen begann, an der Kirche vorbeigeritten. Da hätte der alte Pastor resigniert seine Kirche zugeschlossen und gefragt: „Niemand ist heute gekommen, ich muß jetzt zum Nachbardorf; sagen Sie: Ist dort auch Regimentsmusik?" — Dies zur unterschiedlichen Betrachtung eingefügt. Wo tritt natürliche Lebenskraftentfaltung und deutsches Bewußtsein zutage, dort, wo der Hauskaplan einer Preußischen Regimentsmusik gebietet, oder ihre heiteren Weisen der Bevölkerung Freude geben und Kraft zu saurer Wochenarbeit!

Was nun aber weiter den Leser schon auf den allerersten Seiten des „Ludendorffschen Werdeganges" fesselt, ist folgender „tiefste Eindruck", den die Tränen seiner Mutter auf ihn machten, als nach kurzem Urlaub sein Vater wieder in den Krieg nach Frankreich ging, nach den amtlichen Nachrichten sein Truppenteil an einer Schlacht teilgenommen hatte und lange Zeit keine Nachricht eintraf:

„Diese Tränen schrieben in mein Kindergemüt, daß der Krieg etwas ungeheuer Ernstes war."

Eines ähnlichen Eindrucks entsinnt sich Ludendorff, als er die Kriegsbekleidung der Kompagnie auf der Kammer zu Wesel nachzählen mußte und dabei auf die „Erkennungsmarken" stieß, „die

jeder Soldat mit der Mobilmachung bekam, um an ihr im Todesfall trotz äußerster Verstümmelung erkannt zu werden":

> „Das zeigte mir den großen Ernst meines Berufes und ließ mich recht sehr über meine große Verantwortung nachdenken, die ich schon als Rekrutenoffizier und als Führer meines Zuges Soldaten gegenüber hatte."

Damals war Ludendorff im achtzehnten Lebensjahre. Als Selektaner der Hauptkadettenanstalt Lichterfelde, wo er, nach Absolvierung der Kadettenzeit in Plön, bald sogenannter „Kompagnieführer" wurde und die volle Zufriedenheit seines Kompagniechefs erlangte, war er sehr jung ins Regiment gekommen. Es war insofern eine Auszeichnung, als damals das 57. IR. charakterfeste Offiziere nötig hatte. Als Charakter war aber bereits der junge Selektaner, der nicht über „Tanten" und über sonstige „Verbindungen" verfügte, damals schon erkannt. — Im Hause der Eltern, die nach Berlin gezogen waren, als das später übernommene Gut in Pommern schwer zu halten war, ging es sehr einfach zu, und der Vater suchte die Mittel für die Erziehung einer Reihe von Kindern damit zu schaffen, daß er nach manchen Mißerfolgen Beamter einer Hagelversicherungsgesellschaft wurde. Als der junge Leutnant nach einiger Zeit zur Militärturnanstalt 1/2 Jahr kommandiert war, nahm er mit Vorliebe das häusliche Leben bei den Eltern wieder auf und ebenso später noch bei seinem 3jährigen Kommando zur Kriegsakademie und zum Generalstab. Ihm war damals schon ein abendliches Kneipenleben in verräucherten Lokalen zuwider, und er schloß sich auch in späterer Zeit von sogenannten Frühschoppen und Stammtischen aus. Wir werden noch kennenlernen, welchen Ernst er bis zur Mobilmachung der pflichttreuen Berufsausübung entgegenbrachte, ohne etwa zum Duckmäuser zu werden oder sich den kameradschaftlichen und gesellschaftlichen Bedingtheiten des Offizierstandes von damals zu entziehen. So lesen wir, daß er als Generalstabsoffizier des IV. Korps in Magdeburg die Bälle arrangierte und stets ein flotter und stattlicher Tänzer blieb, wie er selber schreibt, ein „flotter Leutnant", der in Wesel auch in der „Loge" tanzte, als einer „gesellschaftlichen Vereinigung bürgerlicher Kreise, die nebenbei Wohltätigkeit pflegte". Er wußte damals nicht, welch einen Tanz er nach dem Kriege mit den Logen haben sollte, um dagegen ebenso siegreich zu sein, wie in den vielen Schlachten des

Weltkrieges. — Gehen wir aber auf den Kern des Ludendorffschen militärischen Werdegangs ein, um rückerinnernd selbst als Soldat und Offizier, ja wohl für jeden Volksgenossen beiderlei Geschlechts und in allen Lebensaltern, mit dem General inbrünstig zu empfinden, was er auf Seite 16/17 des denkwürdigen Lebensbuches schreibt:

Das Hohe Lied des Soldaten.

„Ich hatte meinen Beruf liebgewonnen und konnte mir keinen schöneren denken.

Ja, es war schön, Soldat zu sein, wenn man seine Rekruten ausbildete, oder das Bataillon — so war es damals noch — in geschlossener dreigliedriger Linie unter den Klängen des Avanciermarsches zum Angriff vorgeführt wurde, und der junge Leutnant Ludendorff dabei die Richtung für den Einbruch in den Feind festzuhalten hatte. Es war schön, Soldat zu sein, seinen Schützen voranzuschreiten und sie im Gelände so zu führen, daß sie dem Gegner geringe Ziele boten, oder im Manöver andere Aufgaben zu erfüllen und dazu noch beritten zu sein. Es war schön, Soldat zu sein, wenn bei dem Parademarsch in der Regimentskolonne, die durch die zwölf in Linie formierten, dicht aufgeschlossenen Kompagnien gebildet wurde, die drei durch Kampf geweihten enthüllten Fahnen des Regiments, eingerahmt von mir und einem anderen jungen Offizier als Fahnenoffiziere, dem Regiment voran und an dem Obersten Kriegsherrn, vorbeimarschieren durften. Es war schön, Soldat zu sein und . . . zu genießen, glückliche, schöne Tage einer frohen, aber doch schon verantwortungsreichen Jugendzeit. Dabei das hohe und stolze Gefühl, bereit sein zu müssen, um sein Leben einzusetzen für Kaiser und Volk und die Ehre der alten Fahnen als Vorbild und Führer von Soldaten des tüchtigsten Heeres der Welt."

Zu keiner Zeit seines militärischen Lebens aber verschließt er, dieser schlichte tiefgründige Mentor des alten Heeres, seine Augen gegen mancherlei Mißhelligkeiten, Schäden und Befürchtungen, um ihnen auf den Grund zu gehen. So berührt er bereits schon in Wesel die Beobachtung, mit welch geringen „geschichtlichen und staatsbürgerlichen Kenntnissen" die Rekruten zur Truppe kamen, weil die Volksschulbildung keinen Wert darauf gelegt hatte. Später, als

Kompagniechef 7/IR. 61 kommt er nochmals darauf zu sprechen, als bei einer Vorinstruktion einer anderen Kompagnie der betreffende junge Leutnant den Reichskanzler Bismarck zum „Kriegsminister“ machte, obschon das deutsche Volk gerade die plötzliche Entlassung seines Eisernen Kanzlers erlebt hatte! Er bedauert auch, daß selbst in Lichterfelde der Vortrag der Geschichte mit 1815 abschloß.

Weiter entsinnt er sich eines Rekrutentransportes von Essen nach Metz und schreibt:

> „Der Marsch vom Versammlungsplatz der Rekruten nach dem Bahnhof Essen war widerlich. Die Massen waren angetrunken, Rekruten auch. Das Unheil des Alkohols machte sich erschreckend bemerkbar ... In der Nacht hielt der Zug in der Eifel auf irgendeinem Bahndamm, an dessen Fuß ein Bach entlang führte. Die Angetrunkenen waren nicht zu halten, sie hatten Durst bekommen und stürzten nun aus ihren Wagen zu dem Wasser. Es war ein Wunder, daß dabei keiner verunglückte. Aber es machte Mühe, die Rekruten wieder in den Zug zu bekommen.“

Die gleiche Beobachtung konnte ich bei einem solchen Rekrutentransport von Bremen nach Gnesen machen, wo dann, nach Ablieferung der jungen Menschen, im Kasino noch die schwere Zecherei mit starken östlichen Trunken, die wir, gottlob, nicht gewohnt waren, zu überstehen war. — Wer, wie der General, die „damaligen Gepflogenheiten“ des reichlichen Alkoholgenusses am Abend nach anstrengenden Generalstabsreisen und Übungen geißelt, hat wohl mit ihm dabei den Wunsch, daß endlich das deutsche Volk diesen Alkoholteufel gründlichst beseitigen möchte. Er erkannte auch die Schäden, die er unter Kameraden anrichtete, worunter der Dienstbetrieb litt. Und wer sollte das nicht auch bedauert haben, ohne daß es ihm vergönnt war, den kurzen wegwerfenden Ausspruch unseres Obersten von Garnier zu hören, wenn er vormittags durchs Kasino ging: „Bier macht dumm!“

Mit vielen Kameraden teilte Ludendorff die Abneigung gegen die befohlenen überraschenden Spindrevisionen. Was er darüber schreibt, zeichnet ihn besser als eigene Worte:

> „Wir jüngeren Offiziere kümmerten uns im allgemeinen wenig um Politik ... In dem Monarchen verkörperte sich für uns die Sicherheit und die Ehre des Volkes und Vater-

landes, wußten wir doch auch die Leitung des neugeschaffenen Reiches in den festen Händen Bismarcks denkbar gut aufgehoben. Siegreiche Kriege umwoben zudem die Fahnen des alten Heeres mit frischem Lorbeer. Die früheren Attentate gegen den Kaiser hatten tiefe Entrüstung gegen Sozialdemokraten und Anarchisten gezeitigt. Wir hielten die Ausnahmegesetze gegen die Sozialdemokratie für angemessen, ahnten indes damals noch nicht, welche Schuld Besitz und Bildung durch Eigennutz und Hochmut gegenüber dem deutschen Arbeiter auf sich geladen, und wie sie ihn in die Arme des Juden getrieben haben. Das Nachsehen der Spinde der Soldaten nach sozialdemokratischen Schriften war mir aber, wie den anderen Kameraden, stets etwas sehr Lästiges, ja Widerwärtiges."

„Auch der gewaltige Kampf Bismarcks gegen Rom ging nicht an mir vorüber. Ich lebte ja inmitten katholischer Volksteile und empfand häufig scharf die innerpolitischen Wirrnisse, die von Rom heraufbeschworen wurden, um, wie ich heute nur zu klar sehe, das protestantische Preußen zu zerschlagen und das Hohenzollernhaus zu beseitigen. Es war ein unglaubliches Unterlassen auch der Regierung Bismarcks, daß das Volk nicht allseitig eingehend über diese ungeheuren, ihm von Rom drohenden Gefahren aufgeklärt wurde. Die Jesuitengesetze, die die Jesuiten aus Deutschland entfernten, trafen nicht den Kern."

Und wie sah und sieht es mit dieser Aufklärung aus? Zu einer Zeit, die sichtlich unter den Nachwirkungen der Aufhebung des Jesuitengesetzes durch den schwarz-roten Block unseligen Angedenkens steht!

Wie heute die jüngere Generation der Aufrüstung des deutschen Volkes gegen das Versailler Friedensdiktat mit Spannung entgegensieht, erfahren wir im Rückblick aus Ludendorffs militärischem Werdegang die Bekümmernisse und Erwartungen der verschiedenen Militärvorlagen in den 80er und 90er Jahren. Was schreibt der Verfasser von der durch Bismarck eingebrachten Vorlage 1886 nach politischen Schwierigkeiten mit Frankreich und der wankelnden Haltung Kaiser Alexanders III? Am Zentrum war die Militärvorlage gescheitert. Es kam zu Neuwahlen:

„In Wesel standen sich ein Zentrumskandidat und, wenn ich nicht irre, ein Nationalliberaler scharf gegenüber. Natürlich waren wir Offiziere an der Durchbringung der Heeresvorlage im Reichstage aufs äußerste interessiert. Wir verfolgten die Wahl in Wesel mit größter Spannung und begrüßten freudig die Wahl des Nationalliberalen, so wenigstens steht es in meiner Erinnerung, und waren dann zufrieden, als im Reichstage die Heeresvorlage angenommen wurde. Daß hier Bismarck den eigenartigen Schritt unternommen und den römischen Papst Leo XIII. angegangen hatte, auf das Zentrum für Annahme der Heeresvorlage einzuwirken, war mir damals wohl nicht im vollen Umfange gegenwärtig. Heute ist mir dieser Schritt wie die Anrufung des Schiedsspruches des Papstes in einem über die australische Inselgruppe, die Karolinen, mit Spanien ausgebrochenen Streitfalle ein Beweis, wie weltfremd Bismarck trotz seines sogenannten Kulturkampfes den ewig währenden Machtansprüchen des römischen Papstes als Vollstrecker der Gesetze Jahves gegenüberstand."

In den Mittelpunkt der Fragen um die Heeresvermehrung tritt Ludendorff allmählich mit seiner Versetzung in die zweite Abteilung, der Aufmarschabteilung des Großen Generalstabes im Frühjahr 1904, um später dann das entscheidende Wort in die Waagschale für volle Ausnutzung der allgemeinen Wehrpflicht zu werfen. Die Heeresvermehrung um 9000 Mann für das neue „Quinquennat" von 1905 bis 1910 stellte „Reichstag und alle deutschfeindlichen Mächte recht zufrieden". — Als Chef der 2. Abteilung berichtet uns dann Ludendorff:

„Auf dem Gebiete der Heeresvermehrung fördernd einzuwirken, war mir zunächst versagt. Das Quinquennat des Jahres 1905 lief am 1. April 1910 ab. General von Einem verlängerte es, wie das vorletzte Quinquennat, um ein Jahr bis zum 1. April 1911. Er wollte dann zu diesem Zeitpunkt dem neuen Quinquennat von 1911 bis 1916 Gesetzeskraft geben. General von Moltke hatte sich bereits 1907 hiermit einverstanden erklärt. Das Quinquennat von 1911 bis 1916 sah die Erhöhung der Mannschaftsstärken um 10875 Mann vor, es war völlig ungenügend. Bei einer Bevölkerung von beinahe 65 Millionen Köpfen erreichte das Heer eine Mannschaftsstärke von 504446, d. h. nur noch von 0,79 % der Bevölkerung!

Damit war auch der Reichstag zufrieden. Trotz meiner Einwendung, trotz der bosnischen Krise, war ein starkes Eintreten des Generalstabes gegen diese unerhörten Unterlassungen nicht zu erreichen, auch ich mußte mich demgegenüber noch fügen. Kaum war das Heeresgesetz am 1. April 1911 in Kraft getreten, als die zweite Marokkokrise die Welt erschütterte und den Großadmiral von Tirpitz veranlaßte, eine Flottennovelle einzubringen. Dies gab auch dem Kriegsminister Anlaß, auch seinerseits mit Forderungen hervorzutreten. Unter dem 1. Dezember 1911 nahm der Chef des Generalstabes dazu Stellung. Jetzt konnte ich meine Ansichten schärfer zur Geltung bringen."

Die Ludendorffsche Denkschrift berührt die Spannungen zwischen Deutschland und Frankreich, so daß in fast allen europäischen Staaten eine erhöhte militärische Tätigkeit ausgelöst wurde, und schließt dann:

„Alle bereiten sich auf den großen Krieg vor, den alle über kurz oder lang erwarten. Nur Deutschland und das ihm verbündete Österreich nehmen an diesen Vorbereitungen nicht teil ... Eine wirkliche, wenn auch unbedeutende Verstärkung der Wehrkraft wird erst das Jahr 1914 bringen. Von Feinden rings umgeben, läßt Deutschland jährlich Tausende seiner waffenfähigen Männer unausgebildet ... Es ist nie gut, wenn sich ein Staat auf Bundesgenossen verlassen muß und nicht aus eigener Kraft jeder ihm drohenden Gefahr gewachsen ist ... Immer bleibt es Pflicht jedes Staates, nicht nur den kommenden Ereignissen ruhig ins Auge zu blicken, sondern sich auch auf den Tag der Entscheidung vorzubereiten, der darüber urteilen wird, ob seine innere Kraft ihn zu weiteren Lebensformen berechtigt oder nicht. Auch Deutschland muß sich für diese Entscheidung rüsten. Ich halte sowohl einen Weiterausbau seiner Flotte, als auch eine stärkere Heranziehung seiner waffenfähigen Mannschaft für das Heer, also eine Erhöhung der Friedenspräsenz für ein Gebot der Selbsterhaltung. Beides muß Hand in Hand gehen."

Und nun sollte die „vermeintlich schlechte Finanzlage des Reiches und die befürchtete Haltung des Reichstages jeden starken Entschluß nehmen". Ein damals bekannter General von Stein und das Kriegsministerium trösteten sich, daß ohne ernsthaften Widerstand des

Reichstages das Heer um 24000 Mann verstärkt wurde. Weiterer Hoffnungsschimmer fiel auf das „Quinquennat 1916 bis 1921“. Der Generalstab schrieb demgegenüber „Deutschland läßt Tausende seiner waffenfähigen Männer unausgebildet“; Ludendorff aber berichtet sogar das noch als Irrtum; denn Zehntausende, ja Hunderttausende waren unausgebildet! — Wenn wir jetzt mit dem General zurückblicken auf den damals nicht erkannten Wendepunkt um deutsches Sein und Nichtsein, dann greifen wir uns an den Kopf, warum Kaiser und Fürsten, schließlich der Bundesrat oder sonst irgendein starker Mann die Heeresvermehrung nicht — wie Bismarck zu Anfang der 60er Jahre mit Hilfe Roons, unter den Augen des Königs Wilhelm I., zur „Konfliktszeit“ die preußische Heeresvermehrung ohne Landtag und Budget — kühn durchsetzten. — Die damaligen Bläffer wurden durch die Reinigung der deutschen Frage in den Schlägen 1864 und 1866 eines Besseren belehrt, als Vorbedingung der Reichsgründung zu Versailles 1871, wenn schon in der Verfassung, die sich auf diesen 18. Januar 1871 gründete, ein Passus vergessen war, der etwa, unserer Meinung, hätte lauten müssen:

> Über Heeresfragen beratet und entscheidet Reichstag und Bundesrat nicht, wenn die verantwortlichen Landesverteidigungsstellen dringende Maßnahmen fordern; denn wo es sich um Sein oder Nichtsein eines Volkes handelt, kann die Verantwortung nicht von Mehrheitsbeschlüssen abhängig gemacht werden.

Der General Ludendorff hat wenigstens das Äußerste getan: Ein von ihm entworfenes Schreiben an das Kriegsministerium wies nochmals auf die Notwendigkeit bei den Ereignissen in Europa, unser „Heer im Frieden von neuem und wirklich entscheidend zu verstärken“. Die Lücken müßten ergänzt werden, dem Ausbau moderner Kampfmittel Beachtung geschenkt werden. Eine bessere Zusammensetzung der Reserve- und Landwehrformationen hätte zu erfolgen. — Wenn man sich dann diese Lücken in Anlage 2 der „Kriegsgliederung V. Armeekorps“ im Ludendorffschen „Werdegange“ hinsichtlich der Reserveformationen vergegenwärtigt, muß man auch, wie der General ausdrücklich hervorhebt, dem Kaiser Dank wissen, daß auch er sich für die Heeresvermehrung zunächst neu einsetzte. Es fehlte den Reservekorps z. B. völlig an schwerer Artil-

lerie des Feldheeres. — Und da lagen wir nun, nach dem Sturm über dem Yserkanal am 24. Oktober 1914, in den Gräben 500 m vor der Festung Nieuport im „Segen“ schwerster feindlicher Schiffsgranaten und beweglicher schwerer Geschütze an Land hinter den Deichen, während unsere Artillerie schwieg. Bis in die Nacht zum 1. November hielt ich mit der 6. und 7. Kompagnie RJR. 8, letztere hinter den Nordkanal zurückgezogen, mit dem Befehl aus, uns zu opfern; denn die Division hätte wegen der durchstoßenen Deiche hinter den Yserkanal zurückgehen müssen. In meiner 6. Kompagnie hatte ich dicht bei mir eine Korporalschaft von ernsten Landwehrleuten, lauter Berliner, Schaffner und Führer der Großen Straßenbahn. Sie waren schweigsam und, als wieder unsere Artillerie nicht antwortete, fragten sie mich, wo unsere Artillerie denn heute wäre! — Jetzt ersehe ich aus dem Ludendorffschen Buche, diesem verantwortlichen Tatbericht in Gegenwart und Zukunft hinein, recht getan zu haben, als ich lakonisch antwortete:

„Der Reichstag hat ja eine Heeresvermehrung nicht rechtzeitig bewilligt!“

Und nun hätte man diese Berliner mit dem damaligen Reichstag ein Wort reden hören müssen, wie sie diesen Reichstag als verräterisch bezeichneten und ihm auch solchen „Segen“ ohne Gegengruß von Herzen gönnten. — Ludendorff antwortet darauf in seinem Werk:

„Es mußte sehr bald ein schwerer Munitionsmangel an allen Fronten eintreten, der von unseren tapferen Soldaten so schwer empfunden wurde und unsere Gesamtkriegslage so ungemein erschwerte . . .“

„Das Leiden der Truppe, das hieraus entstand. Es war für mich (nach 1916) die schwerste Aufgabe, dem Schrei nach Munition, der von allen Seiten der weit ausgedehnten Fronten an mich drang, ein taubes Ohr entgegenstellen zu müssen und nur dort Munition hinzusenden, wo die Kampflage es am dringendsten forderte . . .“ „Da dachte ich an meine Kämpfe in der Vorkriegszeit und Zorn flammte in mir gegen die an diesen Zuständen Schuldigen empor . . .“ „Und deshalb mußten so viele Menschen ihr Leben lassen!“

Was war aber damals die Antwort an unseren verantwortungsvollen Ludendorff? — Der Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements, General Wandel, schrieb ihm:

„Wenn Sie es so weitertreiben mit ihren Rüstungsforderungen, dann bringen Sie das deutsche Volk zur *Revolution*.“

Der Kriegsminister aber schrieb von „vernünftiger Steigerung der Etatsforderung für 1914 und 1915“; der Ärmste wußte ja nicht, daß er damit eine Nasenlänge zu spät kommen sollte und, wie er die Verantwortung eines Ludendorff schließlich als „unvernünftig“ getroffen hatte! — Aber man sehe sich den herrlichen Kopf unseres Ludendorff an, den festen unerschütterlichen Blick lasse man eine Weile auf sich ruhen, dieses deutsche Angesicht nordischen Gepräges, wenn auch aus dem Osten hervorgegangen, von dem es einem Graf Reventlow vorbehalten war, nach seiner jetzigen Entdeckung als Mußpreuße, zu demonstrieren, daß der Osten unserer preußischen Provinzen slawischen und nicht nordischen Charakter habe. Wer so unverantwortlich spricht, vergißt, selbst als Nordländer, daß germanische Nordstämme in ihrer eigenen Heimat bis an die Weichsel saßen. Er trifft damit auch den Generalfeldmarschall von Hindenburg und viele andere, mich übrigens auch, und alle die preußischen Soldaten aus Schlesien, Posen und West- und Ostpreußen, die brav gefochten, daß Ludendorff in seinem Buch gerade auch den aus Posen sich rekrutierenden Regimentern ausdrücklich soldatisches Lob spendet. — Dieser, unser Ludendorff, gab sich nicht zufrieden. Am 25. November 1912 ging ein neues Schreiben an den Kriegsminister ab, worin unsere Schwächen betont wurden. Maßnahmen gegen „völkerrechtswidrigen Überfall“ wären zu treffen und dem Heere eine Stärke zu geben, die „*allein den endgültigen Erfolg im nächsten Kriege verbürgt*“. Der Menschenbestand muß ausgenutzt werden. Wir müssen wieder „*das Volk in Waffen*“ werden, das sich auf Bundesgenossen nicht verlassen kann. Das Waffenvolk, zu dem wir einst in großer Zeit durch große Männer geschaffen wurden. „Es darf darin für Deutschland kein Zurück, es darf nur ein Vorwärts geben.“

Der Chef des Generalstabs beantragte auf Ludendorffs Betreiben die „Erhöhung des Etats, wenn irgend möglich bis zur vollen Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht“. Demgegenüber äußerte der Kriegsminister betreffs der augenblicklichen militärischen Lage, daß das deutsche Heer mit voller Zuversicht allen Ereignissen der Zukunft entgegensehen könne. — Zweifellos hatte der Generalstabschef von Moltke in der Rücksprache nicht unbeugsam seinen Mann

gestanden. Das offizielle Schreiben des Kriegsministers lautete so schön bürokratisch:

„Mit Interesse Kenntnis genommen".

Er wollte nicht in der Lage sein, die Zahl der Waffenfähigen anzugeben. Auch damit ließ sich Ludendorff nicht abfinden, sondern erreichte ein Schreiben beim General von Moltke, daß es doch nicht bei dem Interesse bleiben dürfte. — Da etwas, des Volkes halber, geschehen müßte, arbeitete Ludendorff nun die Denkschrift vom 21. Dezember 1912 aus. Diese ist in ihrem Wortlaut in Anlage 7 wiedergegeben und wurde vom General schon 1919 wegen „französischer Fälschung" veröffentlicht. Den Wortlaut muß jeder Deutsche einmal auf sich wirken lassen, um den rechten Begriff zu haben, was es heißt, an rechter Stelle zu stehen und seine Person und ihr Fortkommen zurückzudrängen vor der Notwendigkeit der Verantwortung gegen Volk und Heimat. Erschüttert steht man vor der Tatsache, daß in Wahrheit zu dieser Schicksalsstunde des deutschen Volkes nur einer seiner pflichtgemäßen Überzeugung treu blieb. — Ich denke da an meinen eigenen Kampf — um mir „ein Maß sachlicher Arbeit immer wieder neu zu erkämpfen"— gegen das Polizeipräsidium Berlin und die hinter jüdischen Bankgaunern und galizisch-jüdischen Fälscherbanden stehenden interessierten Kreise, bis ich in dem bekannten Falle des „Animier-Bankiers" Siegmund Friedberg, weil mir zugemutet war, die Augen zuzukneifen, aus dem Aktionslokal heraus meinen Abschied und „die Flucht in die Öffentlichkeit" nahm, indem ich der „BZ. Am Mittag" es an vorderster Stelle mit großen Lettern anvertraute: „Ob Siegmund Friedberg heute oder morgen in London gefaßt werde, trete zurück vor der Pflicht, dem deutschen Volke die Augen zu öffnen!" — Die Fragen der Heeresvermehrung bei der gespannten europäischen Lage erforderten natürlich seitens des Generals Ludendorff eine nach außen hin delikate Behandlung. Er legte es aber doch dem Chef des Generalstabs nahe, seinen Abschied einzureichen, nachdem im Januar 1913 auch beim Kaiser die große Heeresvermehrung um etwa 3 Armeekorps fiel und bis 1916 vertagt wurde, obwohl von unserem General nochmals versucht wurde, die letztliche Antwort des Kriegsministeriums in ihren Irrtümern klarzustellen. — Wenn jetzt Ludendorff auf die nachträglich erkannte Mitwirkung etwa der Freimaurerei, selbst im Militärkabinett, hinweist, so wollen wir diese

Fragen im späteren Zusammenhang behandeln und nicht die große Linie durchbrechen, die der „Militärische Werdegang" des Generals hier in seiner Darstellung als ein Werk von hohem

Charakter und Kultur

aus deutscher Niedergangszeit nach 1918 zeichnet. — Die Folge der deutlichen Sprache und des heftigen Drängens eines Ludendorff war schließlich seine Herausversetzung aus dem Großen Generalstab mit dem Pflästerchen, daß, wenn er jetzt nicht ein Regiment übernehme, er später nicht Kommandierender General werden könne. So trat am 27. Januar 1913 Ludendorff als Regimentskommandeur nach Düsseldorf zur Truppe zurück, mit der Empfehlung des Chefs des Militärkabinetts an den Kommandierenden General von Einem, er müsse Ludendorff Disziplin beibringen.

Kehren wir aber noch einmal zu den Alltäglichkeiten und den besonderen Kommandos Ludendorffs, nach seinen Erinnerungsblättern an „Unser stolzes Heer", zurück, um zu belegen, warum man als Soldat und Volksmann diesen seltenen Lebensgang als „Charakter und Kultur" leuchtend hervorheben muß. Da ist es in erster Linie im Kommißdienst seine

Fürsorge für die Mannschaft.

Schon als junger Leutnant stellt er es als vornehme Berufspflicht im preußisch-deutschen Heere hin, daß selbst nach den anstrengendsten Übungen der Kompagnieoffizier, ehe er an sich denken konnte, die Unterbringung der Mannschaften auch in den weitläufigsten Quartieren prüfen mußte, um Mißstände sofort abzustellen. Er nennt das eine „vortreffliche Schule des alten Heeres, dies Hintansetzen der eigenen Person für das Wohl der Untergebenen". Und nun lassen wir ihn als Kompagniechef in Thorn sprechen:

> „Mit Gott für König und Vaterland. — In diesen Worten war das Wort „Volk" ausgelassen, obschon das Volk schließlich doch nicht ganz nebensächlich ist. Das Fehlen dieses Wortes fiel mir damals noch nicht auf, um so mehr nach dem Weltkriege, als ich die Vernachlässigung des Volksbegriffes erkannte. Das „Volk" war zugunsten des „Staates" in die Versenkung gestoßen."

Dann spricht er von der Schwierigkeit, die bestanden hatte, weil die Kompagnie in einem Fort weit von der Stadt entfernt lag,

und er zielmäßig die Manneszucht heben mußte. Unteroffiziere und Mannschaften fühlten aber bald seine Fürsorge und faßten Vertrauen. „Daß ich auch weiter mit Strafen durchgreifen mußte, war selbstverständlich. Ich versuchte indes Menschenstolz nicht zu gefährden.“ — „Während der Übung, im Quartier und im Biwak beschäftigte die Führung und Fürsorge für die Kompagnie mich völlig. Ich grollte der Manöverleitung, daß die Kompagnie einmal stundenlang auf ihre Biwakbedürfnisse zu warten hatte.“ Es durfte nicht sein, daß etwa der Generalstabsoffizier in der Fürsorge für die Truppe versagte, wenn das Kriegsmäßige es zuließ.

> „Schnell hatte ich mich in den mir völlig fremden Verhältnissen zurechtgefunden. Ich hatte wieder einmal wie einst als Rekrutenoffizier mein Erzieheramt an deutschen Menschen ausüben können und hatte aus dem Vertrauen, das mir auch der einzelne Mann entgegenbrachte, gesehen, daß ich auf dem richtigen Wege war und die Seele des deutschen Menschen wohl verstand und seine Leistungsfähigkeit richtig einschätzte.“

So blieb es nicht aus, daß die Kompagnie fest in seiner Hand lag, Unterofffziere und Mannschaften auf ihn blickten und sich über gute Leistung freuten. Bei Festen, wie Königs Geburtstagsfeier oder Turn- und Gesangsvorführungen, trat er dann den einzelnen näher, und wer je den General nach dem Kriege im Verkehr inmitten des Volkes beobachtet hat, wird seinen Feststellungen glauben.

Ihm kam später als Regimentskommandeur die Thorner intensive Kleinarbeit, wie er ausspricht, wohl zustatten. Charakteristisch ist für einen Ludendorff, daß er weder etwas von dem damals eingeführten „Preisschießen“ um die Schützenschnüre und den Schild, wie von dem sogenannten „Vergleichsschießen“ der Truppe im Gelände hielt.

Kritik und Charakterbeurteilung

ist für jeden ehemaligen Offizier etwas, woran seine Erinnerung lebhafter hängt, als an irgendeiner anderen Begebenheit in der militärischen Laufbahn. Hören wir, welche Bemerkungen aus dem Gedächtnis ein Ludendorff seinen Blättern an die alte Armee anvertraut, um auch darin einen Charakter in ihm zu finden, den man verehren und lieben muß:

> „In den Kritiken ist recht oft gesündigt worden. Ich habe in meinem Leben sehr viel gehört. Sie wurden für mich ein Maßstab für die Beurteilung der geistigen Fähigkeiten

und des Charakters des Kritisierenden. Es gab nicht viele, die belehrend und voll überzeugend sprachen, weil sie sich meist nicht genügend in den Gedankengang des Kritisierten hineinfinden konnten und bei Tadel, statt zur sachlichen Belehrung, zu Schärfen griffen, die in den Betroffenen oft die Vorstellung erwecken mußten, er müsse sich „einen Zylinderhut aufsetzen", d. h. den Abschied nehmen. Auch war es eine häufig wiederkehrende Gepflogenheit, Offiziere, deren Befähigung eine weitere Beförderung ausschloß, durch ungünstige und verletzende Kritik zum Abschiednehmen zu bewegen. Das mußte natürlich besonders verbitternd wirken, zumal die Einsicht der Betroffenen fehlte, daß ihre Verabschiedung ja doch geboten sei. Sie verschanzten sich in ihrer Erbitterung hinter das Unrecht, das ihnen durch die Art der Kritik auch tatsächlich zugefügt war. Ein Meister der Kritik war mein Divisionskommandeur, General von Eichhorn . . . In Düsseldorf hatte ich einen Vorgesetzten, der, solange kein „Höherer" zugegen war, in seiner Kritik von Liebenswürdigkeit überfloß, war dagegen ein solcher zugegen, so konnte er nicht kleinlich genug sein. Er meinte wohl einen militärischen Blick dadurch zu beweisen, bewies aber damit tatsächlich ganz etwas anderes. Schon in meiner Stellung beim IV. Armeekorps vermochte ich meine Erfahrungen auf dem Gebiete Kritik sehr zu bereichern."

Trefflich ist Ludendorffs eigene Beurteilung und das Mitempfinden für Gekränkte, wie im Falle eines Hauptmanns, den die Kompagnie „Vater . . ." nannte, obwohl er ein sogenannter rauher Krieger war; aber, wie in solchem Falle, entscheidet allemal der von der Mannschaft fein beobachtete Gerechtigkeitssinn des Führers und die „unschütterliche Ruhe". Dabei wurde gern der kleine Schimmel humorvoll übersehen, wenn er mit dem langen Schweif ein Rad schlug. Aber den übergroßen Tadel seitens eines Vorgesetzten konnte die Kompagnie und der Leutnant Ludendorff mit diesem Hauptmann schwer überwinden. — Es erinnert mich dies an gleiches Erleben, besonders auch, wenn der General schreibt, daß häufig seine Aufgabenstellungen und Anordnungen so ganz anders waren, wie sich's dieser und jener „gedacht" hatte. Auch unser Regimentskommandeur von Garnier war ein geistig Eigener, unter dessen Leitung oder Anleitung es ein hoher Genuß war, zu exerzieren oder im Gelände zu

üben. Der Geist wurde beschäftigt, und es ging nicht nach dem sogenannten „Kümmeltürken", dessen Lösung in der Garnison geheiligte Tradition geworden war. Wir hatten doch aber auch mit einem Hauptmann Mitgefühl, der sich nicht in die gegebenen stets den Umständen nach wechselnden Situationen eines genialen Führers hineinversetzen konnte und auch während der Übung „kleinen Hilfen" unzugänglich war, sondern tobte, was der Oberst denn — heute nun wieder will, gestern war's doch so richtig. Man nahm dessen Anpfiff als seinen hin, selbst wenn nachmittags das Nachexerzieren kaum auf das Konto der Kompagnie kam. Daß ein Ludendorff noch ganz anders bei seinen Manöveranlagen und Beurteilungen überraschte, glauben wir, aus den Kriegsereignissen zu schließen, ihm gern.

Er beurteilt einen Vorgesetzten nicht zuletzt danach, ob er imstande sei, bei eigener gewissenhaften und klugen Arbeit, den verantwortungsbewußten Untergebenen „mitarbeiten" zu lassen, wie er das besonders hinsichtlich des Zusammenarbeitens mit dem General von Eichhorn hervorhebt, so daß der Untergebene „nicht eingeengt und in seiner Arbeitsfreudigkeit beschränkt" zu werden brauchte. — Von einem anderen Vorgesetzten im Großen Generalstabe sagt Ludendorff, daß dieser die Vorschläge nur ungern annahm, sie unbeachtet ließ; nach geraumer Zeit aber kamen sie in der Weise plötzlich wieder zum Vorschein, daß nun der betreffende Vorgesetzte sie als seine Intensionen ausgab, die zu befolgen wären. Das erinnert mich lebhaft an einen „genialen Jüngling", möglich halbjüdischen Einschlages, der sich eine hohe „Denkerstirn ausrasiert hatte", bei Besprechungen kulturpolitischer Art dem Vortragenden in die Parade mit maliziösen Worten fuhr, um dann das „Wort zu erbitten", unter dem er alles haarklein wiederholte als eigene Genialität! — Daß wirkliche Könner und schöpferische Menschen bei uns in Zukunft mehr anerkannt und geachtet werden, wie der Führer ja auch immer wieder die schöpferischen Geister, auch ohne Parteibuch, beachtet wissen will, deshalb diese Erinnerung, die mancher für sich ergänzen wird. Schauderbar, die Geisteskräfte, die man hämisch neidet, einem Berufenen vor der Nase wegzustehlen und diesen Ausgeplünderten noch hinterdrein mit Spott oder Dreck zu bewerfen. Viele Anregungen und Gedanken sind bis in die letzte Zeit vom General Ludendorff in das Volk und darüber hinaus ausgestreut worden, ohne daß ihm der nötige Dank wurde oder er noch als „Vater des Gedankens" erkennbar ist. Natürlich

soll der Mensch hinter dem allgemeinen Zugriff guter Gedanken schließlich zurücktreten; aber wie häufig wird gerade dann der Inhalt des ursprünglichen genialen Einfalls verwaschen oder gar selbstsüchtig umgestaltet. Man behüte uns Deutsche davor, da es „unartig" ist, einen Volksgenossen, auch wenn es „nur geistig" ist, auszubeuten und ihn dann ausgepreßt wegzuwerfen, um ungestört im Genusse des Geistesgutes eines anderen zu schwelgen!

Einen weiteren personellen Übelstand empfindet Ludendorff in der „Pedanterie" und stellt zwei höhere Offiziere des Großen Generalstabs, denen er näher trat, gegenüber. Ihm wurde „zu Gemüte geführt, wie schwer es ist, sonst kluge Menschen von offenkundigen Fehlern zu überzeugen". So hatte es ein ihm gut bekannter Kamerad nie vergeben, daß er eine seiner Entschließungen auf einer Generalstabsreise dem Chef nicht als richtig bezeichnen konnte. — Auch ein heute zu überwindender Faktor der „Eigenliebe" gegenüber den Notwendigkeiten der Sache selbst, der ebenso scharf angeprangert werden müßte, wie es der meist auf materielle Güter bezogene Grundsatz: „Gemeinnutz vor Eigennutz!" tut!

Gleicherweise stößt einen Ludendorff der „eitle Streber", der „groß im Schematismus und in der Kunst, das Vertrauen seiner Vorgesetzten zu gewinnen", ab. Im Widerspiel der Charaktere sind denn auch die späteren „Feinde" deutlicher zu erkennen, die zu eigenem Ruhm, wie General François bei Tannenberg, den Schöpfer der Bedingungen zum Siege herabzusetzen sich bemühen.

Im Generalstabschef Grafen von Schlieffen, der bekanntlich in Vorkriegszeit in berechtigtem Ansehen bei der Truppe und in der Bevölkerung stand, sieht Ludendorff „einen Lehrmeister der Strategie, wie er besser kaum gedacht werden konnte". Er dankt ihm für die Bereicherung seines strategischen Denkens, obschon er eigene Wege in dem Augenblick ging, als er die volle Verantwortung tragen mußte „vor sich selbst und vor dem Heere". — Er sah in Graf von Schlieffen jedoch mehr den Theoretiker, der nie in die Lage gekommen war, im Ernstfalle seine Strategie zu erproben, und hinsichtlich des Aufmarschplans gegen Westen, der uns ja jetzt noch so lebhaft beschäftigt, mit gegebenen Truppenstärken rechnete, die auf dem Papier standen. — General Ludendorff hat auch nie die Taktik der Strategie nachgeordnet, wie es von den bei der Truppe mit „Generalstäbler" gekennzeichneten Offizieren, bei der Genialität ihrer Beschäftigung im Generalstabe, hieß. — Überaus ein-

leuchtend für den interessierten Leser ist die Ludendorffsche Gegenüberstellung der beiden Generalstabschefs von Schlieffen und von Moltke, wenn dieser als „weniger Theoretiker", „nicht so gedankenreich, dafür nüchterner" beurteilt wird. Aber Ludendorff schätzt auch an ihm einen „trefflichen strategischen Blick und das Erfassen strategischer Lage". Spricht ihm aber — wie es sich ja dann auch als richtig leider erwiesen hat — den „harten, unbeugsamen Willen" ab. — Im weiteren Verlaufe seiner Erinnerungen stellt auch Ludendorff die beiden

Aufmarschpläne

von Schlieffen und von Moltke, sachlich beurteilend, gegenüber. Beiden ist gemeinsam, bei einem Zweifrontenkrieg, gegen Westen in größter Stärke die Heeresmacht zunächst zu entfalten und gegen Osten allerdings Sicherungen, der Not gehorchend, zurückzulassen, die kaum für eine Abwehr eines russischen Einfalls in Ost- und Westpreußen genügten, geschweige denn entscheidende Schläge führen konnten, zumal auch der geplante Ausbau von weiteren Befestigungen an der unteren Weichsel und von Verstärkungen der bestehenden, zum Teil veralteten Festungen noch nicht erfolgt war.

Die mehrfach unter Leitung des Grafen von Schlieffen und von Moltke stattgehabten Generalstabsreisen zur praktischen Beurteilung der verschiedenen Aufmarschpläne, die sich natürlich in den Jahren nach Maßgabe der Truppenstärken, Bewaffnung und neuerer Kampfmittel, unter Berücksichtigung der politischen Verhältnisse, ändern mußten, ergaben zwingend den Durchmarsch der deutschen Hauptkräfte durch Belgien, mit Schwenkung des rechten Flügels. Sentimentale Erwägungen, etwa belgisches Gebiet nicht zu betreten, hatten, gottlob, bei der verantwortungsbewußten Obersten Kriegsführungsstelle im Großen Generalstab keinen Raum. Man wußte, daß im Ernstfalle Frankreich sich nicht an die Neutralität Belgiens halten würde. Später sind dann ja auch die Pläne der betreffenden Generalstäbe bekannt geworden, wonach Belgien gegen uns in das Kampffeld unserer Gegner einzubeziehen war. Erst von ziviler Seite traten beim Einmarsch 1914 all die schwächlichen und überflüssigen Erklärungen und Entschuldigungen eines Reichskanzlers Bethmann-Hollweg zur Beunruhigung, selbst in unserem Volke, zutage. Sie zeugten, so Ludendorff mehrfach in seinem Buche, von der betrübenden Tatsache, wie schwerwiegende Folgen es haben

kann, wenn das Volk über die geringsten Notwendigkeiten der Landesverteidigung durch mangelnden staatsbürgerlichen Unterricht im Irrtum ist über seine Lebenserhaltung. So konnte es auch kommen, daß pazifistische Kreise, Bierbankstrategen, wie überhaupt naives Volksverstehen unseren Angriff als einen „Eroberungskrieg" geißelten. Diese Schimmerlosen oder Verantwortungslosen waren vielleicht nie Soldat oder hatten nicht aus der deutschen Felddienstordnung gelernt, daß die beste Verteidigung allemal nach preußischem Geiste der Angriff ist. Haben sich diese „Strategen" etwa gedacht, daß unser Generalstab die Idiotie besitzen werde, unsere Truppen an der Grenze aufmarschieren zu lassen, um abzuwarten, bis der Franzose durch Belgien uns umfassend aufrollt?

Schon daß Ludendorff mit dem Finger in seinen Erinnerungen „An das stolze Heer" darauf zeigt, gibt auch uns das unbestrittene Recht, auf diese bedauerlichen Irrtümer im Volke hinzuweisen, wie notwendig es für uns in der Zukunft wenigstens ist, weiteste Kreise mit den einfachsten Kriegsbedingtheiten bekanntzumachen. Das ist es immer und immer wieder, was sich einem bereits durch das Studium dieses einen Ludendorffschen Buches von seinem außergewöhnlichen militärischen Werdegange aufdrängt und uns mit tiefer Erschütterung, nunmehr aber auch mit dem unerschütterlichen Drange erfüllt, alles und jedes zu tun, um den General zum ganzen Volke deshalb sprechen zu lassen, daß wir endlich doch klug werden und bestehen. Daß wir alle wissen, was Kriegführen heißt. Ein Ludendorff ist darin so ernst und gewissenhaft, daß ihm unbehaglich ist, wenn man früher die taktischen Übungen oder die strategischen Anlagen auf dem Tisch mit der groß ausgebreiteten Karte „Kriegspiele" nannte! — Er ist auch abhold jeder Soldatenspielerei, solange nicht die Machtmittel da sind, im Ernstfalle mit Erfolg und in Ehren anzutreten. Er teilt das mit vielen ehemaligen Soldaten. Ich erinnere mich eines Falles, der so recht zeigt, wie wenig gerade auch noch in Kreisen Kenntnis herrscht, was zur Landesverteidigung gehört, von denen man annehmen sollte, daß sie über eine gewisse taktische Sorgfalt verfügen. Darauf aufmerksam gemacht, welche Anforderungen auch an immerhin niedere Truppenführung im Felde gestellt werden, meinte man „im Ernstfalle die Grenze mit den Leibern zu decken", worauf diesen „höllischen Kerlen" von soldatischer Seite erwidert wurde, sie hätten wohl nie was von Langemarck gehört.

Aber zurück zu den Aufmarschplänen gegen Westen, so hatten bei den großen Generalstabsreisen stets die den Franzosen führenden Offiziere durch Lothringen angegriffen. Im weiteren ergab sich ein Bild, wie es im großen ganzen im Kriege sich dann einleitend entwickelte. — von Moltke hatte gegenüber von Schlieffen zum Schutze von Baden unseren linken südlichen Flügel im Elsaß stärker gestaltet. Daß beim Einbruch der Franzosen aus Belfort her ihnen keine umfassende Niederlage bereitet wurde, lag nach Ludendorffs Meinung an der örtlichen Führung, wie auch wohl bei den Kämpfen in Lothringen weitsichtige strategische Ziele zur Niederlage des Gegners außer acht blieben. Hier hätte auch die Oberste Heeresleitung strategisch kühn eingreifen können; jedoch versagte ja damals schon tatsächlich die Willenskraft des seelisch und körperlich gehemmten Generalstabschefs von Moltke. Inwieweit darauf schon die Bemerkung Ludendorffs am Platz ist, daß die Führung „im Bewegungskriege weit nach vorn gehört", soll nicht entschieden werden; denn diese Fragen mögen besonders bei Beurteilung der Marneschlacht Beachtung finden. Auch bleibt die Frage offen, ob, beim Durchdenken des Aufmarschplans und seiner Ausführung in der rauhen Wirklichkeit, irgendwas dadurch beeinträchtigt wurde, daß nach der Bemängelung unseres Verfassers im Frieden ein Zusammenschluß der Generalstabsabteilungen innerlich so kaum gegeben war, wie es die militärische Führung verlangen mußte. Ludendorff sagt, daß „jede Abteilung sozusagen auf ihrem Ressort saß", wenn auch die Arbeit in der Person des Chefs gipfelte. Für ihn ist ein zielbewußter Wille jedenfalls der ausschlaggebende Faktor. Das sittliche Verantwortungsbewußtsein darf vor keiner Schwierigkeit zurückschrecken. Etwa veraltete Anschauungen müßten über Bord fliegen. Und so gehört für ihn zum Kriegführen Begabung des Feldherrn, die durch eisernen Fleiß so befestigt ist, daß in einer Krise nicht mehr Erwägungen den geschuldeten Entschluß, der sich aus der Lage und dem Werte der Truppe im Verhältnis zum Gegner ergibt, verhängnisvoll verzögert oder gar lähmt. Es ist

Kriegführen eine Kunst.

„Eine ungeheure Verantwortung liegt auf dem Feldherrn." Wer es so ernst nimmt mit dieser Aufgabe, dessen „Leben wird völlig vom Beruf in Anspruch genommen".

Darüber war man sich also im Großen Generalstab schlüssig, bei einem Zweifrontenkriege zunächst die Entscheidung im Westen zu suchen; denn zur Weitläufigkeit — man braucht nur an Napoleon und 1812 zu denken — eines Feldzuges in Rußland, um den Gegner völlig niederzuwerfen, gehörte bei den offenen Grenzen und der in dieser Hinsicht vernachlässigten Schlagkraft des österreichisch-ungarischen Heeres eine sehr starke Heeresmacht und unberechenbare Zeiträume. Während dieser konnte der westliche Gegner doch vielleicht unsere Grenzfestungen beiseite lassen und nach Vernichtung der zahlenmäßig geringen Feldtruppen den Rhein erreichen oder gar überschreiten. Nur der Generalstabschef Graf von Waldersee hat vorübergehend den Gedanken gehabt, zunächst im Osten die Hauptschläge zu führen. Man war im Generalstab so gewissenhaft, daß man noch einmal in einer Generalstabsreise, nicht lange vor Kriegsausbruch, endgültig feststellte, daß im Westen anzusetzen sei.

Ludendorff weist darauf hin, daß die für den Osten vorgesehenen Truppen zunächst ausreichen mußten und tatsächlich für die Schlacht bei Tannenberg und bis zu den Masurischen Seen genügt haben; denn wenn Generalstabschef Moltke in nicht klarer Erkenntnis der Lage, weil ihm ein siegreiches Fortschreiten des rechten deutschen Flügels in Frankreich, optimistisch hinsichtlich des Enderfolges, gemeldet war, zwei Armeekorps nach dem Westen schickte, so habe er, mit der Generalstabsführung im Osten betraut, diese Truppen nicht verlangt, geschweige denn zur Bedingung für die Übernahme des verantwortlichen Postens in kritischster Lage gestellt. Was aber Ludendorff, als Chef der 2. — Deutschen — Abteilung im Großen Generalstab, zur Durchführung eines Zweifrontenkrieges mit eiserner Energie verlangte und auch durchsetzte, war die Aufstellung mobiler Ersatztruppen. Inzwischen war auch bekannt geworden, daß man mit dem Eingreifen der Engländer in einem zukünftigen Kriege wohl rechnen müßte, und zwar daß 100000 Mann in Belgien landen würden, wozu dann die mobilisierte belgische Armee käme. Auch war die Ansicht vertreten, daß England ein Landungskorps nach Jütland und Nordschleswig einsetzen würde. Dazu reichten die mobilen Feldtruppen und die Ausrüstung und Armierung nicht aus. In selbst verfaßter Denkschrift, die zu einem Teil vom Generalstabschef von Moltke 1910 durchgearbeitet und dann nochmals mit ihm besprochen war, konnte schließlich das Kriegsministerium für diese mobilen Ersatztruppen gewonnen

werden. Es war nur zu verständlich, alles darauf abzusehen, zu Beginn des Krieges entscheidende Schlachten zu schlagen und an bedrohten Punkten, zur Abwehr in Nordschleswig, aber auch zur Sicherheit im Innern, die ganze wehrhafte Kraft rücksichtslos einzusetzen und nicht etwa damit zu zögern, weil die Ersatztruppen, natürlich ihrer Hauptaufgabe nach, dem Nachschub kriegstüchtiger Mannschaften zur Feldtruppe gerecht werden mußten. Statt der seinerzeit vom Grafen von Schlieffen bei seinen Generalstabsreisen in Ansatz gebrachten 8 Ersatzkorps waren aber nur 6 1/2 Ersatzdivisionen mit den nötigen weiteren Maschinengewehrzügen, Ersatzeskadrons, Batterien usw. zu erreichen.

Damit sich nicht zufriedengebend, ließ General Ludendorff nie seine Sorge müde werden, schweres Steilfeuer zu beschaffen, wie wir es ja dann erlebt haben, daß die 30,5er und 42er Mörser die schweren Befestigungen der Sperrforts in Belgien und Frankreich niederkämpften. Auch für die Vermehrung der Feldartilleriemunition, Einführung von Feldküchen, Scherenfernrohren, Funkerausrüstung, Flugzeugen und Waffen zu deren Bekämpfung, Schanzzeug und Bewaffnung der Reservekavallerie mit Karabinern 98 war man auf sein Drängen, endlich, rechtzeitig beim Kriegsministerium einigermaßen erfolgreich bemüht; denn alle diese Maßnahmen erforderten nicht laufende Heeresunkosten, nachdem die Reichsfinanzverwaltung den an sich für die zivilen Bedürfnisse gerechtfertigten Grundsatz aufgestellt hatte,

keine Ausgabe ohne Deckung.

Ludendorff müssen wir schon im Auszuge selbst sprechen lassen, um recht immer wieder uns diesen, für des Volkes Lebensbeding so unbeugsamen Charakter zu vergegenwärtigen:

„Aus diesem Grunde (planmäßige Vorbereitung und Bereitstellung ohne besondere finanzielle Mittel) habe ich die Forderung nach einer Vorbereitung der Mobilisierung des Ersatzheeres gestellt, und ich sehe in dieser Forderung ein Gebot der Selbsterhaltung des Staates, von dem uns keine Gründe entbinden können ..."

„Ein neuer Gegner, der unser Land schutzlos vor sich sieht, wird leichter zum Angriff geneigt sein, als wenn er in ihm noch eine organisierte Armee weiß."

„Die Sorge, daß seine (des Ersatzheeres) Kräfte nach Art und Zahl zu einem Erfolge nicht genügen möchten, kann nicht als Grund für Unterlassung dienen. Jedenfalls wird es besser sein, einen Erfolg dadurch zu erstreben, daß man die vorhandenen Kräfte bereit hält, als daß man nichts vorbereitet und dann gezwungen wird, zu Improvisationen zu greifen."

„In der Verteidigung des heimischen Bodens werden auch diese Formationen ihr Bestes hergeben, um so mehr, wenn sie durch hinreichende Vorbereitungen zum Kampfe befähigt sind."

Weitere eindringliche Denkschriften folgten, so vom 1. November 1912. Sie geht auf solche von 1909 zurück. Vorausschauend werden die Kriegsverhältnisse richtig betreffend den Munitionsverbrauch bei der Artillerie beurteilt: „Die letzten gefüllten Protzen werden wesentlichen Einfluß auf den Ausgang eines europäischen Krieges haben." — Und rückschauend sagt dieser damals unbequeme Mahner, daß er sich in der Länge des harten Ringens nicht getäuscht habe . . .

„Bei Annahme meiner vielen Vorschläge wäre doch das Volk gerettet worden!"

Einwendungen, die seiner Zeit erhoben wurden, daß auch die Reservetruppen nicht den aktiven Feldtruppen gleich zu achten seien, hatten, wie Ludendorff ausdrücklich betont, nur in der ersten Zeit des Krieges vielleicht Berechtigung.

Die Aufmarschpläne haben niemals irgendwelche kriegerischen Maßnahmen gegen die Neutralität von Holland, der Schweiz und Dänemark vorgesehen. Besonders mußte alles vermieden werden, holländisches Gebiet bei dem Ausholen des rechten Armeeflügels und seiner Linksschwenkung zu betreten. Die Gerüchte, daß man womöglich gar durch die Schweiz Operationen anlegen würde, waren verantwortungslos; dessen ungeachtet machte die Schweiz ihre Truppen 1914 mobil. Ob sie zum Schutze des Landes eintretenden Falles, etwa von seiten der Franzosen als Gegner, genügt hätten, darüber läßt sich Ludendorff bei der Vergleichung des sogenannten Milizsystems mit einem Stehenden-Heere nach eigener örtlicher Anschauung aus. Es würde davon abhängen, ob die einrückende Truppe die Geländeschwierigkeiten zu überwinden gelernt hat, und ob die Schweizer Miliztruppen sich rechtzeitig einspielen könnten.

Lehrer auf der Kriegsakademie

Es spricht auch für seine eigene zielbewußte Ausbildung als Führer, wenn Ludendorff auf die planmäßige Kommandierung aus dem Generalstab, als er noch Sektionschef war, zum Bataillonskommandeur verzichtete. Er spricht sich darüber sehr richtig aus, daß der Offizier im Kompagniechef und später im Regimentskommandeur seine eigentliche Ausbildung vollendet, während die Bataillonsführung nur ein Zwischenglied darstellt. Er nahm statt dessen, auf seine Bitte, lieber eine Lehrerstelle auf der Kriegsakademie und unterrichtete in Taktik und Kriegsgeschichte.

„Strebertum", auch im Heere „Schusterei" genannt, war ihm als Lehrer ebenso widerwärtig, wie es an anderer Stelle ausgesprochen wurde. Ludendorff fühlte die „ernste Verantwortung", seinen Zuhörern das Beste zu geben und sie auf die „höheren Wirkungsbereiche" vorzubereiten, die sie erstrebten. Er überzeugte sich von der gespannten Aufmerksamkeit und fühlte den persönlichen Kontakt. Die Darstellung hielt er möglichst einfach und konnte sich bald an der „erweiterten und vertieften militärischen Schau" erfreuen. — Bei der Durcharbeitung kriegsgeschichtlicher Studien verlangte er von seinen jungen Offizieren stets maßvolle Beurteilung etwa als falsch geltender Führerentschlüsse. Er fand es verderblich, „Urteile nachzuplappern", ohne durch ernstes Studium sich selbst die nötige Sachkenntnis verschafft zu haben. Er nennt vornehme Soldatennaturen die Vorgesetzten, die niemanden durch Kritik verletzten. — Daß die Sachlichkeit unter einer gewissen Schärfe nicht zu leiden hat, das wird wohl jedem verantwortungsbewußten Soldaten in Fleisch und Blut übergegangen sein, und danach haben wir auch jetzt einen Ludendorff zu bewerten, wenn er scheinbar auch nicht das geringste Verdrehen kriegsgeschichtlicher Tatsachen durchgehen läßt, für die er sich mit Unterlagen verbürgt. Keinen Soldaten des alten Heeres wird es geben, der ihm dieses selbstverständliche Recht bestreitet! — Was er auf der Kriegsakademie und sonst zu der neueren Geschichte oder gar zur Politik, soweit sie auf die militärischen Führerverhältnisse angewandt werden mußten, zu sagen hat, werden wir in anderem Zusammenhang berühren. Wir tun gut, jetzt vielmehr einen Blick darauf zu werfen, was General Ludendorff für Einsichte bezüglich des

Zusammenwirkens von Heer und Flotte

gewann. Schon als junger Leutnant hatte er das Glück, zum Seebataillon nach Wilhelmshaven kommandiert, um dann in das erste Seebataillon nach Kiel versetzt und zu Bordkommandos herangezogen zu werden. Er fand ein veraltetes Schiffsmaterial vor. Die Seebataillonsoffiziere waren sorgfältig vom General Caprivi ausgewählt, um die Manneszucht des Heeres auf die Marineteile — Matrosen- und Werftdivisionen — zu übertragen. Diese Stellung war besonders bei Bordkommandos nicht einfach auszuüben. Mir persönlich sind die Verhältnisse, die der General berührt, recht eingehend bekannt, da in Kiel in meinem elterlichen Hause Marineoffiziere freundschaftlichst verkehrten, und ich mit ihnen schon als Gymnasiast und später als sogenannter „85er" Freundschaft und Kameradschaft schloß. Alle Infanterieoffiziere und auch die vom Seebataillon wurden in einer gewissen stolzen Überheblichkeit und weltmännischen Gepflogenheit von den Seeoffizieren „85er" genannt, weil das 3. Bataillon Inf.Regt. 85 in Kiel stand, wozu ich in den Sommermonaten einmal kommandiert war. — Wenn ich das erwähne, so möchte ich hieran die Bemerkung knüpfen, daß Ludendorff die Verhältnisse richtig beurteilt und daraus für mich der Schluß folgt, daß er in dererlei Dingen auch dann treffendes Urteil hat, wo man es durch eigene Anschauung nur verstandes- und charaktergemäß nachdenken kann.

Als Ludendorff 1905 zum Admiralstab und später auf 4 Wochen zur Flotte nach Kiel wieder kommandiert wurde, fand er eine gewaltige Entwicklung der Flotte und der Schiffstypen vor. Nun kam es für ihn darauf an, Einblick zu gewinnen, ob und inwieweit ein gemeinsames Zusammenwirken von Heer und Flotte in einem Zukunftskriege gewährleistet wäre. Gegenüber der Sorgfalt des Obersten Kriegsherrn für die Entwicklung der Marine war, wie wir uns überzeugen mußten, die kriegsmäßige Weiterentwicklung des Heeres vernachlässigt. Was Ludendorffs scharfer prüfender Beobachtungsgabe bei der Marine aber nicht entging, war ein gewisser Schematismus im sogenannten „Gefechtsbilderfahren" nach Flaggensignal. Ihm hätten „freie Manöver" nähergelegen. Man deutete aber demgegenüber auf die Kostbarkeit des Schiffsmaterials hin. Weiter darüber nachzudenken, war nicht seine Aufgabe. — Nach Fertigstellung des Nord-Ostsee-Kanals (Kaiser-Wilhelm-Kanal) hatte naturgemäß die Marine die Aufgabe, Kiel mit den Werft- und Dockanlagen durch die Befestigungen des Kieler Hafens zu

schützen und die Verbindung mit Hamburg und der Elbmündung für das ungestörte Verschieben der Kriegsschiffe sicherzustellen. Dazu dienten natürlich auch die Grenzschutztruppen des Heeres gegen einen etwa erfolgenden Landungsversuch der Engländer im Norden. Schon damit ergab sich ein „engeres Zusammenwirken von Armee und Marine". — Leider muß der General erinnernd berichten, daß eine „Übereinstimmung" wegen vieler Widerstände zwischen den Operationen des Heeres und der Flotte „zu Beginn des Krieges nicht erzielt wurde". Wir haben es ja selbst erlebt, namentlich die Kreise, welche mit der Marine irgendwie Fühlung hatten, daß eine gewisse Zachheit in der Seekriegführung anfänglich Platz griff, die man nicht verstand. Ludendorff gibt hier wohl eine gewisse, nach dieser Richtung hin befriedigende Erklärung:

> „Das hatte auch darin seinen Grund, daß ein Teil unseres Seeoffizierkorps an die Übermacht der englischen Flotte glaubte, obgleich sie vom Großadmiral von Tirpitz durch Schaffung der Deutschen Flotte nach dem Willen des Kaisers in erheblichem Umfange beseitigt war. Die Marine zweifelte nicht an der engen Blockade unserer Nordseeküste, die wohl erfolgreiche Ausfälle unserer Flotte gegen die Blockadeflotte, aber keine unmittelbare Unterstützung der Operationen des Heeres zuließ. Hierdurch war ein gemeinsamer Operationsplan entbehrlich erschienen."

General Ludendorff war 1908 zu den Beratungen hinzugezogen über die von England angeregte Revision des Seekriegsrechtes. Da hatte sich unser Vertreter des Auswärtigen Amts in Übereinstimmung mit der Marineleitung auf den Standpunkt gestellt, daß England bei der Blockade Deutschlands „den Festsetzungen des Seekriegsrechtes entsprechen, d. h. den Blockadebogen, der ein Durchbrechen deutscher Kriegsschiffe und Handelsschiffe unmöglich machen sollte, quer durch die Nordsee, angelehnt etwa an Ostfriesland und Nordschleswig, legen würde, während ich ketzerisch meinte, England würde auch noch andere Maßnahmen ergreifen, um uns nicht nur zu blockieren, sondern uns auch die Zufuhr über Holland und die nordischen Gewässer abzuschneiden. Da hieß es, das wäre

gegen das Völkerrecht

und könne nicht erfolgen!" — Nun, wie steht ein General Ludendorff

da, auch bezüglich dieser vitalsten Interessen des deutschen Volkes, daß um dieser Kurzsichtigkeit willen, um nicht zu sagen tölpelhafter Michelei, unser Volk kostbares Blut und Gut lassen mußte. Ich erinnere an die Erlebnisse, wie ich sie in der Einführung bezüglich der Absichten der Großloge von England darstellen mußte, und habe hier nur noch den Schmerz aufleben zu lassen, daß der treffliche Sorger für die Seetüchtigkeit und Kriegseinsatzbereitschaft der Marine, von Tirpitz, gehemmt und gehindert wurde, die Angriffsmaßnahmen zu treffen und sich als Seelöwe eisenbeißend zu bewähren, wie wir es in Kiel seit Jahren erwartet hatten. Alles lebte im Schutze dieses Seemannes oben an den Küsten in Beruhigung, wenn auch Einsichtigen klar war, daß die Marine Leben und Material sofort in einem Kriege opfern werde. Die einzelnen Gerüchte, die umgingen, weshalb die ganze Schlagkraft der Flotte nicht eingesetzt wurde, das tritt zwar zurück gegenüber den heldenhaften Seegefechten, der Schlacht von Skagerak, dem Opfermut und stillem Heldentum in den Minensuchbootdivisionen und im Schneid der Unterseebootwaffe, dann auch in dem Zusammenwirken von Flottendivisionen und Heer in den flandrischen Kämpfen und bei der nervenzerrüttenden heldischen Wartezeit der Küstenbesatzungen bei Ostende und Zeebrügge. Ich möchte mich aber hier eines Auftrages erinnern, das Schlußkapitel in einem Werk zu schreiben: „Deutschland und Griechenland", das 1916 im Verlage von Otto Hendel, Halle a. S. im Auftrag der deutsch-nordischen Richard Wagner-Gesellschaft e. V. Berlin deshalb herauskam, um zu versuchen, Griechenland zum militärischen Anschluß an uns im Kriege zu bewegen. Dieses Kapitel behandelte „Deutsche Wehrmacht", und ich begann mit einem „Bibelausspruch", den ich in diesem Falle — nunmehr auch bezogen auf die Marine, zu Beginn des Krieges, und auf den U-Boot-Krieg besonders — für recht treffend halte. Bin übrigens der Meinung, daß er „nachempfundenes" arisches Geistesgut ist. Jedenfalls entsprechend der Grundidee aller Kriegführung und unserer deutschen Felddienstordnung angepaßt, daß nämlich die Kriegführung das Niederwerfen des Gegners und nicht pazifistische Schonung verlangt! Ich begann:

„So euch ein Feind in die Hand gegeben, sollt ihr ihn schlagen und schlagen und immer wieder schlagen, nicht sollt ihr ihn zu Atem kommen lassen, bis daß er vernichtet am Boden liegt; denn wenn ihr das nicht tut, so er euch in die

Hand gegeben, wird sich das Schwert in seiner Hand gegen euch wenden und ihr werdet darin umkommen."

Das stand geschrieben 1916, und nun frage sich jeder, was versäumt wurde. Tirpitz, der Schmied der Seewaffen, mußte — nun auf wessen Geheiß? — seine scharfe U-Boot-Waffe öfter im Hafen lassen, als ihm recht dünkte. Und dann mußte er sogar von der Bildfläche verschwinden, dieser aufrechte Mann, den man persönlich gekannt haben muß, wie ich auch die Ehre hatte, bei seinem Bruder auf der Kriegsschule in Hersfeld den ersten taktischen Unterricht zu erhalten. Wem drängt sich nicht bei der Erbitterung über seine gewaltsame Kaltstellung und Verabschiedung der Vergleich auf, daß ein Ludendorff aus dem Großen Generalstab scheiden mußte und er in seiner Mobilmachungsorder nicht mehr als Chef der Operationsabteilung, sondern als Generalstabschef einer Armee vorgesehen war. Weiter dann natürlich der Vergleich, daß er 1918 aus seiner Stellung, in kaiserlichem Irrtum, entlassen wurde, noch gerade so rechtzeitig, wie es die Feinde im Innern und außen verlangten. Tirpitz mußte natürlich früher auf Geheiß der unverantwortlichen Dunkelmächte gehen, weil beileibe nicht die Aushungerung Englands oder seine Niederwerfung im Plane der Mächte stand, die einen deutschen Kaiser und vielleicht auch eine Kaiserin, mit frommem Seelsorgerstabe an der Schleppe, in echt christlicher Demut und Milde, nach dem Spruch vom Backenstreich, in Verwirrung brachten. — Daß uns dergleichen nicht wieder geschehe, deshalb diese Sprache so eindringlich; denn was hätte es sonst für einen Zweck für uns, die Geschichte, die Papier bleibt, zu vervollständigen. Aber es soll uns keiner kommen, der hier schon heute die Feder spitzt, um Geschichte zu fälschen, wie wir das, um nur etwas herauszugreifen, an der verdrehten und verschwiegenen Tatsache des Meuchelmordes an Gustav Adolf in der Schlacht bei Lützen ersehen, an der nur der jesuitisch erzogene Kaiser Ferdinand und seine welschen Schergen, Deutschland zur Wüste zu machen, ein Wohlgefallen haben konnten.

Man muß die Erinnerungen des Generals Ludendorff an seine erste Kommandierung zur Marine und dann an sein Bordkommando auf S.M.S. Wilhelm II. lesen, um sich zu überzeugen, welche erweiterte Schau in die Welt naturgemäß schon der junge Leutnant bekam. Muß selber auf See den Sternenhimmel in sich aufgenommen, muß fremde Küsten und Menschen gesehen haben, um mit ganz anderen Gedanken und Anschauungen in die Heimat

wieder zu kommen. Man muß mal sein liebes Vaterland gewissermaßen „von außen" angesehen haben, wie ich nach meiner Reise zum La Plata und über die Kordilleren nach Chile in Berichten erzählte: Ich hatte damals, 1910, unmittelbar die Anwürfe des Juden Maximilian Harden in seiner „Zukunft" und den bekannten Prozeß Moltke-Harden erlebt, in dem hauptsächlich dem Kaiser eins versetzt werden sollte, gemäß den Erinnerungen, die wir dem Wissen des Ungarn Szék verdanken und in der Einführung berührten. — So erlebt Ludendorff die nordischen Küsten und hat treffliche Urteile über unsere nordischen Nachbarn wie über England. Diese Einsichte kamen ihm ebenso zu statten, wie seine Reisen und Studien in Rußland, Nordfrankreich, in der Schweiz und Belgien. Aber auch ein Leser, der an Landschaftsschilderungen und See-Eindrücken Gefallen hat, wird sich an der Darstellungsweise des, wie wir gesehen haben, so ernsten und pflichtbewußten Soldaten erfreuen.

An die erweiterten Eindrücke, die der General durch den Dienst bei der Marine und durch seine Auslandsreisen erhielt, seien nun die Betrachtungen über

Politik und ihre Anschauung

nach seinen Erinnerungen geknüpft.

Wir berühren hier ein Gebiet, das der Vergangenheit angehört; aber in Gegenwart und Zukunft reicht, insofern, als wir uns selbst an diesen Erinnerungen und Erwägungen Klarheit über unsere Lage schaffen und selber endlich Urteilskraft erlangen können, ohne nur das nachzusprechen, was in der Vorkriegszeit, im Kriege und in der Zeit nach 1918 an Irrtümern, Verdrehungen, Entstellungen und Verschweigen zugemutet wurde. — Wir sind, gottlob, nach der nationalen Erhebung und in unserer nationalsozialistischen, damit volkstümlichen und artmäßig-nordischen fortschreitenden Erkenntnis ein Stück weiter gekommen; welche Spießbürgerlichkeit, welcher Dunkelsinn und welche Afterliebe noch zu alten Anschauungen besteht, das muß man staunend fast täglich erleben, beileibe aber nicht verwinden, sondern muß zum guten Teile mitwirken, im Volke die nötigen Einsichte zu verbreiten, die auch der Führung den Kampf um die einheitliche Weltanschauung aus Überzeugung, was zum Lebensbeding und zur Lebensgestaltung gehört, erleichtert.

Vorweg betrachtet, soll hier bemerkt sein, daß Feldmarschall von Hindenburg in knapper Weise sich über die „deutsche Politik"

in den letzten Jahren vor Ausbruch des Krieges ausspricht und im wesentlichen dieselben Beobachtungen anstellt und Besorgnisse hegt, wie General Ludendorff. Er sagt in seinem Buche „Aus meinem Leben", daß „auf die Harmonie unserer kriegerischen und politischen Überzeugungen sich die Einheitlichkeit unserer Anschauungen in dem Gebrauch unserer Streitmittel gründete". Besonders hebt er das Verhältnis zu Österreich-Ungarn hervor und beleuchtet noch die Bestrebungen um eine ausreichende Heeresvermehrung, wie wir es bei Ludendorff kennenlernten, sehr treffend dahin, daß auf die Erhöhung auch der österreichisch-ungarischen Rüstungen, wenngleich sie Schwierigkeiten in den innerstaatlichen Verhältnissen hatten, von Deutschland schließlich mit einem Ultimatum, auf das Bundesverhältnis bezüglich, hingewirkt werden mußte. Ebenso hält Hindenburg nichts von einer wirksamen Waffenhilfe Italiens, wie an eine solche auch General von Schlieffen nicht gedacht hat. Die Schwächen des italienischen Heeres waren seiner Meinung im Kriege gegen Tripolis im übrigen offenbar geworden, und Italiens innere Verhältnisse kaum befestigt.

Die außenpolitische Lage sah General Ludendorff für die Mittelmächte immer schlechter werden. Einmal waren durch ihren Krieg Türkei und Bulgarien, auf die Deutschland rechnen konnte, geschwächt. Rumänien fühlte sich von Österreich-Ungarn durch die Politik in Siebenbürgen und auch sonst entfremdet, wozu noch beitrug, daß der russische Zar Rumänien besuchte. Wenn der General daraus den Schluß zog, daß im Kriegsfalle nicht mit Rumänien als Bundesgenossen zu rechnen war, möchte ich hier aus eigener Orientierung seitens einwandfreier Persönlichkeit gegensätzlich zur Beurteilung stellen, daß in den ersten Kriegswochen sehr wohl Rumänien auf unsere Seite hätte gebracht werden können, wenn unsere diplomatische Vertretung, statt ihrer Anschauung über Anwendbarkeit vorgeschlagener Mittel zur Gewinnung Rumäniens, den sich ergebenen Möglichkeiten Rechnung getragen hätte. Eine kaum bekannte Groteske mag das mit beleuchten:

> Die Frau des dortigen Generalstabschefs vertraute sich bei Nachricht der Siege der Deutschen meinem Gewährsmanne, der im Hause verkehrte, an, ob er nicht den Deutschen Kaiser veranlassen könnte, zwei schöne und tapfere Gardekapitäne aus Potsdam nach Bukarest zu entsenden, die ihre beiden Töchter heiraten sollten. Wenn man weiß, welchen Einfluß

Frauen in Rumänien auf die Männerwelt und damit auch auf die Geschicke des Staates haben und haben können, so wird man sich vorstellen, mit welchen Erwartungen dieser Sonderauftrag weitergeleitet wurde. Die Ablehnung erfolgte an Ort und Stelle mündlich so aristokratisch und staatsmännisch hoheitsvoll, daß die Reichsvertretung in Rumänien nicht dazu da wäre, gewissermaßen Heiratsvermittler zu spielen. — Nun, es dauerte nicht lange und bald tauchten zwei elegante französische Kapitäne auf . . .

Die Mittel und Wege auch sonst in der zivilen Bevölkerung Stimmung für Deutschland zu machen, waren gegenüber den Anstrengungen Frankreichs nicht auf der Höhe. Die schönsten Pariser Chansonetten überfluteten Bukarest, sangen und warfen Blicke und Beine, um dann die Trikolore zu entfalten. Ein Mittel, wofür die deutsche Vertretung wohl auch kaum Sinn und kein Geld hatte.

Wichtiger aber noch ist die Erinnerung an die Bestrebungen, die gesamte rumänische Ernte aufzukaufen, was so gut wie gesichert war. Da greift die „ZEG." (Zentraleinkaufs-Gesellschaft) ein, und verdirbt die ganzen vertraulichen Verhandlungen mit dem Resultat, daß nun England aufmerksam wird und die Ernte aufkauft, um Stapelungen auch in Brand aufgehen zu lassen.

Nicht durchsichtig sind die Interessen der Waffen- und Munitionsfabriken, denen nach unseren Begriffen natürlich eine rasche Beendigung des Krieges am Herzen liegen mußte, die immerhin beim Eingreifen Rumäniens auf unserer Seite im Osten Fortschritte gemacht hätte.

Daß General Ludendorff die feindliche Haltung Serbiens gegenüber Österreich-Ungarn, erst recht nach der Ermordung König Alexanders und Dragas, mit dem Hinweis auf die „großserbische" von Rußland geförderte Propaganda betont sowie die Entfremdung zwischen Österreich und Italien wegen der sogenannten „unerlösten Provinzen", Trentino und Triest, streift, ist eine Selbstverständlichkeit. Er berührt aber beachtlich den plötzlichen Tod des damaligen Chefs des italienischen Generalstabs, Pollio, auf den man im militärischen Zusammenwirken mit Deutschland hätte rechnen können.

Im weiteren wird der immer enger werdende Zusammenschluß von Frankreich, Rußland und England in Vereinbarung mit Belgien im Kriegsfalle festgestellt. Frankreich, das die dreijährige Dienst-

zeit wieder eingeführt hatte, stand bis zur Grenze seiner Leistungsfähigkeit gerüstet da. Rußland hatte sich schneller von den Schlägen im Osten erholt, sein strategisches Bahnnetz vermöge französischer Anleihen ausgebaut; den Zaren beherrschte eine kriegslüsterne Partei. — Die Chancen für einen erfolgreichen Krieg hatte die deutsche Politik vorübergehen lassen. Damals, als Rußland im Osten, England am Kap engagiert und Frankreich noch nicht voll gerüstet war, hätte ein „friedenstörendes" Deutschland den Krieg mit der Gefahr entfachen können, der „Schuldige" am Weltkriege zu sein, aber doch nicht 1914! Das werden wohl, nach den Ludendorffschen Feststellungen von versäumten deutschen Rüstungen und Heeresvermehrungen, auch die Unbelehrbaren jetzt zugeben. Wurde nicht noch seitens des Kaisers mit der Mobilmachungserklärung bis zum Äußersten, nicht zum Vorteile eines Vorsprungs des Aufmarsches, gewartet? Hatte der Reichskanzler Bethmann kein Bedenken getragen, dem Kaiser die übliche Nordlandsreise antreten zu lassen? — Wenn nach der Versetzung Ludendorffs wieder zur Front, als Kommandeur des Niederrheinischen Füsilier-Regt. Nr. 39 in Düsseldorf und vor seiner Beförderung zum Generalmajor und Kommandeur der 85. Inf.-Brigade in Straßburg, Anfangs Juni 1914, die bekannte Heeresvorlage etwa zu einem Drittel der Forderungen durchging, so war das noch lange nicht ein genügendes Machtmittel, um leichtsinnig einen Krieg vom Zaun zu brechen. Immerhin hatte der General die Genugtuung, von seiten seiner früheren Mitarbeiter und den Chefs der engagierten artilleristischen und technischen Prüfungsbehörden beglückwünscht zu werden. „Sie haben den größten Anteil an der Heeresvorlage. Außer Moltke und Ihren Bekannten nennt niemand Ihren Namen und andere ernten die Früchte...", so schrieb Generalleutnant von Stein seinem früheren Untergebenen.

Das möchte man sich heute noch recht einprägen, wenn wir es schmerzlich miterleben, wie Ludendorff in eine „Art Vergessenheit kommen oder gar in der Versenkung verschwinden" soll. Bald aber werden wir durch Vergleichung der Lebenserinnerungen des Generalfeldmarschalls von Hindenburg, des Kronzeugen für die Wertung seines „Kampfgenossen", mit dessen Aufzeichnungen freudig bekennen müssen, daß nie und nimmer ein

Ludendorff vergessen

werden kann! Der General sagt selbst dazu folgendes:

„Es war weiter ein teuflisches Beginnen, und ist es heute noch, Deutsche, die dem Volke helfen können oder ihm geholfen haben, ihm zu verlästern und vor ihm totzuschweigen, oder, wenn das nicht mehr geht, ihr Wirken unfruchtbar zu gestalten, um dann ihr Handeln erst recht dem Volke gegenüber in Verruf zu bringen, dagegen die in den Himmel zu heben, von denen sie Förderung ihres verbrecherischen Handelns am Volke erwarten. Darum müssen jene Deutschen selbst dem Volke sagen, was sie ihm gaben, damit es den ungeheuren Trug, der mit ihm getrieben wird, erkennen kann, auch wenn sie selbst weit über dem Leben und der Frage nach Anerkennung stehen . . .“

Die verhängnisvollen Unterlassungen hinsichtlich der Kriegsvorbereitungen, so sagt er, seien von ihm „trotz unaufhaltsamen Drängens nur teilweise abgestellt worden, um überhaupt 4 schwere Kriegsjahre durchzuhalten“. „Möge

völkischer Selbsterhaltungswille

alle Deutschen durchdringen . . . Und eine deutsche Wehrmacht erstehen lassen, wie das alte stolze Heer, aber nicht mehr den Machenschaften überstaatlicher Gewalten ausgesetzt.“

Damit wären wir, rückerinnernd mit Ludendorff, wohl verpflichtet, seine innerpolitischen Erwägungen und Beurteilungen des Beamtenapparats hier im wesentlichen sprechen zu lassen:

Die Schule habe bei der Erziehung des deutschen Menschen sowohl „in charakterlicher, wie auch in vaterländischer Beziehung“ versagt, so daß die Heereserziehung eintreten mußte, wenn das persönliche Verantwortungsgefühl des Vorgesetzten, so besonders des Regimentskommandeurs, dafür rege war. Was nun aber der Soldat in seiner Dienstzeit aufnahm, das wurde nach seiner Entlassung, „ohne jedes Gegengewicht von seiten der Regierung, all den zersetzenden Richtungen“ ausgesetzt, „die ihm die Ausübung seines hohen Amtes im Kriege verleiden, ja als eine Schuld an der Menschheit und als eine Ungerechtigkeit erscheinen lassen konnten, da ja Millionen Tauglicher nicht ausgebildet waren . . .“

„Hier in Düsseldorf drängte sich die Bedeutung derselben (Waffenindustrie) für unser gesamtes Volksleben förmlich auf. Sie lieferte auch im Kriege dem Heere Kraft und machte es mir möglich, in den vorderen Linien Menschen durch

Maschinen zu ersetzen, soweit es angängig war, obschon immer nur der Krieg durch Menschenkraft entschieden wird . . . Die Arbeiterschaft, die durch ihre Arbeit Kraft gab, stand in Massen ihm und dem Volke ablehnend gegenüber. — Es war ein Unheil, daß die Industrie bei dem Großen, was sie dem Volke war, durch die fehlerhafte Auffassung der Arbeiterfrage . . . so viel zu unserem Untergang beigetragen hat. Die sogenannte soziale Frage hatte keine Lösung gefunden . . . Große Streiks zeigten die Spannung an. Stadt stand gegen Land. Die Landwirtswaft geriet ins Hintertreffen . . . Der gezüchtete Wahn, der Außenhandel sei der Reichtum eines Volkes, ließ gesundes, wirtschaftliches Denken nicht aufkommen." — „Trotz aller inneren Spannungen brauchte aber der Soldat nicht gegen Volksgeschwister eingesetzt werden."

Ludendorff beschäftigt sich auch mit den unerfreulichen Verhältnissen im Reichslande Elsaß-Lothringen, der Hetze gegen alles Deutsche, die zum Teil auf das Konto der römischen Geistlichkeit ging. Eine gewisse Vorliebe des Kaisers für die Reichslande, durch öftere Besuche und den Ausbau der Hohkönigsburg, konnten zur Befestigung der Deutschfreundlichkeit in der Bevölkerung kaum wesentlich beitragen, was um so bedauerlicher war, als es sich ja um eine stammesgemäße deutsche Bevölkerung handelte, während z. B. die nicht ganz geschickte Ostpolitik zu einem Teil auf polnische Bevölkerungsschichten stieß. Der General spricht sich auch darüber näher aus. Er läßt uns aber weiter aufmerken, wenn er folgende Äußerung der Frankfurter Zeitung zitiert:

„Diese Geschichte der Militärvorlage ist die Geschichte einer geradezu fabelhaften Massensuggestion. Es gelang, den Glauben an ungeahnte Gefahren von unbegrenzter Tragweite zu verbreiten."

Die Sozialdemokratie hatte gegen die Vorlage gestimmt, und Ludendorff sagt resigniert, welchen Eindruck es wohl im Auslande gemacht hätte, wenn das deutsche Volk geschlossen hinter die ungekürzte Vorlage getreten wäre. Vielleicht wäre bei richtiger Aufklärung der Reichstag dafür zu haben gewesen; aber die verantwortlichen Reichsbehörden sieht er, auf Grund seiner nachkriegszeitlichen Erkenntnisse und aus der Macht der Tatsachen heraus, von unterwühlenden Mächten gehemmt. Er geißelt auch die Liefe-

rung von Geschützen und Munition an das Ausland, und zwar zu billigeren Preisen, als für die eigene Heeresverwaltung! Das ergänzt vielleicht die frühere Bemerkung in Beziehung auf Rumänien. Der Schilderung des nachkriegszeitlichen Kampfes des Generals gegen die „Überstaatlichen-Mächte" wird es vorbehalten sein, seine über die Dunkelmächte erworbenen Kenntnisse und schlagkräftigen Beurteilungen aufzuzeigen. Hier möchte ich aber doch bezüglich unseres Beamtenkörpers vor dem Kriege eine Bemerkung einfügen, die ich als Berliner Kriminalkommissar für Bank- und Börsensachen, der in Behörden und ins Leben hineinsah, machen mußte, um im Jahresbericht an das Ministerium des Innern etwa so zu berichten:

> „Wir preußischen Beamten kennen zwar eine Pflicht, gewissenhaft und treu alles das zu tun, was uns aufgetragen wird; aber die größere, nichts zu versäumen, kennen wir nicht!"

Und nun wird ein General Ludendorff und mit ihm so mancher überrascht sein, zu hören, welche Erfahrungen wir im sogenannten „Wucherdezernat" machten. Die damals bekannten Häuptlinge einer wenig edlen Wucherzunft mosaischen Glaubens legten es darauf an, von solchen jungen Menschen oberer Stände und Schichtung, von denen man annehmen konnte, daß sie einst bei der Protektionswirtschaft berufen sein könnten, in höhere Staatsstellung einzurücken, Wechsel in die Hand zu bekommen. Dann standen diese unter der Kontrolle derer, die ihnen auf der Universität und später ein „sorgenloses vergnügtes Leben" verschafften, nie aber wieder ihnen von der Pelle gingen. Ja, der eine, der so in Abhängigkeit geraten war, konnte nun dem anderen und jugendlicheren durch seine „Protektion" weiterhelfen. — Ich entsinne mich des klassischen Vorfalls, daß seiner Zeit der berüchtigte „Kaufmann" Pariser alles anstellte, Wechsel vom Wucherkommissar Schnellrat in die Hand zu bekommen. Er hatte sich aber in dieser Person getäuscht. Genau so, wie sogar noch vor einem Untersuchungsrichter, dieser „wohltätige Halsabschneider" mich mit Nachteilen bedrohte und mir Berichte, obwohl nichts damit zu tun, als falsch vorzuwerfen wagte. — In beiden Fällen konnten wir Kommissare kein gerichtliches Einschreiten gegen Pariser wegen Beamtenbeleidigung erreichen. Es hieß, Sie wissen ja, daß Pariser auf Grund des § 51 des Strafgesetzbuches immun ist. Unserem Verlangen,

ihn dann in einer Anstalt unschädlich zu machen, wurde als „zwecklos" von unserem damaligen beliebten und gewissenhaften Dirigenten Oberregierungsrat Dieterici „erkannt"! — Ich erinnere mich aber auch der merkwürdigen Zustände, die mit Ordens- und Titelschwindel zu bezeichnen sind. In einem Falle stellte ich und dann auch mein Dirigent die betrübliche Tatsache fest, daß ein Schwindel und Betrug gar nicht stattfände, weil nach Listen des betreffenden inhaftierten Rittmeisters a. D., dieser in der Tat beim Grafen Mirbach, dem Hofmarschall der Kaiserin, für hohe Summen Orden und Titel beschaffte. — Bei seiner Vernehmung drohte er mir, „ich spiele mit meiner Existenz!" — Als ich darauf einem Beamten die Anweisung gab, den sogenannten „Rotzettel", d. h. die Haftvorführung bei der Staatsanwaltschaft, auszufüllen und den Herrn Rittmeister „zum grünen Wagen" mitzunehmen, bequemte er sich, seinen Trumpf auszuspielen, daß hinter ihm der Hofmarschall Graf von Mirbach stände. — Bei dieser Eröffnung und seelischen vaterländischen Erschütterung blieb es nicht. In Gemeinschaft mit dem damaligen Kriminalkommissar Zillmann bearbeitete ich um 1900 die auffälligen Hypothekenbank-Zusammenbrüche (Preußenbank, Pommernbank und in Mitleidenschaft gezogen Anhalt & Wagner). Da ergab sich — für die notwendige Beurteilung in Hinsicht auf die interpolitischen Feststellungen — daß aus der Preußenbank mit den längst anrüchigen Direktoren (Schultz & Romeick) die „Pommernbank" als „Hofbankiers Ihrer Majestät der Kaiserin" gegründet war, die, mit dem Kaiserlichen und Hauswappen auf den Briefbogen, bekanntlich den Grundbesitz auf das Empfindlichste schädigte. Schultz wurde Kommerzienrat gegen den Einspruch der anständigen Hypothekenbankdirektoren, die sich bei ihren gemeinsamen Sitzungen von den Kollegen der Pommernbank absonderten. Als der Vertreter des Hofmarschalls Erkundigungen bei einer führenden Persönlichkeit im Hypothekenbankwesen wegen Verleihung des Kommerzienrattitels an Schultz einzog, wurde ihm bedeutet, daß dies ein Affront wäre. Darauf erfolgte die Erwiderung, die Verleihung des Titels sei bereits beschlossen und nichts dagegen zu machen. — Ich bemühte mich in deutlichen Berichten, die Stellung des Hofmarschalls zu erschüttern, da auch unzulässige Abhebungen bei schon drohender Zahlungseinstellung von dieser Seite für die Schatulle stattgefunden hatten; ich erwartete täglich die Verabschiedung des Grafen in der Zeitung zu lesen. — Mein Chef sagte

gelegentlich in seinem Berliner Jargon: „Da können Se lange drauf warten!" — Ich wußte in meiner bescheidenen Stellung nichts weiter zu tun, als aus dem Reserveverhältnis meinen militärischen Abschied zu nehmen, um mich gewissermaßen davon zu reinigen, daß dieser Hofmarschall als General a la suite der Armee stehenblieb, und ließ mich erst wieder mit der Mobilmachung als Offizier reaktivieren.

Diese eigenen Erfahrungen sollen einem General Ludendorff bei seinen Bemühungen, hinter die Kulissen des Beamtenkörpers und militärischer Behörden zu leuchten, gewissermaßen von ganz anderer Seite her einen Rückhalt geben, der nicht ohne weiteres wegzureden ist. Die Verächter unserer vorkriegszeitlichen Moral im Staat und Beamtentum mögen sich aber folgendes gründlichst gesagt sein lassen, daß mir nach 1918 frühere Kollegen auf mein Befragen äußerten: „Zu Ihrer Zeit da bestand doch Freude an der Arbeit, kräftig durchzugreifen. Jetzt arbeitet man und schuftet und, wenn man alle Beweise hat und Betrug und Schwindel im großen Maßstabe aufgedeckt glaubt, verebbt alles im Sande; denn irgendwo hängt wohl dieser und jener kompromitiert am gleichen Seile . . ." Daß in Gegenwart und Zukunft nicht zuletzt durch die aufrichtigsten Bestrebungen des Generals, in alle Dunkelecken geleuchtet werde, ohne Ansehen von Personen, die darin stecken, sonst aber im Scheinwerferlichte stehen; deshalb soll man wohl aus eigenem Leben sprechen.

In seinen Erinnerungsblättern sagt u. a. General Ludendorff:

> „Wenn das Kriegsministerium (es handelt sich um völlige Durchführung der „Allgemeinen Wehrpflicht") so unschön auswich, so geschah es, weil in ihm die Geheimmächte mein Wollen sabotierten. Ich hatte den entsprechenden Bearbeitern des Kriegsministeriums keine Zweifel über meine Ziele gelassen, aber selbst sie standen diesen unsichtbaren Mächten ahnungslos und machtlos gegenüber. Aber es hätte sich doch *einer* finden müssen, der den *vollen* Trug erkannte, der mir so einfache Angaben vorenthielt."
>
> „Die Überstaatlichen-Mächte hatten es verstanden, die obersten Stellen des Reiches zu besetzen, oder doch unter ihren Einfluß zu bringen, oder zu umgarnen und damit dem Heere die Zufuhr an der nötigen Kraft abzuschneiden, deren es in unserer gefährdeten Lage in Europa so sehr bedurfte.

Nur so konnte der großen Aufgabe, die in seinem Rahmen geleistet wurde, der Erfolg im Ernstfalle genommen werden. Das Handeln der Überstaatlichen=Mächte war teuflisch . . . Gelingt ihnen das Aushöhlen nicht, so drängen sie sich an die Spitze, um auf diese Weise (siehe vorher Wechselbeschaffung durch jüdischen Wucherer) die Volkskraft zu lähmen . . . Es ist etwas grundlegend anderes gewesen, was mir in seiner ganzen Schwere von dem Augenblick an entgegentrat, als ich in Lagen kam, in die die überstaatlichen Gewalten auf jene Weise einwirken konnten." Setze man hier erläuternd hinzu, daß diese Mächte naturgemäß kein Interesse am kleinen Beamten hatten, auf dessen Schultern keine staatsbedeutende oder militärische Entscheidung lag.

Möchte der Leser des Ludendorffschen „Militärischen Werdeganges" an dieser Stelle die Fußnote über einen Major Joachim beachten, den er als „hochgewachsenen Juden" und „Hochgradfreimaurer" später bezeichnet bekommen hat. Dieser war verabschiedet und lebte in Paris. Trotzdem kam er später in die Aufmarschabteilung, nahm zum zweiten Mal seinen Abschied, kehrte wiederum nach Paris zurück und wurde im Weltkriege Chef der deutschen „kartographischen Abteilung", die genauen Einblick in die Truppenverteilung hatte. — Das ist allerdings geradezu ein Hohn auf Verwendung von Kräften in solch wichtiger militärischer Stellung. Was sollte dieser Mann in Paris? Sich im Französischen vervollständigen? Wer waren seine Vorgesetzten, die ihn zum zweiten Mal aus Paris heranholten? — Das ist eine so wichtige Frage, an der weiter das aufgerollt werden kann, was Ludendorff von den Überstaatlichen=Mächten weiß. Und gleichzeitig frage ich, warum hat der Stellvertretende Generalstab während der ersten oder zweiten Mobilmachungswoche mein eingehend begründetes Gesuch um Verwendung in der „Spionageabwehr" unberücksichtigt gelassen? Allerdings hatte ich, getrennt davon, aufmerksam gemacht durch einen Berliner Bankier, der mir früher als Kriminalkommissar vertrauenswürdig Auskunft gab, schriftlich und mündlich berichtet, welche Ungehörigkeiten oder wohl gar landesverräterische Handlungen zu Beginn des Krieges schon vorgekommen waren. Nach meiner Erinnerung bezog sich wohl manches auf die schon bei der Betrachtung von Rumänien genannte ZEG. und auf vertarnte Fracht von Drehbänken für Granaten via Stettin nach Rußland. — Jetzt will

es mir so scheinen, als wenn gerade meine Eignung als früherer „durchgreifender Berliner Kriminalkommissar für Geschäftsvorfälle" mein Gesuch nicht Beachtung finden ließ. Auch die Wiederholung nicht, nach einer Verwundung. Meine Berichte über die Mitteilungen des Ungarn Szék, von denen die „Einführung" spricht, schienen auch nirgends Eindruck gemacht zu haben, was nach den Ludendorffschen Feststellungen nur zu erklärlich ist.

Zur sogenannten „Heeressibylle", Frau Lisbeth Seidler, die der General in seinem Buche und auch sonst in Aufsätzen in der Weise mit Recht erwähnt, daß sie einen unheilvollen Einfluß auf die Entschließung des Generalstabschefs Graf von Moltke hatte und auch mit dessen Frau, als Krankenpflegerin, im Großen Hauptquartier war, möchte ich aus meinen Erfahrungen und Erlebnissen folgendes berichten, was aber die obige Anschauung keinesfalls in Zweifel zieht:

> Frau Lisbeth Seidler wurde mir nach meiner Abschiednahme als Kriminalkommissar bekannt. Ihre medialen Fähigkeiten, ohne in Trance zu fallen, sondern nur mit einer Binde vor den Augen sich auf ihre „astralen Kräfte" einstellend, waren über jeden Zweifel erhaben. Jeder Schwindel oder Humbug war ausgeschlossen. Sie hatte auch gar keine Veranlassung mir gegenüber. Sie erkannte, wahrsagend, Zustände und sah „in die Ferne". Das ist auch gegenüber skeptischen Personen erwiesen worden, ohne daß etwa sogenannte „Sitzungen", „Seancen" stattfanden, von denen ich jedenfalls nichts weiß. In meinen Aufzeichnungen zur „Seelenkraftkunde und religiösen Erneuerung" habe ich eingehender über diese, für mich keine „okkulten Kräfte" mehr sprechen müssen. Es sind vielmehr Äußerungen einer Begabung, die andere Menschen gar nicht, oder unvollkommen in sogenannten „Ahnungen", haben oder völlig verloren. In einem Kriminalfall, der an mich privat herangetragen wurde, habe ich dann zum größten Erstaunen des skeptischen Interessenten, gerade um die Fähigkeiten der Seidler zu prüfen, diese, nüchtern und unerschütterlich erwiesen, echt bewährt befunden. Und alles erkannte sie lediglich daraus, daß sie, mit der völlig geschlossenen Binde vor den Augen, über eine Postkarte des Defraudanten tastend fuhr und gleichermaßen ein photographisches Gruppenbild in seiner „Ausstrahlung" — die

Wissenschaft bestreitet dergleichen nicht mehr — auf sich wirken ließ. Sie sagte meinem mit am Tisch sitzenden Bekannten, daß der Schreiber der Karte sich das Leben genommen habe, nannte Wohnung, Aufgabeort der Karte, sah geistig die außereheliche Freundin des Selbstmörders, ihre Umgebung, Beschäftigung, Atelier und überließ mir, am Freitag der nämlichen Woche die Wohnung zu ermitteln, sie mit irgendeinem Vorwand zu betreten, um festzustellen, daß ich dort im 4. Raume das Bild des Toten finden werde, und dann leicht die ganzen Zusammenhänge als Kriminalpsychologe zu erkennen. — Alles war so, wie sie gesagt hatte.

Ich will beileibe hier nicht eine Lanze für Frau Seidler brechen; denn ich wußte nichts davon, daß sie Verbindung zu Rudolf Steiner und zur Frau von Moltke hatte; erfuhr auch erst durch deren Prozeß, daß sie mit den Brüdern Sklareks in anrüchiger Verbindung stand. Aber für ihre Gesinnung zeugt während des Krieges, daß sie in ihrem Hause Flüchtlinge aufnehmen mußte, in denen sie eine verzweigte Judengesellschaft erkannte, die Goldschmuggel von Deutschland nach Holland betrieb. Sie machte bei der Polizei die nötige Mitteilung, nachdem ihr eine Jüdin, im Glauben bei ihrem dunklen thüringischen Typ, daß sie eine Rassegenossin vor sich hätte, anvertraut hatte:

> Deutschland werde Palästina, Berlin Jerusalem,
> Ein Jude Kaiser von Deutschland.

Ich glaube diese Feststellung ist über den Fall Seidler hinaus wichtig. Wenn sie wirklich durch die Frau Gräfin zu Wahrschauungen über die Erfolge in einem Zukunftskriege oder gar zur Beurteilung der Kriegslage herangezogen wurde, so sehe ich als Soldat die Schuld nicht so sehr in ihrer Person, als in der geradezu erstaunlichen Tatsache, daß — will man es als wahr unterstellen — ein Generalstabschef in der verantwortungsvollsten Lage sich überhaupt irgendwie durch eine Frau beeinträchtigen oder in seinen Beschlüssen bestimmen ließ.

Eine verräterische Handlung seitens der Seidler muß dahingestellt bleiben; sie hat zweifellos nach den Bedingtheiten des im Entschluß schwankenden und nicht willensstarken Charakters des Generalobersten von Moltke geistig-seelisch so geschaut und die Konsequenzen — nach dem altarischen geistigen Gesetz von Ursache

und Wirkung — auch vorschauend gesehen und beurteilt; etwas, was für mich auch nicht mehr „okkult" ist, sondern über kurz oder lang von der geistigen Wissenschaft als voll exakt zu Beweisendes bestätigt werden wird. Wir wollen bei Beurteilung der Marneschlacht und des Eingreifens des Oberstleutnants Hentsch hierauf nochmals zurückkommen.[1]) Schon um deswillen waren die eingehenden Erörterungen am Platze.

Auch möge aus der Vergessenheit Rudolf Steiner auftauchen: Andere haben den Nachweis gründlich geführt, daß er Jude und Hochgradfreimaurer war; es bestätigt auch Pfarrer Rintelmeyer in einem seiner Bücher über „Antroposophie", dessen Führer er in Nachfolge Steiners wurde, daß dieser tatsächlich im oder in der Nähe des Großen Hauptquartiers in Koblenz gewesen ist. Ich weiß nicht mehr, welche Gründe er aber zur Abwehr der Angriffe gegen Steiner hat. Durch den bekannten Magnetiseur und deutschen Volksmann Paul Werner, der mir auch die Beschwerden nach meiner Verwundung weggebracht hat, wie er manchen Offizieren wieder zur Feldverwendungsfähigkeit verhalf und Hunderte von Beweisen seiner Heilfähigkeit und geistigen Diagnosenschau auch für praktizierende und wissenschaftlich arbeitende Ärzte im Laufe seines Lebens gegeben hat, dieser „Heiler und Wohltäter" machte mich auf die Rudolf Steinerschen Vorträge aufmerksam, die wir in den Jahren vor dem Kriege mehrfach gemeinsam besuchten. Bei der Gelegenheit zeigte er mir auch vorn in einer der ersten Reihen — es war im Architektenhause in der Wilhelmstraße, Berlin — die Gräfin Moltke, die Gemahlin des Generalstabschefs. Meines Wissens war der Generaloberst bei diesen Vorträgen nicht anwesend; ich habe auch nicht gehört, daß er persönlich, mit Steiner in Verbindung stand. — Die starken Eindrücke Steinerscher Vorträge waren nicht zu leugnen; auch nicht, was er in unveröffentlichten vervielfältigten Schreibmaschinenbänden über Prähistorie und Entwicklungsgeschichte des Menschen geschrieben hat. Im Gegensatz dazu ist auffällig seine sogenannte „Dreigliederung des sozialistischen Systems", oder heißt es anders. In diesem erkannte ich eine Verwirrung anstiftende soziale Gesellschaftsordnung, die ich allerdings in der Weise verdächtige, wie General Ludendorff diesen Mann beurteilt.

---

[1]) Vgl. Seite 97 ff.

Wer Ludendorff auch in dieser Richtung etwa bekämpft — meine Ausführungen sind ja rein geisteswissenschaftliche und anerkannte Erwägungen und Erkenntnisse —, setzt sich entschieden der Gefahr aus, wie ein Rudolf Steiner oder wie Rathenau zu denken, der bekanntlich das furchtbare Wort prägte:

„Es ist uns noch in letzter Stunde gelungen, die ganze Schuld auf Ludendorff zu schieben."

Dem gegenüber wollen wir hier nochmals die hohe verantwortliche Pflichterfüllung Ludendorffs mit seinen Worten uns bestätigen lassen:

„. . . Dieses richtige militärische Denken, das zugleich auch das einzig richtige politische Denken ist, hätte dahin gehen müssen, mit allen Maßnahmen einen erfolgreichen Ausgang des so sichtbar drohenden Krieges sicherzustellen, die Politik entsprechend zu führen und einheitlich zu gestalten. Ich habe in der Vorkriegszeit dafür gekämpft, den Sieg sicherzustellen . . . und so den Frieden zu erhalten. Es haben schwerwiegende Umstände dabei mitgewirkt, daß wir Deutschen nicht unsere ganze wehrfähige Mannschaft in den Dienst der Landesverteidigung gestellt haben. Die verhängnisvollsten, die Suggestionen der Überstaatlichen-Mächte übersah ich mit dem Volke damals noch. Aber auch andere lagen vor."

Möchte wenigstens in Gegenwart und Zukunft das deutsche Volk von solchen Suggestionen, die zur Massenpsychose führen, frei bleiben, um recht nüchtern in eine unserem Volke artgemäße Zukunft mit unserer Führung zu schreiten.

Mit Bedauern gedenkt General Ludendorff des Übelstandes, daß er in seinem Wirken für volle Wehrhaftmachung des Volkes nicht über die außenpolitischen Zusammenhänge unterrichtet wurde. Es ist natürlich etwas anders, wenn man sich statt dessen aus Zeitung, Reisen und Besprechungen ein Bild von den politischen Spannungen zwischen den Staaten machen muß. Er hatte die Gelegenheit, wenigstens einmal auf einer Reise nach Bosnien und in die Herzegowina, die bekanntlich nach ihrer Einverleibung in die Habsburgische Monarchie 1908 den Panslawismus erregt hatte, mit dem Österreichischen General Konrad von Hötzendorf, Chef des Österreichischen Generalstabs, zu sprechen und lernte dessen sehr ernste Auffassung von der politischen Lage der Mittelmächte kennen. Damit sah er tiefer, als wie man es anscheinend in Berlin gewohnt war.

Gewiß, sollte nie die Frage der Wehrhaftigkeit von augenblicklichen politischen Konstellationen abhängig gemacht werden; sie hat vielmehr jeden Anforderungen und zu jeder Zeit zu entsprechen, da sich die politischen Verhältnisse wie Wolken am Himmel verschieben können.

Kein Gebiet gab es, auf dem wir unseren General der Vorkriegszeit nicht bewandert sehen oder seinem Eingreifen nachspüren können, wie z. B. auf dem Gebiete der Nachrichtenübermittlung zu unseren Kolonien hin, durch den Bau von Großfunkstationen, der Beobachtung des Luftschiffbaus und seiner kriegsmäßigen Verwendung höchstens durch das starre System der Zeppeline, sowie der rapiden Entwicklung des Flugzeugwesens, in dem die Franzosen weit überlegen waren. Wofür er naturgemäß damals kaum Zeit fand, war die Beschäftigung mit sogenannten „Schönen Künsten", den Vorgängen in der Literatur und hinter deren Kulissen, wodurch er vielleicht an irgendeiner Stelle schon damals auf die undeutschen Machenschaften gestoßen wäre. Man mußte aber wohl am eigenen Leibe als Schaffender spüren, wie sich die unheilvollen Mächte am ehesten vortrauten gerade auf dem Felde der bildenden Kunst und der Literatur, in dem schlauen Bewußtsein, daß hier, unbeobachtet, dem deutschen Michel nach und nach die Zipfelmütze mehr noch ins Gesicht gezogen werden konnte, um ihm dann beizeiten die Faust in den Nacken zu setzen. Dafür aber hatte man, wie ich des öfteren mich überzeugen mußte, in aristokratischen, in Offiziers-, in Handelskreisen, bei hohen Beamten und in der Regierung selbst, wie schon gar nicht in der Landwirtschaft und Industrie das unbedingt erforderliche Interesse. Das wirkte sich dann erst recht während des Krieges aus, wo man nach anfänglicher Zurückhaltung schließlich munter wieder alberne Unterhaltungen von Autoren der Feindmächte auf den Theatern spielte oder sich den undeutschen „Haßgesang" gegen England seitens des Juden Lissauer gefallen ließ, ja ihn noch gottsjämmerlich bejubelte und beweihräucherte als einen Held des Tages in der inneren Front. Das alles führte dann nach dem Kriege in logischer Konsequenz zur völligen Abhalfterung und zur Verhöhnung deutscher Art, deutscher Werke und germanischer Kultur überhaupt!

Daß einer so grundehrlichen und aufrechten Soldatennatur, die im Parademarsch und in der Parade nicht das Endziel militärischer Ausbildung sah, wohl aber das Mittel, die Truppe „in äußerster Anspannung und Manneszucht" auf ihren Zusammenhalt und ihren

inneren Wert den Vorgesetzten mit einem Blick prüfen zu lassen, die viel genannten

Soldatenmißhandlungen

zuwider waren, das zeigte seine folgende Auffassung: Es kam ihm darauf an „durch persönliches Freundlichsein und ruhiges Auftreten dem Rekruten das Einleben zu erleichtern".

> „Die Unteroffiziere wußten von den Kompagniechefs, daß sie sich jeder Mißhandlung zu enthalten hätten, die damals immer noch vorkam. Ich hielt auch mit vollster Überzeugung darauf, daß sie sich solche nicht zuschulden kommen ließen. ‚Biß' sich ein Unteroffizier sozusagen bei der Ausbildung auf einen ungeschickten Rekruten fest, dann nahm ich ihn mir selbst vor, bis der Unwille des Unteroffiziers verraucht war. Nun ja, dann mußte ich auch an mich halten, daß ich nicht in den gleichen Fehler verfiel wie der Unteroffizier. Die Rekruten waren willig, Ungelenkigkeit und Ungeschicklichkeit bildeten eine schwere Beigabe für das Soldatenleben. Auch in meinem späteren Frontleben habe ich die gleiche Stellung gegen Mißhandlungen eingenommen. Allmählich verschwanden sie wohl vollständig aus dem Heere. Daß Einzelfälle auch dann noch vorkamen, ist gewiß. Sie wurden erheblich aufgebauscht, um Mißstimmung gegen das Heer zu erwecken."

Davon war wohl noch zu sprechen, um das lebendige Vorbild eines soldatischen Führers in Ludendorff mit dieser gesamten tiefgründenden, alles durchleuchtenden Bildung, vor dem deutschen Volke und damit hinein in die aufwachsende Jugend der Gegenwart und Zukunft hinzustellen. Er sagt selber, „wie gründlich die Schule zum höheren Truppenführer der Preußischen Armee war, durch die auch ich gehen durfte".

> „Die Schule war gut. Wer auf Grund eigener Leistung das Höchste von einer Truppe zu verlangen hatte, hatte auch für sie zu sorgen und mit ihr zu fühlen."

Das sind goldene Worte für jede Führung im deutschen Artbewußtsein. Das ist Preußentum ohne jede Überheblichkeit, sondern im überzeugenden Bewußtsein unerschütterlicher Notwendigkeit für die Kraftentfaltung und Wohlfahrt unseres Volkes. — Und welche

Sicherheit hatte noch unsere Gegenwart zu entbehren, damit daß nicht früher an allen Staats- und militärischen Stellen „höheren Orts“ die hohe Erkenntnis und Berufsauffassung eines Ludendorff Gemeingut wurde. — Mit meinen Lesern gebe ich mich der unbedingten Hoffnung, nein, der selbstverständlichen Erwartung hin, daß nun endlich jegliche Verunglimpfung, Verkleinerung, Beiseiteschiebung und Verächtlichmachung des Generals, um ihn ganz aus der Volksseele zu reißen, unterbleibt. Schon diese vorkriegszeitlichen Betrachtungen müßten genügen; aber ich glaube, daß, gerade durch die Verlebendigung seiner Ausbildung und seiner Charakterstärke im Kriege, Ludendorff niemals aus dem Volksbewußtsein, auch bei der Jugend nicht, gerissen werden kann, die ja nicht mit uns Soldaten oder in der Heimat um jeden Erfolg der grandiosen Operationen gebangt hat. Ein Verständnis dafür darf im deutschen Volke nie verschwinden, wie es unter der Bethmannschen und dann unter den anderen Regierungen im Kriege und bis 1933 zur furchtbaren Erkenntnis eines Ludendorff kam, daß Regierung und Landesverteidigung nicht eines Geistes, eines Willens war, um Leben und Art, Freiheit und Wohlergehen dem Volke zu sichern.

Zweimal wird der britische Kriegsminister Lord Haldane in Berlin, nicht lange vor dem drohenden Kriegsgewitter, empfangen, ständig fremden Militärs und Technikern Einblicke gewährt, die „Extratour“ Italiens in der „Algeciraskonferenz“ entschuldigt und die Haager Friedenskonferenzen ebenso ernst genommen, wie später die 14 Punkte Wilsons und der Völkerbund.

Daß alle Mühe, Sorge und Gewissenhaftigkeit unserer militärischen Ertüchtigung, vom Großen Kurfürsten her, über den Soldatenkönig und Friedrich II. bis hin zum alten Kaiser, letzten Endes wegen dieses geringen Zusammenhaltes von Regierung, Volk und Armee zerschlagen werden konnte, erfüllt uns schon bei Beendigung der Aufzeichnungen Ludendorffs vom militärischen Werdegange mit Bitterkeit. Alles vertan! Geblieben aus kraftvollstem Leben nur Historie, die eine Jugend wieder zum Leben zu erwecken berufen ist, wie wir ja auf dem Wege dazu sind! — Ehe wir aber schließen, prägt sich unbedingt und unmittelbar uns der Gedanke auf: Wer für den Krieg und im Kriege so das seine geleistet hat, wie sollte dieser nicht auch nach dem Kriege den Erfordernissen unerschrocken ins Auge sehen und

seinen Mann stehen!

Fehler werden, das ist menschlich und allzumenschlich, überall und immer wieder gemacht. Über die Wege, die man einschlägt, kann man verschiedener Meinung sein, ohne sich den Spruch zu eigen zu machen: „Viele Wege führen nach Rom.“ Unsere Felddienstordnung hatte den Fundamentalsatz: Fehlgreifen in der Wahl der Mittel ist weniger schädlich, als in Untätigkeit verharren!

Und dieser unser Ludendorff läßt uns noch einen Blick in sein Innenleben tun, wenn er anläßlich des Hinscheidens seines Vaters und seiner Mutter, beiden ein Denkmal im Sohnesherzen richtet.

> „In meiner Erinnerung lebt er (der Vater) als das Vorbild eines deutschen Menschen, Gatten und Vaters. Er war ein Kind seiner Zeit . . .“
>
> Und von seiner Mutter schreibt er: „Ich war stets in enger Verbindung mit ihr geblieben. Sie hatte mich auch in Düsseldorf besucht, und ich konnte ihr als Sohn in Liebe und Fürsorge das danken, was ich ihr schuldete. Sie lebt noch heute in meiner Erinnerung wie mein Vater, und zwar als liebe Mutter und stolze Frau. Sie hat nicht mehr die Ruhmestaten unseres Heeres . . . erlebt.“

Wer von uns älteren aber ließe nicht seine eigenen Erinnerungen und tiefen Gefühle in sich sprechen, wenn Ludendorff seine erste Begegnung mit dem Generalfeldmarschall Helmuth von Moltke schildert, wie der hohe schweigsame Mann, in der Nähe der Siegessäule in Berlin, in der unvergeßlichen militärischen Erscheinung, an dem damaligen Kadetten, der stolz darauf war, Front zu machen, mit dem Anfluge gewinnender Freundlichkeit vorbeiging. Auch Bismarck hat er gesehen und den Eindruck, den dieser gewaltige Deutsche bei einer Begegnung auf uns alle gemacht hat, nie vergessen. Vom alten Kaiser Wilhelm aber schreibt er so herzlich und liebevoll, wie ich es als Junge, damals auf dem Luisen-Gymnasium in Berlin, mehrere Male Sonntags und an Festtagen erlebte. Wem hätte es das „historische Eckfenster“ nicht angetan, wenn beim Herannahen der Wachtparade die hohe Gestalt des Kaisers, mit dem milden landesväterlichen Blick, an den großen Scheiben seines Zimmers sichtbar wurde. Die aufgeschlagenen Klappen seines Interimsrockes ließen eine „weiße Weste“ erkennen, die wohl auch allen anderen Hohenzollern nicht abzusprechen ist. Ich entsinne mich des 88. Geburtstages: Vor dem historischen Fenster, bis hin

zum Alten Dom, der noch unbeeinflußt ein gutes Stück Preußentums versinnbildlichte, stand die erwartungsvolle Menge tatsächlich wie eine Mauer. Als die Wachtparade nahte, verlor man den Boden buchstäblich unter den Füßen und wurde in einer jubelnden Volksmenge hin und her geschoben. Meterweise vom Fenster entfernt, um dann wieder vor dasselbe hinzufluten. Nach Hause zurückgekehrt, erzählte meine Mutter, die sich selbständig aufgemacht hatte, daß sie zu gleicher Zeit und in gleicher Weise „geflogen" wäre. — Ich möchte aus meiner Erinnerung noch weiter die Ludendorffsche an Kaiser Wilhelm I. ergänzen: Die Heldengestalt war übermäßig groß, noch im 90. Lebensjahre. — Anläßlich der Grundsteinlegung der Holtenauer-Schleuse zum Nord-Ostsee-Kanal am 3. Juni 1887 sah ich ihn von Bord eines der offiziellen Privatdampfer, die S.M.S. Pommerania von Holtenau aus zur Flottenparade bei überaus stürmischem Wetter begleiteten. Der hohe Herr hatte die große Freude auf dem Verdeck des kleinen Schiffes von seiner Tochter Luise von Baden überraschend begrüßt zu werden. Kaum ging die

Kaiserstandarte

hoch, zerriß sie im Sturmwind in Fetzen. Der Kaiser zog sich auf dieser Fahrt, ohne Mantel, das Haupt vielfach entblößt, eine schwere Erkältung zu. — Unmittelbar vor seiner Abfahrt, bis mein Vater, als Eisenbahnbetriebsdirektor, die Abfahrtszeit des Zuges meldete, konnte ich ihn im Vestibül wohl eine Viertelstunde lang hören und beobachten. Ich werde nie die überaus herzliche Liebe zu der jubelnden Volksmenge draußen, der er sich immer wieder zeigte, und den Ton seiner klaren Stimme vergessen. Er hatte an der einen Hand seine Tochter, an der anderen mein kleines Schwesterchen, das ihm Blumen überreicht hatte. Er trug die gelbe Kürassiermütze und es fiel mir auf, daß die etwas großen Ohren über den Mützenrand reichten.

Wenn alle diese Erinnerungen, durch Ludendorff angeregt, vor der Seele vieler auftauchen, die noch den alten Kaiser und den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, sowie dessen tragisches Schicksal, nach den 100 Regierungstagen als Friedrich III., erlebt haben, so fragt man jetzt, nach den gewissenhaften Mitteilungen des Ungarn Szék von den Endzielen der Großloge Englands, war der frühe Tod des Kaisers Friedrich nach dem schweren duldenden Siechtum, mit dem Spruch auf den Lippen:

„Lerne leiden ohne zu klagen"

die Folge davon, daß man nicht nur deutsche gewissenhafte Spezialärzte rechtzeitig zu Rate zog, sondern englische Ärzte! — Immerhin ist ein Hinweis darauf nicht so abwegig, wenn wir jetzt gemeinsam mit dem General Ludendorff in seinem „Militärischen Werdegange" Abschied nehmen vom zweiten deutschen Kaiserreich, dem Hohenzollerntum und von der alten Friedensarmee. Wir haben auch viel Schönes und Großes erlebt. Die letzte Parade des alten Kaisers auf dem Tempelhofer Felde gesehen, wie der Greis erst nach dem Vorbeimarsch vom Pferde in seinen offenen Wagen stieg. Waren von Kiel zum toten Kaiser Wilhelm in den Dom geeilt und in Trauer um das „Vale senex Imperator" am 16. März 1888. Haben zweimal im Ersten Eisenbahnregiment die Kaiserparade unter Wilhelm II. miterlebt. — Ludendorff spricht weiter von der Enthüllung des Moltkedenkmals, das das Heer errichtet hatte. Dabei „strafte Graf von Schlieffen auch die Lügen, die da behaupteten, der Kaiser hätte nur Lobhudeleien seiner Person und seiner Vorgänger vertragen können". Einer anderen Denkmalsenthüllung war früher gedacht, nämlich der auf dem Niederwald, das zum Gedenken des siegreichen Heeres 1870/71 von der Nation errichtet worden war. Im letzten Augenblick konnte ein ruchloser Dynamitanschlag auf Kaiser und Fürsten abgewendet werden. Wieder denken wir dabei an die Ziele der Großlogen und wissen, daß der Marxismus in allen seinen Schattierungen Hilfstruppe der geheimen freimaurerischen Kräfte des internationalen Weltbeherrschungsplanes ist. Der Arbeiter in allen Ländern wird von diesen gesellschaftlichen Exklusiven und „den Großen" — wie so schön der Proletarier die besitzenden Klassen nannte oder nennen mußte — natürlich nicht für voll angesehen. Sie werden sich doch nicht mit ihm an einen Tisch setzen und Schafskopp oder sonst was spielen, sondern benutzen diese Schafsköpfe als Sturmböcke, um beileibe nicht sich in ihrer Vertarnung aus dem Bau herauslocken und „an die Laternenpfähle hängen" zu lassen, wie es denen so oft zugedacht wurde und wohl noch im Auslande zugedacht wird, die mit ihrem bißchen Reichtum oder Betriebs- und Arbeitsbeschaffungssinn dem Arbeiter eher Nutzen als Schaden bringen.

Wir hören von Ludendorff von den Jahresversammlungen am 24. Januar, welche die

„Militärische Gesellschaft"

in Berlin begingen, meistens mit Vorträgen aus dem Leben und

dem militärischen Handeln des Großen Königs, dessen 200. Geburtstag 1912 gefeiert wurde. Es fand auch eine Ausstellung von Bildnissen zeitgenössischer Künstler statt, die auf Ludendorff keinen, während die Zeichnungen des Altmeisters Menzel, der kleinen Exzellenz, einen nachdrücklichen Eindruck hinterließen. „Gleich bedeutend auf allen Bildern waren indessen die wunderbaren Augen des Königs. Dieser hat erst den Friedrich den Großen geschaffen, der uns gegenwärtig ist." — In einem anderen Zusammenhang spricht der General von den Bildern des russischen Malers Wereschtagin, der nach meiner Erinnerung den Zug Napoleons 1812 nach Rußland in vielen Bildern im alten Reichstagsgebäude ausstellte, so lebenswahr ergreifend, kriegsabschreckend, daß unser Feldherr nur noch ernster vom Kriege denken mußte. Hier wurde anschaulich jedem Strategen gepredigt, daß der Krieg gegen Rußland kein Spaziergang von heute auf morgen ist, daß der Große Generalstab recht tat mit seinem Hauptaufmarschplan gegen den Westen. Im Badischen Schwarzwald lebt übrigens noch, wie einem Kanonier und Vorreiter des ersten Geschützes der ersten reitenden Batterie eines Ostpr. Feldartillerie-Regiments am Stry, dem Gefreiten Alfred Fricker dessen Großvater überliefert hat, der Spruch:

„Wärst du in Deutschland geblieben,
in Rußland bekommst deinen Teil!"

Dieses Lied sangen die Rheinbundtruppen 1812, als sie zerschunden und abgerissen in die deutsche Heimat zurückkamen, verblutet für einen Fremdling, für Napoleon! Und noch heute singt man es dort, eine Mahnung auch an uns, die 1914 vergessen war, obwohl noch auf seinem Sterbebette der alte Kaiser darum gebeten hatte, stets Freundschaft mit Rußland zu halten, getreu seinem großen Ahnen Friedrich II., der, gealtert, bei einer Gelegenheit sagte:

> „Man kann eine Unmenge von Feinden haben, auch wenn man keinerlei Mühe aufwendet, sich fröhlichen Herzens solche zu verschaffen, und so gehe man darauf aus, sich auch nach Freundschaften außerhalb der deutschen Reichsgrenzen umzusehen. Das wird erreicht, wenn man die freundschaftlichen Beziehungen zu Rußland pflegt und meine Nachfolger als einsichtsvolle Menschen ihre Pflicht erfüllen, damit das Schicksal uns den größeren Teil des **drohenden Unheils** fernhalte."

Einen solchen Wahrspruch hatte man vergessen. Die diplomatischen Vertreter und Führer des Reiches standen wohl mit ihrem Herzen einem Goethe näher, als einem Wilhelm I. und Friedrich II., dem Weimarer Dichterfürsten und wie Ludendorff hervorhebt, „Freimaurer" Goethe, der die Inschrift auf dem Denkmal des französischen Generals Dumouriez verfaßt hat, das zum Gedächtnis auf dem Felde von „Valmy, jener Schlacht vom 20. September 1792", errichtet ist, nach der „das von Freimaurern geführte preußische und österreichische Heer vor der französischen Revolutionsarmee kehrtgemacht hatte". Die Goethesche Inschrift lautet, nach der Inaugenscheinnahme Ludendorffs:

„Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte an."

Und nun gedenkt noch unser General der großen Parolen im Lichthofe des Zeughauses in Berlin 1914. Der Kaiser, umjubelt vom Volke, in Begleitung seiner Söhne, kam vom Schloß dorthin. Er „fühlte sich auf der Höhe seiner Macht, in treuer Hingebung diente ich ihm; daß ich Einzelerscheinungen des Monarchen und Volkes halber bedauerte, zeigte ich. Das änderte nichts an der Hingabe. Wie stark meine Natur der seinigen entgegengesetzt war, konnte ich erst später feststellen".

Auch der gewaltigen Eindrücke erinnert sich General Ludendorff anläßlich der Vorführungen des „Großen Zapfenstreichs" sämtlicher Spielleute und Hoboisten des Garde- und des 3. Armeekorps vor dem Königlichen Schloß zu Berlin und des Schweigens, in dem die Generalität an der Schloßterrasse und das gesamte Publikum beim roten Schein der schwelenden Fackeln verharrte, während der Kaiser mit seiner Umgebung auf dem Altan stand, dort, von wo er bei der Mobilmachung nur die wenigen Worte im tiefen Ernste und auch wahren Sinnes heruntergerufen hatte in die begeisterte Menge:

„Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche!"

So war es leider nur während der ersten Kriegszeit! Aber der Kaiser hat wohl dieses Auftauchen der Parteien in ihrer ganzen Schädlichkeit nicht gewollt und nur dadurch herbeigeführt, daß er nicht wie ein Friedrich II. die ganzen Hilfsmittel des Staates auf den Krieg einstellte und einstellen ließ, worum sich später, wie wir sehen werden, der Generalfeldmarschall von Hindenburg

und sein „Kampfgenosse" Ludendorff immer wieder übergroße Mühe gaben. Wilhelm II. vertraute die

„Industrielle Mobilmachung"

einem Walther Rathenau an, den wir schon zweimal haben sprechen lassen. Der Kaiser lehnte die aufgenommenen Warnungen des so angefeindeten Grafen Pückler, den man als „Dreschgrafen" lächerlich zu machen gewußt hatte, doch noch „im letzten Augenblick (!)" ab, so daß dieser damals, einige Jahre vor dem Kriege, in der ihm nahestehenden Presse — wie ich als Kriminalkommissar, der ihm durch eine unfreiwillige Reise nähertreten mußte, wußte — schrieb:

> „Wenn die Juden ungehindert bleiben, werde die rote Flagge vom Berliner Schlosse wehen und die Kanonenkugeln dort einschlagen!"

Es war dem Grafen, den man später entmündigte, eine Genugtuung, als er nach der Revolution der Kieler roten Marine, etwa 1924, in Schreiberhau vor den Versammelten aus einem vergilbten Zeitungsblatt seine „Weissage" demonstrieren konnte. Manch anderer hat mit ihm und führenden Persönlichkeiten der Bewegung Befürchtungen gehegt, kaum aber von so kraß gewordener Wirklichkeit. — Für uns wird nun aber auch das verständlich, was mit dem

Mobilmachungsbefehl

einen General Ludendorff soldatisch „aufs tiefste erschütterte". Er sagt:

> „Wie aus dem Unterbewußtsein heraus, stieg in mir ein banges Gefühl empor. Ich ließ es nicht in mir Herr werden, nicht als ich schon am 2. August früh nach Aachen fuhr, nicht als ich vor Lüttich mich in schwierigster Lage befand, auch dann nicht, als ich von General von Moltke im Osten vor eine noch schwerere Aufgabe gestellt wurde, mit dem ernsten Zusatz:
>
> ‚Vielleicht retten Sie im Osten noch die Lage'."

Begleiten wir nun in den Weltkrieg Erich Ludendorff, der unser Mottowort geprägt hat:

„Ich sehe im Generalstab nicht nur den Kopf, sondern auch das Herz des Heeres!"

Zweiter Teil

General Ludendorff im Weltkriege

Wahrspruch:
Prüfe dein Herz,
daß du es redlich meinest!

Das ist das Sigulum des „Lenkers der Schlachten", das mich auf dem Wege durch die „Kriegserinnerungen Ludendorffs" geleiten soll, mit der ebenso ernsten Mahnung als Kamerad aller Frontkämpfer. Erst recht aber an die „Feldstrategen nach getanen Schlachten", die sich, mehr oder weniger berufen, vom Schreibtisch aus heranmachen, nun die Kriegsgeschichte in ihren Gesichtskreis zu rücken, der möglich groß, unbeeinträchtigt, aber auch selbstbewußt und deshalb einseitig in seinem Wirken sein muß, weil sie nun doch nicht, wenigstens nicht da dabei gewesen sind, wo die Verantwortung getragen wurde, die Entschlüsse gefaßt und die Entscheidungen fielen. Wir brauchen deren Polemik nicht; gedenken vielmehr der Rettung des Vaterlandes vor Verwüstungen durch die alte Armee,

das Volk in Waffen

und die Führung, wobei die Namen nur genannt werden mit der gleichen Ehrerbietung, dem gleichen Stolze und der gleichen Gewissenhaftigkeit, wie

der Unbekannte Soldat

ewig in unseren dankbaren Herzen lebt!

Der Gebende ist dann schon ein Schenker, wenn er nach seiner besten Kraft und seinem besten Vermögen gibt! Bei dem einen sind es anscheinend kleine Gaben, bei dem anderen größere und die größten; wer aber wollte vor der Geschichte, die der „Lenker der Schlachten" in sein „Generalstabswerk" mit dem Ewigkeitsgriffel schreibt oder schreiben läßt, nun als Kleiner, Größerer oder Großer erstehen? Sie taten alle ihre Pflicht, die, in diesem heldischen Ringen ohne Vorbilder, ihr Leben ließen oder mit Wunden am Körper, am Gesicht, am Geist und an der Seele matt heimkehrten.

Die dann daran bereits zugrunde gingen, in den Kämpfen um die Nationale Erhebung fielen oder noch im Kampfe stehen, unerschütterlich und fest, wie auch ein General Ludendorff. — Deutsche Jugend wurde mit den Kämpfern allen und mit seinem Führer wach. Er und sie verlangen von uns unerbittlich Wahrheit, wie es auch der beste Teil der Menschheit erwartet. Sollten dennoch von denen sich welche breit machen, die von den dunklen Mächten vorgeschoben werden, da diese ja nicht, selbst bei uns nicht, auf die Knie gezwungen sind, im Auslande aber, erbittert, erst recht den Krieg mit anderen Mitteln fortsetzen, so sollen solche Kreaturen wenigstens das wissen, wie ehrliebende Soldaten über die Feldführung denken und versuchen, dem „Kopf und Herz des Heeres" gerecht zu werden.

In die Beurteilung können wir nicht besser eintreten, als wenn wir

Allgemeine Vorbetrachtungen

voran stellen, welche, vor der Kriegs- und Weltgeschichte unverrückbar fest, aus deren beider Lebenserinnerungen sprechen, die der Armee, dem Volke und dem gesamten Auslande am meisten ans Herz gewachsen sind, berühmt wurden und nie vergessen werden können:

Hindenburg und Ludendorff.

Wir ordnen aus des ersteren, des Generalfeldmarschalls von Hindenburg „Aus meinem Leben" und des anderen, des Generals Erich Ludendorff „Meine Kriegserinnerungen" folgende wesentliche Aussprüche bewußt und übersichtlich gegenüber, damit niemand mehr daran rütteln kann, wie beide sich gegenseitig werthielten und kannten![1])

[1]) Daß der Verfasser nicht einseitig urteilt und schreibt, geht daraus hervor, daß aus seiner Feder eine der allerersten Publikationen über den Generalfeldmarschall von Hindenburg Frühjahr 1915 erschien. „Hindenburg — eine Wertung" von Hauptmann Müller-Eberhart, 1. Veröffentlichung in „Deutsche Kraft", eine Monographienfolge über Kriegskultur und Heimatarbeit, Arthur Collignon Verlag, Berlin W 62.

Frau Gertrud v. Hindenburg, geb. v. Sperling schrieb an den Verlag Hannover, 27. April 1915: „... und mich gefreut, wie tief der Verfasser dieses Buches sich in den Charakter und das Wesen meines Mannes hineingedacht und ihn so voll in seiner schlichten, einfachen Größe erkannt hat. Diese Erkenntnis spiegelt sich so treffend wieder in den zwei kurzen Zeilen: ‚das große Zielbewußtsein seines hohen Strebens ohne Strebertum ist der hervorstechendste Charakterzug Hindenburgs'. Ich werde, sobald wie angängig, das Heft an meinen Mann nach dem Hauptquartier Ost senden. Für die Freude, die mir der Verfasser und Sie bereitet haben, sage ich Ihnen beiden nochmals herzlichen Dank."

Es schreibt:

Hindenburg	Ludendorff
„So fuhren wir denn einer gemeinsamen Zukunft entgegen.. Jahrelang sollte von nun ab das gemeinsame Denken und die gemeinsame Tat uns vereinen."	„Vier Jahre haben wir in tiefster Harmonie wie ein Mann zusammengearbeitet, der Generalfeldmarschall und ich ..."
„Die Tätigkeit eines Chefs des Generalstabes gegenüber dem die Verantwortung tragenden Führer ist innerhalb der deutschen Armee nicht theoretisch festgelegt. Die Art der Zusammenarbeit und das Ausmaß der gegenseitigen Ergänzung hängen vielmehr von den Persönlichkeiten ab. Ich selbst habe mein Verhältnis zu General Ludendorff oft als das einer glücklichen Ehe bezeichnet. Wie will der Außenstehende das Verdienst des einzelnen in einer solchen scharf abgrenzen? Man trifft sich im Denken wie im Handeln, und die Worte des einen sind oftmals nur der Ausdruck der Gedanken und Empfindungen des anderen."	„Der Feldherr hat die Verantwortung. Er trägt sie vor der Welt und, was noch schwerer ist, vor der eigenen Armee und dem eigenen Vaterlande. Als Chef und Erster Generalquartiermeister war ich voll mitverantwortlich und bin mir dessen stets bewußt gewesen. Ich stehe jederzeit für mein Handeln ein. Unser beider strategische und taktische Anschauungen deckten sich vollständig, ein harmonisches und vertrauensvolles Miteinanderarbeiten ergab sich daraus von selbst. Ich trug dem Generalfeldmarschall, nach Rücksprache mit meinen Mitarbeitern, kurz und knapp meine Gedanken für die Anlage und Leitung aller Operationen vor und machte ihm einen ganz bestimmten Vorschlag."
„Eine meiner vornehmsten Aufgaben, nachdem ich den hohen Wert des Generals Ludendorff bald erkannt hatte, sah ich darin, den geistvollen Gedankengängen, der nahezu übermenschlichen Arbeitskraft und dem nie ermatten-	„Ich hatte die Genugtuung, daß der Generalfeldmarschall stets — von Tannenberg an bis zu meinem Abgang im Oktober 1918 — mit meinem Denken übereinstimmte und meine Befehlsentwürfe billigte."

den Arbeitswillen meines Chefs so viel als möglich freie Bahn zu lassen und sie ihm, wenn nötig, zu schaffen . . ."

„Freie Bahn in der Richtung, in der unser gemeinsames Sehnen, unsere gemeinsamen Ziele lagen: der Sieg unserer Fahnen, das Wohl unseres Vaterlandes, ein Friede, wert der Opfer, die unser Volk gebracht hatte."

„Auf die Harmonie unserer kriegerischen und politischen Überzeugungen gründete sich die Einheitlichkeit unserer Anschauungen in dem Gebrauch unserer Streitmittel . . . Die gewaltige Arbeit meines Generalstabschefs setzte unsere Gedanken und Pläne auf das Räderwerk unserer Armeeführung um und später auf das der gesamten Obersten Heeresleitung, nach dem diese uns anvertraut worden war."

„Sein Einfluß belebte alle, niemand konnte sich ihm entziehen, es sei denn auf die Gefahr hin, aus der einheitlichen Bahn geschleudert zu werden. Wie konnte auch anders die ungeheure Aufgabe erfüllt, die Triebkraft zu voller Wirkung gebracht werden?"

„Wir hatten auch die gleiche Auffassung über den Charakter dieses Volkskrieges und die sich hieraus ergebenden Notwendigkeiten. Ebenso waren unsere Ansichten über den Frieden dieselben. Der Generalfeldmarschall erstrebte mit mir, das Leben des deutschen Volkes vor neuem Angriff zu sichern. Er trat auch für dies alles mit seiner Persönlichkeit ein."

„Der Ruhm des Generalfeldmarschalls steht fest in den Herzen des deutschen Volkes! — Ich habe ihn hoch verehrt und ihm treu gedient, seinen vornehmen Sinn ebenso geschätzt wie seine Königsliebe und seine Verantwortungsfreudigkeit."

„Ich hatte dem General Ludendorff die Treue des Kampfgenossen zu halten, wie sie uns in deutscher Volksgeschichte von Jugend an gelehrt wird, die Kampfestreue, an der unser ethisches Denken so reich ist. Und wahrlich, seine Arbeit und sein Wollen wie seine ganze sonstige Persönlichkeit waren dieser Treue wert.“

„Mögen andere darüber urteilen wie sie wollen! Auch für ihn wird wie für so viele unserer Großen und Größten erst später die Zeit kommen, in der das Volk in seiner Gesamtheit bewundernd zu ihm aufblicken wird. Mein Wunsch aber ist es, daß unser Vaterland in gleich schwerem Geschick aufs neue einen solchen Mann finden möge, einen Mann, kraftvoll in sich geschlossen, freilich eckig und kantig, aber geschaffen für ein gigantisches Werk wie kaum ein zweiter in der Geschichte.

Wahrlich, er wurde in richtiger Erkenntnis seiner Bedeutung von seinen Gegnern gehaßt!“

„Der Generalfeldmarschall ließ mich teilnehmen an seinem Ruhm. Bei der Feier seines 70. Geburtstages am 2. Oktober 1917 kleidete er dies in besonders tief empfundene Worte.“ Diese Worte von Hindenburgs lauteten: „Wo mein Name genannt wird, darf der Ihrige nicht fehlen. Sonst bleibt das Bild unvollständig.“

„Diejenigen, denen die Autorität der Obersten Heeresleitung zur Erreichung ihrer selbstsüchtigen Ziele hinderlich war und noch werden konnte, versuchten zwischen den Generalfeldmarschall und mich einen Keil zu treiben. An seiner Person wagte man nicht zu rütteln, dafür glaubte man mich treffen zu sollen. Man schuf einen Unterschied zwischen dem Handeln und dem Denken des Generalfeldmarschalls und dem meinigen. Er verkörperte hiernach das gute Prinzip, ich das böse. Die solches verbreiteten, mußten den Generalfeldmarschall zum mindesten für allen vermeintlichen Schaden mitverantwortlich machen, sonst untergruben sie seine Stellung und machten aus ihm einen Mann, der nicht die hohen Eigenschaften besitzen konnte, die sie ihm beizulegen beabsichtigten und die sein eigen sind.“

General Ludendorff erinnert noch daran, daß er von der Linken zum „Reaktionär" gestempelt wurde, von den Rechten aber zum „Demokraten". Er verwahrt sich gegen beides. „Nur für die Wohlfahrt, das kulturelle Gedeihen und die nationale Kraft des deutschen Volkes, für Autorität und Ordnung" sei er eingetreten! — Diejenigen, für die General Ludendorff der Sündenbock war und noch heute der Minderbedeutende ist, dessen Ruhm man zu schmälern gedenkt, müssen sich nun in der Tat durch die obigen Gegenüberstellungen von Äußerungen der beiden „Kampfgenossen", wie der Generalfeldmarschall das wohl am unangreifbarsten bezeichnet, überzeugen, daß sie damit auch ihm recht wenig gerecht werden; denn so viel weiß doch jeder, daß der Vorgesetzte den Untergebenen stets zu decken habe, solange dies Verhältnis währt.

Im Verlaufe des Krieges werden wir noch manchmal Gelegenheit finden, die Übereinstimmung beider Feldherrn festzustellen, von denen General Ludendorff die Aufgaben des Generalstabschefs hatte, also seinem Ausspruche gemäß, „Kopf und Herz des Heeres" war.

Nur wo es sich als anschaulich und notwendig von selbst ergibt, werden wir die Kriegsereignisse im Zusammenhang berühren und nur insoweit sie für den Gedankengang und die Tätigkeit des Generals Ludendorff von Bedeutung sind.

Lüttich

Schon bei der Bearbeitung des Aufmarschplanes, die dem General Ludendorff als Chef der Zweiten deutschen Abteilung im Großen Generalstab oblag, waren ihm die Bedeutung der Festung Lüttich bekannt und die Möglichkeiten, sie durch Handstreich noch vor dem Aufmarsch der rechten Flügelarmeen zu Fall zu bringen, wie die Mobilmachungsbefehle hierzu anschaulich gegenwärtig! So war es wohl eine vorsorgende Mobilmachungsorder, wenn der General als Oberster Quartiermeister der 2. Armee, des Generals von Bülow, bestimmt war und schon am ersten Mobilmachungstage, den 2. August 1914, von Straßburg nach Aachen abfuhr. Kurz vorher hatte er noch eine Generalstabsreise von Freiburg bis Köln und eine sogenannte Mehlreise für Nachschub- und Heeresversorgungsfragen mitgemacht, deren Ergebnisse später ihm von Nutzen sein sollten.

> „Der Sturm auf die Festung ist mir die liebste Erinnerung meines Soldatenlebens. Es war eine frische Tat, bei der ich kämpfen konnte, wie der Soldat in Reih und Glied, der im Kampf seinen Mann stellt."

So beginnt unser General den Abschnitt Lüttich in seinen „Kriegserinnerungen", und wenn man seinen Schilderungen in spannender Aufmerksamkeit folgt, so hat er nicht zuviel gesagt, und die Verleihung des höchsten Ordens Pour le mérite an ihn, wie an den Führer der schnell, aber nicht vollständig mobil gemachten Gemischten Brigaden, General von Emmich, war die sichtbare Anerkennung des Allerhöchsten Kriegsherrn für den Fall der Festung. Die Darstellung des Angriffs durch die verschiedenen Fortabschnitte ist durch das Kriegsarchiv bekannt, wie auch in Ludendorffs „Kriegserinnerungen" nachzulesen. Eine kleine Schrift „General

Ludendorff im Feuer" gibt daraus episodenhaft Auszüge. Die mannhafte Tat des Generals besteht darin, daß er verantwortungsfreudig, in kritischer Situation, die Führung der 14. Inf.-Brigade übernimmt, nachdem ihr Generalmajor von Wussow gefallen war. Er hatte nur die Aufgabe, sich als Chef des Stabes der 2. Armee von der Durchführung des schnellen Angriffs auf Lüttich zu überzeugen, um dann davon seinem Armeeführer in Aachen Bericht zu geben, während sich die Armee versammelte. In der Nacht zum 6. August stockt der Marsch des Gros der Brigade. Ludendorff weiß sich bis nach vorn durchzufinden, um die abgerissene Verbindung aufzunehmen. Ja, er fühlt mit einer gebildeten Spitze über Leichenhaufen auf der Straße, darunter General von Wussow und andere Offiziere, vor. Kommt im Dunklen auf einen Nebenweg ab, gerät selbst ins Feuer, neben ihm fallen Leute. Er faßt aber rechtzeitig den Entschluß, nach dem Hauptwege wieder zu suchen, tritt mit einer herangezogenen Haubitze, die Straße säubernd, in schweres Dorfgefecht mit Teilen des Jägerbataillons 4 und des Inf.Regt. 27. — Beim Hellwerden findet man sich angesichts der Maas vor Lüttich. Die Munition ist knapp geworden, die Truppe erschöpft. Notdürftig wird sie durch Beitreibung verpflegt. General von Emmich ist wieder bei dieser Brigade. Die Festung zeigt auf der Zitadelle die weiße Fahne. Ein Parlamentär wird hinübergeschickt. Er kommt erst abends wieder. Die Lage ist ernst. Verbindung mit den anderen Brigaden fehlt. Ein Ballast sind die etwa 1000 Gefangenen, störend die zur Seite stehende Bevölkerung, auch wohl Soldaten darunter. Die Nacht zum 7. geht mit banger Sorge vorüber. Alles ist in unerträglicher Spannung. Auf Ludendorffs Befehl besetzt eine Jägerkompagnie, tatsächlich mit Erfolg, die Maasbrücken. General von Emmich hat Teile der 11. Inf.-Brigade zum Einmarsch in Lüttich zur Verfügung gestellt. Oberst von Oven marschiert in nordöstlicher Richtung auf die Stadt und nicht, wie erwartet wurde, gegen die Zitadelle. Da fährt mit einem belgischen Kraftwagen der General mit dem Brigadeadjutanten selbst vor das verschlossene Tor. Es wird geöffnet und einige hundert Belgier ergeben sich auf Aufforderung.

Der General schildert dann, wie er, nach Erledigung seiner Aufgabe, in Aachen Bericht erstattet, wo man ihn bereits totgesagt hatte. Dann hören wir vom Vormarsch der 2. Armee, hart an der

holländischen Grenze vorbei. Die Straßen sind gesperrt, Kunstbauten zerstört. Belgische Maßnahmen, die darauf schließen lassen, daß Belgien gegen Deutschland in den Krieg treten wollte, jedenfalls von einer Neutralität weit ab, denn an der Belgischen Grenze gegen Frankreich waren solche kriegerischen Maßnahmen nicht getroffen. Er erlebte auch den Franktireurkrieg und ist enttäuscht über die völkerrechtswidrige Kriegführung der Belgier, die naturgemäß eine scharfe Gegenmaßnahme zur Durchführung des Vormarsches nach dem strategischen Aufmarschplan und zur eigenen Sicherheit der Truppe nötig machte. Von den sogenannten „Greueltaten" hat Ludendorff nichts gesehen.

General von Emmich's, der Herbst 1915 im Westen fiel, und seiner „vornehmen und tapferen Soldatennatur", gedenkt Ludendorff ebenso, wie all der führenden Männer, die sich um die Bezwingung der Festung verdient gemacht haben. Zum erstenmal überzeugte er sich von den starken Wirkungen der Durchschlagskraft unseres 42-cm-Geschützes. Ein Schuß genügte, um die Munitionsräume des Forts Loncin in die Luft zu sprengen, mit schreckenhaften Verlusten der Besatzung und deutscher Kriegsgefangener.

Noch wohnt der General der Gefechtsentwicklung des stattlichen Augustaregiments zum Sambreübergang der 2. Gardedivision westlich Namur bei, und am 22. August morgens ereilt ihn seine Berufung nach dem Osten.

Ehe wir den Kriegsereignissen folgen, die mit dem Namen Ludendorff für alle Zeiten verbunden sind, sollen hier seine charakteristischen Sätze zur

Beurteilung der Mitarbeiter

in seinem Stabe, sowie anderer ihm nahestehender militärischer Persönlichkeiten im Kriege in Kürze wiedergegeben werden; denn es wirft Licht auf diesen prächtigen Soldatencharakter, der nicht alles etwa für sich in Anspruch nimmt, wie wir es ja schon in der Gegenüberstellung der vorseitigen Äußerungen kennengelernt haben, sondern jedem mit Freuden seinen Teil am Erfolge ausdrücklich bescheinigt; aber auch dann mit seinem Urteil nicht zurückhält, wenn es gilt

Geschichtliche Wahrheit

festzustellen, die ja unser Führer und Reichskanzler Hitler in seiner Rede vom 21. März 1933, „als unversiegbare Quellen einer wirklichen inneren Stärke und einer möglichen Erneuerung in trüben Zeiten“ betont.

Über den deutschen Kronprinzen spricht sich General Ludendorff so aus:

> „Der Kronprinz zeigte viel Verständnis für den militärischen Beruf und stellte kluge, sachgemäße Fragen. Er liebte den Soldaten und bekümmerte sich um die Truppe. Er war nicht für den Krieg, sondern sprach für den Frieden. Der Kronprinz hatte stets bedauert, daß er für seinen Beruf als späterer Kaiser nicht genügend vorbereitet wurde, und hat sich alle mögliche Mühe gegeben, dies nachzuholen. Er meinte mir gegenüber, er habe es schlechter als ein Facharbeiter . . . Ihm haben seine Äußerlichkeiten geschadet; er war mehr als er hiernach schien.“

Wenn man das Buch des Generals von François „Der Kronprinz“ auf sich ohne Vorurteil wirken läßt, so kommt man zu dem gleichen Anerkenntnis. — General Ludendorff war dem Kronprinzen schon auf der letzten Generalstabsreise nähergetreten und hatte dessen soldatische Natur und Führereigenschaften, sowie seinen Eifer, den Aufgaben nachzukommen, schätzen gelernt. Er hat im Laufe des Krieges öfter bei ihm im Hauptquartier geweilt und nennt auch mit größter Hochachtung den Chef der Heeresgruppe „Deutscher Kronprinz“, Oberst Graf von der Schulenburg.

Er hebt auch den umsichtigen und ungemein fleißigen Generalstabschef der Heeresgruppe „Kronprinz Rupprecht von Bayern“, General von Kuhl, hervor. „Seine Ruhe auch in schweren Lagen sei zu bewundern gewesen.“ Er gedenkt weiter des Generals von Loßberg, soweit Persönlichkeiten in den Heeresgruppen, die ihm besonders nahetraten, ohne natürlich erschöpfend zu sein.

Im Großen Hauptquartier selbst nennt er Oberstleutnant Wetzell, der die Operationen zu bearbeiten hatte, als „eine vortreffliche Soldatennatur und einen treuen gefestigten Charakter. Unternehmungslustig und anregend, genau arbeitend, war er mir ein ausgezeichneter und lieber Gehilfe“.

Auch Oberst Heye und Major von Stülpnagel nennt er in dieser Abteilung als „zwei gefestigte und klare Soldatennaturen“. —

„Ungeheure Arbeitskraft, Schaffensfreudigkeit und weit vorausschauender Blick" sagt er den Majoren von Vollard-Bockelberg, Frhr. von dem Bussche und Frahnert nach. — „Eine ausgeprägte Persönlichkeit" ist Oberst Bauer, der für die Entwicklung der Industrie entscheidend förderlich war, den Kriegsgerätebedarf schaffte und über die Leistungsfähigkeit der Industrie sich einen klaren Blick zu verschaffen wußte. — General von Bartenwerffer, dem Chef der politischen Abteilung, der auch die Militärpolitik des Feindes und der Neutralen zu bearbeiten hatte, weiß er Anerkennung als einen „ruhigen und klar denkenden Offizier mit warmem vaterländischem Empfinden". — Der vielseitige Oberstleutnant Nicolai ist für ihn „eisern fleißig, pflichttreu und von organisatorischer Begabung". Ihm lag auch der geheime Nachrichtendienst und die Spionageabwehr usw. ob. Weitere Herren des Stabes nennt er dann als „treue Mitarbeiter," die mit ihm durchgehalten haben, so daß es zu den schwersten Lebenseindrücken gehörte, von ihnen allen vor Beendigung der kriegerischen Operationen sich verabschieden zu müssen.

Anschaulich schildert General Ludendorff das Leben im Großen Hauptquartier und die Besuche, die dort stattfanden, so daß er sich auch an der Tafel von manchen Vorgängen in der Heimat und an den Fronten lebendig, gegenüber den Berichten, orientieren konnte. Es wurde auch ein persönlicher Verkehr durch Generalstabs- und durch Frontoffiziere mit der Front aufrecht erhalten. Neben der telephonischen und telegraphischen Schreibübermittlung wurden alle Befehle, Anordnungen, Meldungen schriftlich bestätigt. Das wollen wir uns bei der kurzen Betrachtung, die hier der Marneschlacht gewidmet werden soll, recht einprägen.

Der Arbeitstag für den General riß auch auf Reisen im Eisenbahnzuge und sonst nicht ab. Selbst die Mittagstafel wurde zu Aussprachen, natürlich nicht über Operationen, ausgenutzt und nach dem Abendessen wurden die Arbeiten bis in die Nacht, je nach den Erfordernissen, nochmals aufgenommen. — Die Persönlichkeiten im Oberkommando Ost und das Leben dortselbst bis in das Jahr 1916 sind im Zusammenhange damit am besten darzustellen. Noch aber gedenken wir dessen, daß Ludendorff stets über die Anwesenheit des Kaisers erfreut war, dem im allgemeinen um 12 Uhr mittags Vortrag gehalten wurde. — Er berührt noch die Gepflogenheit, nur dann Personenwechsel

vorzunehmen, wenn es dringend notwendig oder besonders erfahrene Führer in der Schlacht an wichtige Frontabschnitte zu stellen waren.

Jeder Soldat, der den Krieg längere Zeit mitgemacht hat, vergegenwärtige sich aber, daß unser General Ludendorff nur

vier bis fünf Tage Kriegsurlaub

gehabt hat, die auch nicht vom Dienste frei waren!

Die Marneschlacht

Das tragische Geschick des deutschen Volkes ist an „Das Wunder an der Marne", wie es von den Franzosen so bedeutungsvoll als unerwartet und unverdient bezeichnet wird, gebunden. Diese Schicksalsbindung war, wie wir in der Einführung und im ersten Teile immer wieder zu demonstrieren uns mühten, ursächlich dadurch bedingt, daß wir alle nicht wach genug waren, um zu erkennen, wie die gegenwirkenden Kräfte im Innern am selben Strange mit den politischen und militärischen Seilen der Feindstaaten zogen und nie und nimmer aufhörten, verschwiegen mit ihnen jedes Mittel anzuwenden, um nur nicht den Sieg rechtzeitig und früher an unsere Fahnen knüpfen zu lassen, als anderweit die Hunde auf den unschuldig Gestellten gehetzt werden konnten, ihn zur Strecke zu bringen.

General Ludendorff hat eine Schrift veröffentlicht unter dem Titel:

Das Marnedrama — Der Fall Moltke-Hentsch.

Diese haben wir zur Grundlage unserer Betrachtungen zu machen und erst dann auf die Kriegsphasen in der Marneschlacht, die ja als bekannt vorausgesetzt anzusehen sind, einzugehen, um so ein abschließendes Urteil des Verhängnisses zu gewinnen.

Ludendorff schreibt, nicht um, wie ihm nachgesagt ist, „das Heer herabzusetzen, nein, zu Ehren des alten Heeres und zur Mahnung der kommenden Geschlechter legte ich den Finger auf die Wunde Moltke. Das Heer ist an der Marne 1914 nicht besiegt worden. Es hat gesiegt." — Er knüpft nun an den „Verrat von Valmy 1792" an und verwahrt sich dagegen, daß er dem Generalobersten von Moltke übel gesinnt gewesen sei. Im Vorkriegsteil haben wir ihn sprechen lassen. — Aber ihm steht nach Einsicht in die geschichtemachenden Pläne der Dunkelmächte und in die Veröffentlichungen des „Reichsarchiva" über alles, zu Nutzen des deutschen Volkes der Wahrheit Kern herauszuholen!

Wichtig ist ihm, den Philosophen und Schriftsteller Fritz Mauthner in seinem Werke: „Der Atheismus und seine Geschichte im Abendlande" im vierten Bande über das Verhältnis des Grafen Moltke zu Rudolf Steiner zu hören. Nach Ludendorff nennt er den „für die Heerführung verantwortlichen obersten General von Moltke Freund und Vertreter des Theosophen. Er stellt Steiners Einwirken auf General von Moltke dem Handeln des okkulten Schwindlers Grafen Cagliastro gleich, durch dessen Machenschaften nach dem Willen des Juden und Freimaurers das Königtum in Frankreich vor und während der blutrünstigen Revolution am Ausgang des 18. Jahrhunderts die vernichtenden Schläge erhielt."

Fritz Mauthner war mir vor dem Kriege als Nachbar im Grunewald und durch seine aufrichtigen und trefflichen Theaterkritiken im Berliner Tageblatt bekannt. Sie wurden von allen denen geschätzt, die es ehrlich mit einer deutschen Theaterkultur meinten, und standen im Gegensatz zur sonstigen Haltung des demokratischen Blattes. Auch war Mauthner darüber hinaus angesehen. Er war, wie Ludendorff hervorhebt, Jude. Wenn er ihn dennoch anführt, so wohl um deswillen, weil Mauthner nun erst recht zu einem bedeutsamen Zeugen der Ludendorffschen Beweisführung wird, und es davon zeugt, daß ein Gelehrter vom Schlage Mauthners der Wahrheit zu dienen mehr beflissen ist, als daran etwa zu denken, Juden- und Freimaurerziele zu vertarnen, wie vielleicht ein Rudolf Steiner einem General von Moltke gegenüber tat. — Es ist nun nach den von H. Graf Moltke veröffentlichten Briefstellen des Generalobersten an seine Frau aus den Jahren 1904/05 auch der noch vorher offen belassene Beweis geführt:

Generaloberst von Moltke hat Rudolf Steiner gelesen, persönlich gekannt und hoch geschätzt!

Das will bei Beurteilung des „Wunders an der Marne" viel bedeuten, und wir müssen es auch nach Ludendorff als wahr unterstellen, daß der Generalstabschef von Moltke von Koblenz aus Steiner in Ehrenbreitenstein besucht hat! — Warum ließ er ihn nicht ins Große Hauptquartier berufen? Er mag sich bei einem solchen offenen Besuche doch nicht wohl befunden haben. Graf Moltke soll, wie Ludendorff bei Anwesenheit im Großen Hauptquartier am 22. August 1914 zu seiner Bestürzung die seelische und Nervenzerrüttung ausdrücklich feststellt, zur Konsultation zu Steiner

gegangen sein, der in der Tat solche Freundesdienste als „geistiger Heiler" leistete.

Generaloberst von Moltke war, nach seinen eigenen brieflichen Bekundungen, überzeugter Anhänger der Steinerschen Theosophie. Er wundert sich, wie dieser den „Sprung von der Häckelschen monistischen Naturphilosophie zur Theosophie hätte machen können ... Kein philosophischer Schriftsteller ist mir bisher so verständlich gewesen wie er ... Die Menschen sind so denkfaul und legen beiseite, was ihnen Kopfzerbrechen machen könnte und in das gewohnte Lebensschema nicht paßt!" — Wegen dieses Ausspruches und der ganzen Einstellung des Generals von Moltke, die auch vom Kaiser abgelehnt wurde und am meisten vom Generaloberst von Einem gegenüber Ludendorff schriftlich gegeißelt, vom General von Bronsart nach seinen Erlebnissen öffentlich verworfen wird, haben wir im I. Teile näher die geistig-seelischen Kraftäußerungen, die nun einmal unter Beweis der untrüglichen Wahrheit zu stellen sind, an den Fähigkeiten einer Lisbeth Seidler behandeln müssen[1]. Es genügt einem großen Teile unseres Volkes und der Menschheit mit ihren reingeistigen Einstellungen germanischen, indogermanischen und indischen Wissens nämlich nicht, wenn etwa so geurteilt wird: daß einer mehr oder weniger „Widerwillen" gegen die sogenannten okkulten Wissenschaften habe. Daß die wissenschaftlich vielfach erhärteten Erscheinungen dieser, weil eben Schwindel[2]) damit getrieben wird, in Bausch und Bogen abgetan werden. Daß die Christusreligion nun durch andere geistig und seelisch krankmachende Geheimlehren abgelöst werden soll u. a. Wir müssen vielmehr den Tatsachen klar ins Auge sehen und nun versuchen mit folgendem zu überzeugen:

---

[1]) Vgl. Seite 70 ff.

[2]) Es gibt eine Reihe von „Kriegspropheten". Unbedingt sind Schwindler und Schwindlerinnen darunter. Daß sich aber auch „Überstaatliche" wahrer geistig-seelischer Schau ohne Trancezustand zu vergewissern strebten, geht aus den Lebenserinnerungen einer dazu selten befähigten deutschen Frau, Adele Arndt geb. Plaster, hervor, die den Lockungen eines hohen römisch-katholischen geistlichen Herrn und des Senatspräsidenten von Kleefeldt, alias Juden Kornfelder, widerstand, welch letzterer eigens aus dem Großen Hauptquartier, wohl als Auditeur zu ihr kam. — Ob nicht die Anwesenheit eines geadelten Kornfelder im Großen Hauptquartier ebenso bedeutsam war wie die Rudolf Steiners dort? Frau Arndt ist von jedem Verdacht der Freimaurerbeeinflußung frei, hat aber Wahrschauungen auch schon 1912 gehabt, wie viel früher schließlich Friedrich II. (vgl. Seite 78) und Graf Pückler (vgl. Seite 80).

Im Augenblick, wo etwa ein Ludendorff schon Ende August 1914 an Stelle Moltkes in das Große Hauptquartier getreten wäre, hätten die ganzen „Weissagen" einer Seidler, die bereits dem Generalobersten schon 1912 den unglücklichen Ausgang eines Zukunftskrieges ansagten, neu dann Frau von Moltke durch Fernsprecher ins Große Hauptquartier — gewissenlos oder unüberlegt, wie nur was — übermittelte, keine Grundlage mehr gehabt! Der veränderte Kampf- und Siegeswille einer auf den realen Feld- und Heeresbedingtheiten beruhenden bewußten Strategie nach Lehr- und Lernzeit im Großen Generalstab, wie wir es an Ludendorff gesehen haben, hätte den an sich nicht ohne weiteres abzuweisenden Schauungen Lisbeth Seidlers völlig den Boden entzogen, waren sie doch durch den schlaffen Willen eines Grafen von Moltke bedingt und nur damit verbunden gewissermaßen konstante Größe! — Und deshalb ist es so wichtig, uns die geistig-seelischen Vorgänge klarzumachen, selbst auf die Gefahr hin, daß man hier gar nicht erst versucht zu folgen, wie vielleicht vorher schon nicht, etwa wie der katholische Lehrer, dem ich überzeugend manches Irrige seines Lehrbegriffes deutlich machte und der sich dann die Ohren zuhielt mit den Worten: „Hören Sie auf, ich denke nach, ich komme in Zweifel, Sie könnten recht haben!" — Nun davor weiß ich mich gesichert; denn kein Aufrechter verschließt sich Wahrheiten, die er blitzartig oder schließlich doch gegen seine frühere Überzeugung erkennt! Unser gleichgerichtetes Ergebnis mit Ludendorff ist zunächst mal, daß weder eine „Heeressibylle oder Wahrsagerin", noch überhaupt eine Frau und nun gar die des Generalstabschefs ins Große Hauptquartier gehörten. Da mußten, und wir alle haben es doch wohl erwarten können, ganz gesunde Männer mit eisernem Willen, eben als „Kopf und Herz des Heeres" sein. Wer hat also zunächst mal die grundlegende Schuld auf sich geladen, daß es nicht so war? — Wir sehen nun mit Staunen, daß zu so unheilvoller Führung in einer „Marneschlacht" weniger ein Kopf berufen war, als ein Herz! Nein auch das nicht! Denn das ist mit Herz nicht gemeint, daß der Generalstab in der Weise „Herz" zeigen soll, wie es Generaloberst von Moltke tat, indem er, nach dem Reichsarchiv, seiner Frau schreibt:

> „Welche Ströme von Blut sind schon geflossen, welcher namenlose Jammer ist über die ungezählten Unschuldigen gekommen, deren Haus und Hof verbrannt und verwüstet

sind. Mich überkommt oft ein Grauen, wenn ich daran denke und mir ist zu Mute, als müßte ich dieses Entsetzliche verantworten, und doch, ich konnte nicht anders handeln, als geschehen ist."

Der Kopf versagte, aber das Herz setzte damit auch aus, denn das mußte gerade einen unerschütterlichen ruhigen Schlag haben, galt es doch damit die Armee zum Siege zu führen und das Volk und die Heimat zu retten, in denen ja nicht die schlechteste Menschheitskultur und beileibe kein „Barbarismus" und „Boches"-Gelüsten aufgestapelt waren! Das „Volk in Waffen" vertraute dem Siegeswillen an dieser Stelle am meisten.

General Ludendorff führte die Haltlosigkeit und Gebrochenheit des Generalstabschefs auf die verschiedenen „okkulten Zusammenhänge" des Hauses Moltke mit Recht zurück und spricht von den „Besessenheiten", von den Möglichkeiten mit Verstorbenen Zwiegespräch nach den Lehren Steiners zu halten, ja daß danach sogar Geister von lebenden Körpern Besitz ergreifen könnten. Alles Geistlehren, die, auch unserer Meinung nach, der Kopf und das Herz des Heeres sich nicht in praxis zu eigen machen sollte. — Anders, ergänzen wir, wenn sich ein Graf Moltke diese Erkenntnisse in souveräner Beherrschung zu eigen gemacht hätte, wie es jeder tun sollte, um nicht sogenannten Seelenfängern und „Seelenmißbrauchern" mit ihren schwarzmagischen Künsten anheimzufallen. Das wirkt dann in der Tat sich letzten Endes in Verwirrung und in Verrücktheit aus. Es tritt dann ein, wenn man seinen selbsteigenen festen Willen ausschaltet und damit erst die Bedingungen einer „Heeressibylle" zu ihren Schauungen schafft. Nicht aber etwa schon, wenn man von den geistigen Kräften im All weiß! — An manchen Stellen seiner Bücher und in solchen von Frau Dr. Mathilde Ludendorff wird immer wieder vor der Beschäftigung mit „okkulten Dingen" gewarnt; wie sollten sie nicht im Falle Moltkes, eines Generalstabschefs, ganz besonders recht haben! — Erst wenn wir weiter in der Wissenschaft darüber vorgeschritten sind, wird man „Moltkes" kaum mehr vor den vielfachen Gefahren heute warnen brauchen, sondern mit uns schon jetzt feststellen:

Die letzte oder sei es vorletzte Erkenntnis von den geistigen Gesetzen und der seelisch-geistigen Kraftäußerung,[1]) wie von

[1]) Vgl. Seite 68/69 und Seite 247.

der Unzerstörbarkeit des geistigen Seelengehaltes werden erst recht in unserem Volke die höchst mögliche Entfaltung seiner Art, seiner Kultur, seiner Wirtschaft im wehrhaften Zusammenschluß zur

Geistigen Einheit

bringen.

Mit dem General Ludendorff wenden wir uns der zweiten tragischen Figur im „Marnedrama“, dem Oberstleutnant Hentsch, zu. Ihm und etwa gar Generaloberst von Moltke sagt Ludendorff den „Freimaurer“ nicht nach. Aber nach seiner Meinung ist diese Feststellung gar nicht nötig; es genügen vielmehr die vorigen nackten Tatsachen, die ja auch zu uns gesprochen haben. Dieser Fall liegt für den General nicht so klar; er muß aber nach seiner nunmehrigen Kenntnis der Tatsachen, auch durch das Reichsarchiv, den von ihm verlangten Bericht über Oberstleutnant Hentsch berichtigen, wonach diesen „ein persönlicher Vorwurf, über die Befugnisse hinausgegangen zu sein, nicht trifft. Er hat lediglich nach der von dem damaligen Chef des Generalstabes des Feldheeres erteilten Weisungen gehandelt“. Damals widersprachen die einzelnen Mitteilungen über die Marneschlacht, die an General Ludendorff, der mit Kriegführen im Osten weidlich beschäftigt war, herangetragen wurden.

Hentschs Eingriff in die unmittelbaren Operationen am 8. und 9. September 1914 auf dem rechten Flügel des an der Marne siegreichen Feldheeres mit demselben Resultat der folgenschweren Umkehr, wie vor 122 Jahren bei Valmy, findet in der Tat kaum eine andere Erklärung, als die des Feldherrn Ludendorff, den ich wohl bei meinen allgemeinen in der Einführung berührten Kenntnissen zuerst dazu anregte, ohne die erstaunliche Parallele mit Valmy zu ziehen. — Daß Familienangehörige die Zugehörigkeit Hentschs zur Freimaurerei nach Ludendorff für ausgeschlossen halten, ist nicht Beweis, da oft darüber solche im unklaren gehalten sind. Tatsache ist, daß Hentsch gegenüber General von Bronsart, als damaligem Chef der Manöverabteilung des Generalstabes, bei seiner Kommandierung dorthin erklärt hat, er sei vor Einschlagen der Offizierslaufbahn in Paris beruflich beschäftigt gewesen. — Das fällt unsereinem auf, wo es doch schwer war, ein solch ausgezeichnetes Kommando zu erhalten und Hentsch danach nicht gerade jung in die Armee gekommen sein muß. Man erinnert sich auch des Majors Joachim und der Protektion, wie ich sie im „System Pariser“ berühren mußte!

— Etwas anderes aber fällt mir noch auf, was in der Ludendorffschen Schrift in Fußnote steht, nämlich daß zu Beginn des Krieges „viele Weissagungen im großen Hauptquartier verbreitet waren". Danach ist anzunehmen, daß Oberstleutnant Hentsch, der doch das besondere Vertrauen des Generaloberſten von Moltke gehabt haben muß, in dem Gefühlskreise Moltke—Frau von Moltke—Seidler—Steiner heimisch war. Ja, vielleicht gerade wegen dieser Vertrautheit spiritistischer Denkart mag er den Auftrag zur Front bekommen haben, trotzdem er nicht der Operationsabteilung angehörte!

Im Überdenken dieses ganzen Fragenkomplexes taucht aus der Erinnerung an den Moltke-Harden-Prozeß der schöngeistige Graf von Moltke auf, der mit unserem Generalobersten nicht identisch ist, aber auch eine weichliche Einstellung schon rein äußerlich zur Schau trug, damit, daß er bei den Vernehmungen im Schwurgerichtssaal zu Moabit häufig ein Riechfläschchen an die Nase führte. Darüber aber hinaus, wird einem nun doch recht der politische Zusammenhang klar:

> Maximilian Harden, journalistischer Deckname für ihn als jüdischen Herausgeber der viel in besten und auch gerade in Offizierskreisen gelesenen „Zukunft", begann etwa 1908/09 eine recht geschickt aufgezogene Hetze gegen den Kaiser, also zur gleichen Zeit, zu der der Ungar Szék seine weittragenden Beobachtungen in London anstellte und die erste Warnung zum Schutze des Kaisers ergehen ließ. Harden benutzt die damalige Krisenstimmung, die immer noch gegen den Ka ser auch wegen der Entlassung Bismarcks nachklang, und bauscht das Freundschaftsverhältnis der „Tafelrunde" beim Fürsten Eulenburg, der heute ja noch durch seine etwas süßlichen aber guten Lieder bekannt ist, zum Nachteile der Autorität des Kaisers auf, obschon wir Heutigen durch das schnelle Eingreifen des Führers und seine Rundfunkrede in aller Deutlichkeit anläßlich des 30. Juni 1934 in der Richtung Hardenscher Verdächtigungen stärkere Seelenbelastungen erlebten und nicht fragwürdige jüdische Anwürfe!

General Ludendorff kann bei Aufklärung der hinter dem Marneskandal lauernden Mächte gar nicht genug unterstützt werden. Möchten durch die Moltke-Harden-Affäre auch sonst noch Stimmen laut werden, die zur restlosen Aufklärung „Hentsch" beitragen. — Ludendorff weist darauf hin, daß der Vorsteher des Zentralbüros

des Großen Generalstabs Freimaurer war, durch dessen Hände die geheimsten Schriftstücke gingen. Daß in derselben Abteilung des stellvertretenden Generalstabes im Kriege, in welcher Major und Hochgradfreimaurer Joachim Dienst tat, der kartographischen, auch der frühere Großmeister der Großen Landesloge, Graf zu Dohna, mit anderen Freimaurern beschäftigt war. Dieser Graf, der im Laufe eines Prozesses erklärt hatte:

Es gibt nur eine Freimaurerei.

Major Joachim war, wie Ludendorff jetzt weiß, schon als er zu der vom General geführten Aufmarschabteilung kam, um später wieder nach Paris zu gehen, Meister vom Stuhl der Loge „Freimut und Wahrheit", einer Tochterloge, der Graf Dohnaschen! — Die Feststellung, ob etwa der Vater Hentschs Freimaurer war, ist bisher ohne Resultat geblieben, wohl aber fällt ein sonderbarer Unterschied im Beamtencharakter des Vaters auf, und zwar als „Festungsoberbauwart", damit „charakterisierter Rechnungsrat" bzw. „Festungsoberbaurat". Bekanntlich ein himmelweiter Unterschied; denn im ersteren Falle handelt es sich um eine subalterne Karriere, im anderen um eine nach Absolvierung des technischen Hochschulstudiums.

Nach Kenntnis des Generals Ludendorff muß Oberstleutnant Hentsch gut über die französische Armee bescheid gewußt haben. Er war in der 3. französischen Abteilung des Generalstabs und war dem General bekannt, aber ihm wegen eines lauernden und forschenden Blicks „kalt, berechnend und ohne Seele". — Das Reichsarchiv bezeichnet ihn als einen „ungewöhnlich befähigten Generalstabsoffizier", mit dem Zusatz, daß er nicht dazu neigte, in schwierigen Lagen alles zu wagen. Weiter soll nach dieser Beurteilung Hentsch stark „suggestiv" gewirkt haben. General Ludendorff meint, daß das in seinen Augen gelegen hat, daß er aber nicht voll erklärt findet, warum ihm nicht zugemutet wurde, in entsprechenden Lagen alles zu wagen. — Wie der Generaloberst von Moltke die militärischen Qualitäten von Hentsch einschätzte, darüber ist wohl kaum noch etwas zu erfahren. Sehr merkwürdig mutet es aber an, daß der Wortlaut des Befehls an Hentsch vom 8. September nicht bekannt ist und darüber unterschiedliche Ansichten herrschen. Selbst das Reichsarchiv hat keine gründliche Aufklärung schaffen können. Tatsache aber ist, daß Graf von Moltke den Oberstleutnant Hentsch am 8. September vormittags 10 Uhr aus Luxemburg zu den Armee-

oberkommandos mit besonderer Weisung entsandte. — Aus der Lektüre des Françoisschen Buches „Der Kronprinz“ bleibt für den Soldaten zunächst mal in der Erinnerung schwerwiegend haften, daß es überhaupt möglich war, einen Oberstleutnant mit einer so die Geschicke der Armee und der Heimat aufs Spiel setzenden Mission zu betrauen. Man kann doch nicht annehmen, daß daneben sämtliche Möglichkeiten und Einrichtungen der

Nachrichtenübermittlung

in einer kritischen Lage versagten. Außer Fernsprecher und telegraphischem Fernschreiber hatten wir Funknachrichtenübermittlung. Das Armeeoberkommando verfügte doch auch über genügend Flieger. Wenn nun schon die lebendige Anschauung der Lage bei den einzelnen Armeeoberkommandos durch eine Generalstabspersönlichkeit wünschenswert wurde, wie ja auch General Ludendorff als Oberster Generalquartiermeister die Verbindung mit der Front durch dahin entsandte Generalstabsoffiziere als wesentlich aufrecht erhielt, so sagt sich doch der subalternste Soldatenverstand:

> Wo blieb die dauernde unmittelbare Verbindung zwischen General von Moltke und seinem beauftragten Offizier Hentsch einerseits und den einzelnen Armeeoberkommandos andererseits?

Meines Wissens ist diese Frage noch gar nicht militärisch so in den Vordergrund gestellt, wie sie es unbedingt zur Aufklärung unseres entsetzlichen Mißerfolges an der Marne, unerwartet und unverhofft, aus dem Siege der herrlichen Truppen und ihrer Führung heraus, verdient!

Das zweite für den einfachen Soldaten Unverständliche ist, warum nun ihrerseits die Armeeoberkommandos und ihre Generalstabschefs nicht Rückfragen durch die technischen Nachrichtenübermittlungen in jeder Gestalt hielten, im Gegensatz zu Hentsch ihre Lage erklärten, ja diesen Oberstleutnant mit seinen einschneidenden Aufträgen und Anweisungen, wofür er gar nicht einmal eine schriftliche Beglaubigung vorlegen konnte, scharf ablehnten. Das Françoissche Buch spricht sich, soweit ich den Inhalt in Erinnerung habe, nicht darüber aus; sagt aber vom Armeeführer der Heeresgruppe „Deutscher Kronprinz“ ausdrücklich, daß dieser der Aufforderung des Oberstleutnant Hentsch nicht nachkam, sondern ihm gewisser-

maßen die Tür wies mit den Worten, er habe für die Nacht einen Angriff angesetzt, der durchgeführt wird, und zu dem ihm die Heeresgruppe von Hausen an seinem rechten Flügel Unterstützung zugesagt habe. — Seitdem ich das weiß, habe ich, als Soldat und Offizier, eine höllische Achtung vor unserem ehemaligen Kronprinzen gegenüber den anderen Armeeführern. Es wird wohl auch richtig unterstellt, daß seinem unerschütterten Angriffsgeist am kritischsten Tage des Marnedramas die Verhütung noch größeren Unheils zu verdanken ist.

Und nun noch eine rein taktische Angelegenheit der Armeen untereinander. Ja, haben denn diese auf eine unmittelbare Verbindung durch die Nachrichtenübermittelungsmöglichkeiten ganz und gar verzichtet? Wie ist das zu erklären? Das geht ja in keinen „Muschkotenschädel" ein! Gewiß, es ist die sogenannte „Lücke" zwischen der ersten, d. h. der rechten Flügelarmee unter General von Kluck, und der zweiten Armee unter General von Bülow nachweislich entstanden. Die Befürchtung lag vor, daß besonders englische Truppen hier durchbrechen konnten. Also eine unmittelbare „Tuchfühlung" zwischen den Armeen bestand nicht mehr, weil der Truppeneinsatz nicht ausreichte und, wie wir schon an anderer Stelle hervorhoben, General von Moltke gegen Verzicht General Ludendorffs zwei Armeekorps auf die Bahn nach Osten, kurz vor der Entscheidung, gesetzt hatte, die hier und dort kampflos blieben. Graf von Moltke erinnerte sich der klassischen Mahnung des Generals von Schlieffen auf seinem Sterbebette nicht:

„Macht mir den rechten Flügel stark."

Bei der abgerissenen Verbindung zwischen Erster und Zweiter Armee mußten diese doch kein Mittel unversucht lassen, schließlich auch ohne die Verbindung ins Große Hauptquartier, gegenseitig sich von der Lage auf ihrem Schlachtenabschnitt ausgiebig Kenntnis zu verschaffen. Hatten diese denn keine Flieger, Funker, Telegraphisten, Telephonisten, Nachrichtenoffiziere in Autos und Kavallerie-Offiziers-Patrouillen? — Uns Soldaten ist doch auf jeder Felddienstübung, im Manöver, immer wieder mit Recht eingebleut worden, jede Truppe, die sich an den Flügeln anlehnt, habe Verbindung mit der Nachbargruppe zu halten, sollte sie aber abgerissen sein, auch in schwierigster Lage wieder aufzunehmen. — Wir mußten also doch als sogenannte „Frontschweine" das von unserer

Obersten Führung erwarten, was von uns auch hinsichtlich der rückwärtigen Verbindung verlangt wurde. Ehe ich als Führer der 6./RJR. 8 den günstigsten Augenblick erwartete, den Antrieb von vorn zum Sturm über den Yserkanal am 24. Oktober 1914 zu geben, habe ich nicht eher geruht, bis ein beherzter Gefreiter die Verbindung rechts zum RJR. 48 gefunden und gemeldet hatte. Dann brachen wir los und rissen dadurch die bereitstehenden Reserven vor der befohlenen Zeit zum Übergang heran. Tausendfach werden Subalternoffiziere, Unteroffiziere und Mannschaften solche Episoden erlebt und erzählt haben. Auch, nun weiter, was für unsere Frage, wie das Marnewunder für die Franzosen Erfolg haben konnte, von Bedeutung ist, wann

geht man in der Schlacht und im Gefecht zurück?

Darauf gibt der Generalfeldmarschall Helmuth von Moltke so eindeutig Antwort, die eigentlich jedem führenden Offizier in seinen Tornister als schwerwiegenderes und doch an Gewicht leichteres Gepäck hätte mitgegeben werden müssen, als etwa die Bibel und das Gesangbuch! — Als bei Königgrätz am 2. Juli 1866 die Lage immerhin ernster wurde, weil der Kronprinz Friedrich Wilhelm noch nicht heran war, fragte der König seinen Generalstabschef, welche Maßnahmen für einen Rückzug getroffen sind. Der große Schweiger fand die

Preußenworte:
„Hier wird um die Zukunft Preußens gekämpft!
Hier wird nicht zurückgegangen!"

Solche dementsprechend deutschen Worte wurden leider dem Oberstleutnant Hentsch nicht entgegengeschleudert! — Eine persönliche kritische Beurteilung will ich selbstverständlich praktisch nicht vornehmen, weil das allzu leicht wäre, ohne lebendige Anschauung aus der Schlacht heraus, sich nachträglich darüber im einzelnen mißfällig auszusprechen. Ich kann nur unsere Frontsoldaten anregen, sich bescheidene Gefechtsverhältnisse wieder zu vergegenwärtigen, wo eine Rückbewegung angeordnet oder durch feindlichen Überdruck erfolgen mußte. Es war doch z. B. selbstverständlich, daß, als meinem III./RJR. 208 vom Regiment der Befehl zuging, am Abend die frühmorgens erreichte und während des Tages gehaltene Buglinie einer anderen Truppe zu überlassen, dieser Befehl erst dann

ausgeführt wurde, als erheblich später eine Truppe ablösend im Dunkeln erschien. Dies und viele Beispiele aus der Kriegsgeschichte sollen auch nur daran erinnern, was uns die Felddienstordnung warm ans Herz gelegt hat. — Und letzten Endes spricht diese doch davon, daß die Verantwortung im Gefecht, eine Situation auszunützen, die vordere Linie mitträgt. Wenn also in einem Befehlsbereich die Lage günstig ist, wie sie die Erste Armee geschildert hat, dann geht der Führer nur dann zurück, wenn ein strategischer Plan dazu zwingt, um den Erfolg möglichst zur Vernichtung des Gegners voll auszunutzen, oder andererseits die Gesamtlage an anderen Fronten unabänderlich und völlig eindeutig durch eine Niederlage geklärt ist, so daß ein weiteres Vordringen natürlich verantwortungsloser Selbstmord wäre.

Diese einfachen militärischen fundamentalen Betrachtungen, die im folgenden ihre Anwendung auf die Marneschlacht finden, haben beileibe nichts mit irgendwelchen seelischen Beeindruckungen des Generals von Moltke durch seine Frau, Frau Lisbeth Seidler und Rudolf Steiner zu tun gehabt. Graf von Moltke war ja weit vom Schuß, wie es mit Recht General Ludendorff bemängelt, daß man nicht am 8. September mit dem Großen Hauptquartier in die Nähe der rechten Flügelarmee abgerückt war. Aber es drängt sich einem die Frage auf, ob auch in Luxemburg damals noch die beiden „Krankenpflegerinnen", Gräfin Moltke und Lisbeth Seidler, gewesen sind. — War es der Fall, dann dürfte der Schluß gerechtfertigt sein, daß Graf von Moltke bei der Entsendung des Oberstleutnants Hentsch unter neue geistig-seelische Schauungen trat; daß dann die Verzögerung der Abfahrt des Oberstleutnants zur Front mit zwei weiteren Offizieren um 1 Stunde ihre Erklärung findet. Nach den Erhebungen durch Anhören der betreffenden Büro-Offiziere, hat sich Hentsch nach der offiziellen Besprechung, die zu seiner Entsendung führte, obwohl sich dazu ein maßgeblicher und verantwortlicher Offizier, Oberst von Dommes, erboten hatte, da der Generaloberst von Moltke den Chef der Operationsabteilung, Oberst Tappen, für unabkömmlich ansah, in das obere Stockwerk begeben, wo von Moltke seine Räume hatte. Er verweilte dort 1 Stunde, aber nicht in den eigentlichen Geschäftszimmern.

Erstaunlicherweise geht nun die Kraftwagenfahrt nicht sofort beschleunigt, um die verzögerte Abfahrt einzuholen, zum AOK. I, sondern hält sich bei anderen Armeen auf und bleibt bei dem Haupt-

quartier der 2. Armee die Nacht über, um am nächsten Tage, den 9. September, erst um 7 Uhr vormittags endlich zur 1. Armee zu „eilen"! Dort trifft er um 12½ Uhr beim Hauptquartier ein. — Schon diese „Eile", die jedem militärischen Pflichtgefühl spottet, und die Hunderttausende „Frühaufsteher" in den Fronten, so sie nicht die Nacht durchwachten oder blutig auf der Walstatt lagen, „bitterlich beschämte", ist wenigstens für uns Nachprüfende höchst verdächtig, wo Hentsch doch als Nachrichtenoffizier die kritische Lage bei der 1. Armee erkannt haben wollte! — Nachrichtenoffizier! Woher bekam er diese seine Nachrichten? Was für Leute waren in seiner unmittelbaren Nähe? Bezog er diese Nachrichten nur durch den Draht oder sonst durch den technischen Nachrichtenapparat? Meldeten ihm die Flugzeugbeobachter? — Ich stelle mir als früherer Kriminalkommissar vor, daß er Vertrauenspersonen hatte. Waren das Spione? Was trieb sich etwa im Großen Hauptquartier an Nichtmilitärs, auch grau bekleidet, herum? — Waren davon welche oder einer etwa, die in der Stunde der Verzögerung in Luxemburg von einem Hentsch die nötigen Weisungen auf Umwegen hinter die Front und zu früheren Pariser Beziehungen fanden? Und deshalb die Reiseaufenthalte, bis er endlich seinen

Rückzugsbefehl[1])

an den Mann zu bringen wußte! — Andererseits fragt man sich, wie ein deutsches Menschenkind jemals zu solch unerhörtem Verrate fähig wäre? „Die Geschichte der Verräter", auch der Deutschen, leider, müßte erst noch geschrieben werden, und dann wird man in völkischer Bekümmernis leider einen Verrat an der Marne nicht für unmöglich halten. Wir werden aber mit Ludendorff sehen und fühlen, daß Hentsch in der Geschichte der deutschen Verräter einen Posten einnimmt, den wir ihm nicht neiden! — Was für Beweggründe aber lagen für einen Menschen vor, den Ludendorff „kalt und berechnend" zeichnet, dem das Reichsarchiv Wagemut nicht zutraut, der sich aber

[1]) Siehe Faksimile-Bericht Hentschs im Aufsatz: Bernhard Poll „Die Tragödie Hentsch". Deutsche Rundschau, März 1935. Es wird besonders darauf hingewiesen, daß erst 6 Tage nach dem 9. September Hentsch Bericht erstattete, daß General von Kuhl „nach vorwärts" die Lücke schließen wollte, daß der Tagesbefehl Joffres zum Gegenangriff schon am 6. September aufgefunden wurde, der „die Leitung der Gesamtschlacht in der Hand behielt", während der deutsche Generalstabschef, „der Feldherr wider Willen" nichts zur Anfeuerung des Siegeswillens und für einheitliches Handeln tat.

schließlich als Lügner und Drängler offenbart, um ja sein verderbliches Teufelsspiel zu gewinnen? — Die ganze Kriminalpsychologie taste ich ab, wie ich das jahrelang gewohnt war. Es bleibt in der Tat nur der eine Beweggrund übrig, daß dieser Hentsch, dem man als Soldat nunmehr den „Oberstleutnant" ausziehe, so starke Bindungen hatte, daß demgegenüber Vaterlandsliebe und Deutschbewußtsein, Ehre und soldatisches Pflichtgefühl Plunder gewesen sein muß, wie man sich ja auch des Ausdruckes Groenerscher Sophistik der Novembermaxime 1918 entsinnt, daß der „Fahneneid" — war es nicht so — „ein Fetzen Papier" sei! — Also welche Bindungen liegen im Bereich der Möglichkeit?

Das Reichsarchiv findet sich schließlich mit dem Marnedrama so ab:

> „An der Marne wirkten sich Schicksalsmächte aus, deren sinnvolles Walten vielleicht erst kommende Geschlechter erkennen werden, nachdem die weltgeschichtliche Epoche moderner, europäischer Staatenbildung ihren Abschluß gefunden hat, und ihre inneren Zusammenhänge und Wirkungen aufgedeckt worden sind."

In dieser Weise erkennt General Ludendorff „Schicksalsmächte" als nüchterner Tatsachen- und Tatenmensch nicht an und auch uns liegt es fern, Hentsch zu seiner Entschuldigung in solchen Bereich eingeschraubt zu sehen. Daß er aber unter dem Zwange seines soldatischen „Pessimismus" — davon spricht das Reichsarchiv auch — gestanden hat und infolgedessen das letzte „nicht wagte", das scheidet damit aus, daß er ja gerade am 9. September überraschend günstige Schlachtenlage bei der 1. Armee und günstige auch bei der 2. vorfand. Dazu unbedingten Angriffs- und Siegeswillen, dem es keinen Abbruch für ein soldatisches Auge und Herz tun durfte, wenn er im Rücken der 1. Armee „durcheinander gefahrene Kolonnen" vorfand. Gerade das hätte ihn ja militärisch überzeugen müssen, unter keinen Umständen einen Rückzugsbefehl zu geben oder einen Rückzug zu dulden, schon um nicht ein weiteres „Wagenschlamassel" heraufzubeschwören! Wir müssen nach dieser Betrachtung Hentsch jede soldatische Fähigkeit absprechen und begreifen nicht — wo bei der Kommandierung und Versetzung in den Generalstab so gesiebt wurde —, es einem solchen „Konzessionsschulzen", wie die nicht adligen Offiziere, die den Gardestern und den fliegenden Adler

am Helme trugen, genannt wurden, gelang, Generalstabsoffizier überhaupt zu werden. Damit aber nicht genug: Ein solcher Offfzier bleibt unbehelligt in der Armee, erscheint eines Tages bei General Ludendorff im Osten, während er die Operationen gegen Polen vorbereitete, ohne daß dem General klar wurde, was er eigentlich dort zu suchen hatte, und wird später auch noch Oberquartiermeister der Armee „Rumänien" in Bukarest! Dort stirbt er an Magenbluten und nach Gallenblasenoperation. — Was also war es, das ihn zum Verrat trieb? Und da bleibt, nach menschlichem Ermessen, nur noch der eine Beweggrund übrig, daß ein verhängnisvoller Eid, wie ihn die Logengrade in immer steigenderer Härte und kabalistischer Grausamkeit auferlegen, auch ihn wie so viele menschenunwürdig band, deren plötzlicher Tod für Uneingeweihte unerklärlich ist.

Vom heutigen Standpunkt aus beschäftigt uns zunächst einmal die Gefahrendringlichkeit in der sogenannten Lücke zwischen 2. und 1. Armee. General Ludendorffs Schrift beruhigt uns, denn immerhin war sie notdürftig ausgefüllt. Mit Kavalleriedivisionen und schwacher Infanterie, die aber die häufig geschlagene englische Armee gegenüber wußte, war diese Lücke ausgefüllt. Später marschierte hier auch noch die 5. Inf.-Division auf. — An die Möglichkeit, eine solche Stelle in der Front zu benutzen, um den Feind gerade durch schwächere Truppen heranzulocken, oder ihn hinhaltend zu beschäftigen, um ihm dann ein

Kannä

zu bereiten, dazu langten die strategischen Fähigkeiten des im Frieden so befähigten Generalstabschefs von Moltke in der rauhen Wirklichkeit wohl nicht zu. Sie lagen — und ja gerade deshalb — natürlich auch außerhalb der Lisbeth Seidlerschen Schauungen. Dazu wäre nötig gewesen, an einen solchen Brennpunkt der Schlacht mit dem Stabe heranzurücken und die Leitung unmittelbar in die Hand zu nehmen, wie wir es bald im Osten seitens Hindenburgs und Ludendorffs erleben werden.

> Dem Starken leihen die Götter ihre Arme, vom Schwachen wendet sich der Lenker der Schlachten.

Friedrich II. spricht, daß der Große Alliierte mit den stärksten Bataillonen ist. Das will so aufgefaßt sein, daß eine geniale Führung, die mutig auf das Ganze geht, aus der Kriegsgeschichte nach-

gewiesen, oft viele Bataillone ersetzt. Im Westen waren zur Zeit der Marneschlacht trotz weiterer Abkommandierungen nach Belgien, dennoch die Deutschen in der Überzahl. Namentlich stand auf dem rechten Flügel eine überlegenere schwere Artillerie. Dazu kam eine Truppe, im Vormarsch und im Angriffsgeiste kriegserprobt, an Ausbildung und Manneszucht unwiderstehlich, wenn man sie nicht aufhielt oder gar abdrehte zu einem Rückzuge, der durch nichts begründet war. Gerade am Nachmittag des 8. und im Verlaufe des 9. September gewann die 2. Armee und der rechte Flügel der 3., aufatmend, das Gefühl eines entscheidenden Sieges; denn der Gegner floh. Der äußerste rechte Flügel aber der 1. Armee hatte den schwächeren linken französischen Flügel geschlagen und umfaßte ihn bereits so, daß er nunmehr in seinen Rücken stoßen konnte.

Das war die Lage, als Hentsch dem General von Kluck ausdrücklich den Rückzugsbefehl nach angeblicher Anweisung des Generals von Moltke erteilte, indem er ihn tatsächlich belog, daß — wie er durch Augenschein kennengelernt haben wollte —

„die 2. Armee nur noch Schlacke"

wäre!

Natürlich war für den rechten Flügel der 2. Armee und den linken der 3. Armee, der übrigens kehrt gemacht hatte, um die nötige Schwenkung herauszubekommen, eine nicht zu unterschätzende Gefahr in den Tagen bis zum 9. September vorhanden. Diese wurde aber so überwunden, daß nun der große strategische Schlag hätte ausgeführt werden können, den General Ludendorff in seiner Schrift, kurz und bündig, klar und jedem verständlich darlegt. Statt dessen schreitet das Unheil in seiner ganzen erschütternden Wahrheit daher.

Ich habe Kameraden meines alten Friedensregiments im Bremer Ratskeller bei einer Erinnerungsfeier sprechen hören. Die Hanseaten waren danach auf dem äußersten rechten Flügel am weitesten vorgedrungen, mußten plötzlich halten und sahen am 10. September morgens die Franzosen im Rückzuge. Im höchsten Siegesgefühle aber — o, man muß das erlebt haben, wenn der Gegner seine Stellung verläßt und Fersengeld zahlt — müssen die Sieger umkehren. Wo ist eine stärkere Anforderung jemals an die Disziplin einer Truppe gestellt worden! Nie werden das die Kämpfer an der Marne verwinden, namentlich nachdem sie wissen, daß die Franzosen die von den Deutschen gewonnene Schlacht als „Wunder" be-

zeichnen, das sie ihrer Jeanne d'Arc, dieser „Heiligen Johanna", verdanken, obschon sich düstere Mächte unheilig darum bemüht hatten und dazu diesen Hentsch kommandierten, den, kurzer Hand zu erledigen, kein Mensch beim AOK. I dachte!

Alles mußte auf den Sieg gestellt werden, um gegen den Osten vorzubrechen und uns andere Gegner rechtzeitig vom Leibe zu halten. Dazu war ja der Schlieffensche Aufmarschplan da. Dazu der Komiß in der langen Friedenszeit. Dazu die kriegsgeschichtlichen Erfahrungen. Dazu der ganze Apparat und als sein „Kopf und Herz der Generalstab". Dazu die Schlachten eines Großen Kurfürsten. Die Siege Friedrichs des Großen, die Befreiungskriege und 1864/66 und 1870/71. Erschüttert steht man vor dieser Tatsache. Alles vertan. Alles dahin, durch das Auftreten eines Oberstleutnants, dem die Unruhe während seines Aufenthalts bei der 1. Armee im Gesicht stand und auf den es gar keinen Eindruck machte, als ihm der tatsächliche Schlachtenerfolg des rechten Flügels unbestreitbar vor Augen gestellt wurde. Ja, handelte es sich denn eigentlich um eine, man möchte sagen, „Schneeballschlacht", zu der wir jahrzehntelang unser Volk in Waffen erzogen haben? Diente das nicht alles, um unsere Heimat zu schützen und uns vor einem schmählichen Frieden zu bewahren? Daß trotzdem unsere Heere und die unserer schwächeren Bundesgenossen der immer erdrückenderen Heeresmacht, wer weiß wie vieler Völker, 4 Jahre standhielten und die Grenzen schützten, das ist allerdings eine uns aufgenötigte Kraftprobe, die vielleicht im Geschicke der Völker mal etwas bedeutet, und daran hat ein Ludendorff den hervorragendsten Anteil.

Wenn nun wieder einmal so um Deutschland „gewürfelt" werden sollte, ja letzten Endes um alle nordischen Völker und schließlich um die gesamte europäische und abendländische Kultur, sind wir uns dann wenigstens dessen bewußt, daß nie und nimmer mehr ein Hentsch sich anmaßt, zum Rückzug zu blasen und uns den Kopf gewissermaßen auf den Henkerblock, mit auf den Rücken gebundenen Händen, legen zu lassen? — Jetzt wird wohl jeder Leser, der anfänglich vielleicht etwa noch gesagt hat: „Na ja doch, die Ludendorffschen Hirngespinste und Logenkolleranfälle" — oder wie man sonst den General abzutun vermeint —, mit uns und durch uns aufgerüttelt, davon überzeugt sein, daß eine Zukunft nur ist, wenn sie befreit ist von allen Mächten, die Ludendorff als die „Überstaatlichen" bezeichnet. — Die Parteien sind zerschlagen, die zwecklosen Rede-

schlachten im Parlament zur Fossilie geworden. Die tüchtigsten und schöpferischen Kräfte hat der Führer aufgerufen. Seien wir uns aber dessen bewußt, daß in keiner Stelle unseres Staates, weder im Reichsheer, noch in Wirtschaft und Kultur ein an undurchschaubare Mächte Gebundener ist wie Hentsch! Helfen wir dazu der Führung, gründlich zu schauen. Die Augen eines Ludendorff scheinen uns dafür recht dienlich und empfehlenswert zu sein.

Allein seine Untersuchung der Marneschlacht gibt dafür berechtigte Befähigung, uns in Gegenwart und Zukunft ebenso zu helfen, wie wir es in den weiteren Kriegsabschnitten kurz darlegen wollen. — Geht man „über die Marne" hinweg, die in der Tat einige gegnerische Truppenteile in den kritischen Septembertagen überschritten hatten, dann wird alles sinnlos, was wir rückerinnernd mit unserem Herzblut in das Gewissen unserer Jugend hiermit schreiben wollen, und es bleibt siegreich die Herzlosigkeit, die Jämmerlichkeit und der Riesenverrat an der Marne. Dann wären wir vielleicht die „Schlacke", die ein Hentsch an der 2. Armee sah. Aber wir wissen von ihrem Kampfeifer und Siegeswillen, und deshalb zagen wir nicht!

Mit der Marneschlacht und ihrem für die Franzosen so leichten Erfolge, daß dann auch der Italiener und Rumäne und viele andere die Visitenkarte der Feindschaft abgeben konnten, begann

sinnloses Schlachten und Abschlachten

tatsächlich unschuldiger Menschen und Völker. Da sah ich recht, wenn mir Ende 1917

„Das Frührot der Völker"

erschien, von dem in einer kurzen Abhandlung anderweit gesprochen ist[1]). Der Weg war frei durch Hentsch für den „Diktator" Rathenau mit seinem

„Niemals soll kommen der Tag!"

Die jüdischen Erwartungen, wie sie eine Lisbeth Seidler von der östischen Jüdin gehört hatte,

„Berlin wird Jerusalem, Deutschland Palästina",

hätten dann 1918 ihre Bedeutung verloren!

[1]) Frührot der Völker — Frontkämpfer einigt euch — Georg Kummers Verlag, Leipzig C. 1.

Wie Ludendorff die Lage an der Marne gleich einem 2. Sedan zu gestalten wohl fähig gewesen wäre, so sollten wir alle und mit uns unsere Nachbarn auch vom heutigen Wert seiner Aufklärungsarbeit uns endlich überzeugen lassen.

Was hat nun das „Marnewunder" gewirkt für den schließlichen „Sieg" Frankreichs und seiner Bundesgenossen? — Gab es was zu „lachen"? Nein, der Tod und sein Gerippe „grinste" als Sensenmann! Darum noch jahrelang dies Morden und hinterher die seelischen und wirtschaftlichen Erschütterungen in der Menschheit bis auf den heutigen Tag! — Deutschland hätte unbedingt, wie ja auch wohl Vorfühler im Herbste 1914 ausgestreckt waren, mit Frankreich einen gerechten und beide Teile ehrenden Frieden geschlossen, wenn seine Siegesbahn nicht durch Hentsch unterbrochen wäre. Man wäre froh gewesen, die Hände nach Osten hin frei zu bekommen.

Jetzt aber wenigstens laßt uns nachdenken, ob das „Vollbringen solcher Wunder" etwas nutzt. — Solche undurchsichtigen dunklen Manöver, die man zum Wunder stempeln will, nutzen keinem Volke! Werden wir klug, allesamt, dann könnte vielleicht noch mal das abschließende Urteil des Reichsarchivs von dem „sinnvollen Walten der Schicksalsmächte für kommende Geschlechter", nach dem Gesetze von „Ursache und Wirkung", in dieser Hinsicht Berechtigung bekommen, wenn es wahr sein sollte, daß das Böse in die Welt getan ist, das Gute zu bewirken. Und daran, am Auswirken des Guten unter Abwürgen des Bösen, hat unser Ludendorff teil!



Tannenberg

Wenn die Schlacht von Tannenberg, die in den Tagen vom 27.—30. August 1914 geschlagen wurde, auch nur den Schein eines Zwiespalts zwischen dem „Feldherrn, der die Verantwortung trägt“, also dem Generalfeldmarschall von Hindenburg, wie sich Ludendorff ausspricht, der seinerseits als erster Generalstabsoffizier der 8. Armee die Pläne zur Schlacht faßte und die Ausführung überwachte, hinterläßt, so könnten wir unsere Zukunft man begraben lassen, wie seiner Zeit die heldische Ritterschaft des deutschen Ordens in der Schlacht bei Tannenberg 1410 starb. Wir wären ein Tannenberg von 1914 nicht wert.

Das Verhältnis zwischen den beiden „Kampfgenossen“ ist im allgemeinen durch Gegenüberstellung festgestellt. Wir brauchen es nur in Beziehung auf die Schlacht von Tannenberg noch ergänzen.

Hindenburg sagt:

(„Aus meinem Leben.“)

„Noch bevor dieses Telegramm (Bestätigung der Bereitschaft zur sofortigen Verwendung) im Großen Hauptquartier eingetroffen sein konnte, erhielt ich ein zweites von dort . . . Man teilte mir mit, daß General Ludendorff bei mir eintreffen werde . . . daß ich als Armeeführer sogleich nach dem Osten abzugehen hätte . . . Gegen 3 Uhr nachts entstieg dem Sonderzuge mit frischem Schritte

Ludendorff sagt:

(„Meine Kriegserinnerungen.“)

„Um 6 Uhr abends (22. Aug.) war ich in Koblenz. Ich meldete mich sogleich beim General von Moltke . . . (Berufung bereits früher vorangestellt. Sie ist in einem Briefe niedergelegt, wie auch der Generalquartiermeister von Stein geschrieben hatte und den Brief so schloß: ‚Also Sie müssen hin. Hier fordert es die Staatsraison. Schwer ist die Aufgabe, aber Sie werden es schon machen.‘)

General Ludendorff, sich bei mir als mein Chef des Generalstabs der 8. Armee meldend . . . Er klärte mich zunächst über unsere Lage an unserer Ostfront auf, über die er am 22. August im Großen Hauptquartier Koblenz von dem Chef des Generalstabes des Feldheeres, Generaloberst von Moltke, persönlich unterrichtet worden war. (Folgt Darstellung.) Ich war mit meinem nunmehrigen Armeechef in kurzem in der Auffassung der Lage einig. General Ludendorff hatte schon von Koblenz aus die ersten unaufschiebbaren Weisungen geben können, die dahin zielten, die Fortführung der Operationen östlich der Weichsel sicherzustellen. Dazu gehörte in erster Linie, daß die Transporte des I. AK. nicht zu weit nach Westen geführt, sondern auf Deutsch-Eylau, also feindwärts hinter den rechten Flügel des XX. AK., herangeleitet wurden. Alles weitere mußte und konnte erst bei unserem Eintreffen im Hauptquartier der Armee in Marienburg entschieden werden. Unser Gespräch hatte kaum mehr als 1/2 Stunde in Anspruch genommen. Dann begaben wir uns zur Ruhe. Die dazu verfügbare Zeit nützte ich gründlich aus."

Auf meine Bitte wurde sogleich nach dem Osten befohlen, daß der Rückmarsch der Hauptteile der 8. Armee für den 23. einzustellen sei. Das I. RK., das XVII. AK. und die Hauptreserve der Festung Königsberg hatten zu rasten. Das I. AK. sollte nicht in Goslarshausen, sondern näher bei General von Scholtz (XX. AK. verstärkt) in der Gegend östlich ausgeladen werden. Alle irgendwie noch verfügbaren Teile der Kriegsbesatzungen von Thorn, Kulm, Graudenz, Marienburg waren nach Strasburg und Lautenburg zu fahren... Es bildete sich so im südwestlichen Teil Ostpreußens eine starke Armeegruppe. Mit ihr konnte angegriffen werden, während die nördliche Gruppe im weiteren Rückmarsch in südwestlicher Richtung verblieb, oder scharf nach Süden zu einem Kampf gegen die Narewarmee herangezogen wurde. Was zu geschehen hatte, konnte erst an Ort und Stelle angeordnet werden. Ohne neue Schlacht sollte der Russe nicht abkommen. Hierzu die Trennung der beiden feindlichen Armeen auszunutzen, lag allen Generalstabsoffizieren in Fleisch und Blut . . . . Um 9 Uhr abends fuhr ich im Sonderzug von Koblenz nach dem Osten. Kurz vor meiner Abfahrt erhielt ich die Mitteilung, daß General

von Hindenburg den Oberbefehl angenommen habe und in Hannover einsteigen würde . . . Ich meldete mich bei ihm. Wir sahen uns dabei zum erstenmal. Alles andere gehört in das Gebiet der Legendenbildung. Ich trug kurz die Lage vor, dann begaben wir uns zur Ruhe."

„So fuhren wir denn einer gemeinsamen Zukunft entgegen, uns des Ernstes der Lage voll bewußt, aber auch voll festen Vertrauens zu Gott dem Herrn, zu unseren braven Truppen und nicht zuletzt zu einander . . . In selbstverständlicher, soldatischer Pflichterfüllung, reich an Willen und Gedanken, schloß sich uns beiden der weitere Kreis der Mitarbeiter an."

„General von Hindenburg hatte meinen Vorschlägen stets zugestimmt und sie verantwortungsfreudig gutgeheißen. Es bildete sich ein schönes Vertrauensverhältnis zwischen uns beiden gleichdenkenden Männern heraus. Im Stabe bestand völlige Übereinstimmung in allen militärischen Anschauungen."

Die beiderseitigen Kriegsveröffentlichungen, die vom Generalfeldmarschall durch den General von Merz mitbearbeitet, haben schon dadurch Übereinstimmung, daß die „Druckfahnen" also vor Veröffentlichung der Werke auf Bitten des letzteren ausgetauscht wurden, wie Ludendorff in seiner Schrift „Tannenberg — geschichtliche Wahrheit über die Schlacht" erwähnt. Auch der Generalfeldmarschall hatte seinem früheren Generalstabschef vor Veröffentlichung seines Buches „Aus meinem Leben" geschrieben, wodurch die mit dem 26. Oktober 1918, dem Tage der Entlassung Ludendorffs, abgebrochenen Beziehungen wieder geknüpft wurden. Es ist bedeutsam für beider Beziehungen in der Kriegskunst, daß der Generalfeldmarschall damals schrieb: Sein Buch habe lediglich den Zweck, ethisch und erzieherisch auf unser unglückliches Volk einzuwirken, und es sei lediglich aus diesem Gesichtspunkte anzusehen.

In diesem seinen Lebensbuch steht noch, das Frühere ergänzend:

„Ich möchte mich hier gleich über das Verhältnis zwischen mir und meinem damaligen Generalstabschef und späteren

Ersten Generalquartiermeister General Ludendorff aussprechen. Man hat geglaubt, dieses Verhältnis mit dem Blüchers zu Gneisenau vergleichen zu können. Ich lasse dahingestellt sein, inwieweit man bei diesem Vergleiche von der wirklich richtigen historischen Grundlage ausgegangen ist. Die Stellung eines Chefs des Generalstabes hatte ich früher selbst jahrelang innegehabt. Die Tätigkeit eines solchen gegenüber dem die Verantwortung tragenden Führer ist, wie ich somit aus eigener Erfahrung wußte, innerhalb der deutschen Armee nicht theoretisch festgelegt. Die Art der Zusammenarbeit und das Ausmaß der gegenseitigen Ergänzung hängen vielmehr von den Persönlichkeiten ab. Die Grenzen der beiderseitigen Wirkungsbereiche sind also nicht scharf voneinander getrennt. Ist das Verhältnis zwischen Vorgesetztem und Generalstabschef ein richtiges, so werden sich diese Grenzen durch soldatischen und persönlichen Takt und die beiderseitigen Charaktereigenschaften leicht ergeben."

„Die Woche" vom 2. August 1934 hatte nach der Ludendorffschen Schrift „Tannenberg" geschrieben:

„Wir wissen längst, daß nicht Kaiser Wilhelm, sondern Bismarck das Reich gegründet hat; wir wissen heute auch . . . daß nicht er (Hindenburg), sondern sein genialster, willenskräftigster Mitarbeiter Ludendorff der eigentliche Schöpfer jener Schlacht- und Feldzugspläne gewesen ist, die den Namen beider Männer zu weltgeschichtlicher Berühmtheit emportrugen."

Dazu bemerkt Ludendorff:

„Wir wissen längst, daß nicht Kaiser Wilhelm der Schöpfer jener Schlacht- und Feldzugspläne in den Kriegen 1866 und 1870/71, nicht der Sieger von Königgrätz, Gravelotte und Sedan war, sondern General von Moltke . . ."

Und mit Recht sagt noch Ludendorff:

„. . ., daß wohl kein Geschichtsforscher es zu des Kaisers Lebzeiten hätte wagen können, diese Tatsachen zu seinen Gunsten zu entstellen. Das gerade achten selbst seine Gegner."

Hierzu und zu unserem „Dem Buch vorweg" ist wohl folgende Erwägung am Platze, um eine weitere müßige, durch Anwürfe gegen

General Ludendorff hervorgerufene „Wortklauberei“ über die Frage,

wer ist Sieger von Tannenberg?

abzubrechen:

> Sieger einer Schlacht oder eines Krieges ist Repräsentations- und Ehrenname des die Verantwortung tragenden Feldherrn. Der Schöpfer dieses seines Ruhmes ist aber der strategische Sachbearbeiter, Sachwalter und Berater, also der Oberste Generalstabsoffizier und demnach der Mann, der
>
> „Kopf und Herz“
>
> des Feldheeres ist.

Und nun lasse man die Herrschaften unter Ausschluß der Öffentlichkeit allmählich ganz für sich, die merkwürdigerweise seit dem Jahre 1928, also mit dem sichtbaren Eintreten des Generals Ludendorff in den Kampf gegen die Freimaurerei, auftauchen. Des einen Vater ist nach General Ludendorffs „Tannenberg“ „der Sohn eines bekannten Hochgradfreimaurers der Nationalen Mutterloge zu den ‚Drei Weltkugeln‘“. Der Name spielt keine Rolle, da kein Geringerer als Oberstleutnant und Archivrat von Schäfer die Entstellungen dieses Freimaurersprößlings in einem Aufsatz bereits abgetan hat. (Deutsches Offizierbundblatt, 14. Dezember 1928: „Wie Geschichte entsteht“.) von Schäfer ist der Bearbeiter des Reichsarchivs über die Schlacht bei Tannenberg. In dieser Arbeit stehen nach Ludendorff folgende Sätze:

> „Auch nicht einer entsinnt sich, je einen Vorgang gehört zu haben, der die Darstellung Elzes, die Vermutung Hoffmanns oder gar die Phantasie Nowaks[1]) in irgendeiner Weise rechtfertigen könnte . . . denn von einem Nervenverlieren ist bei Ludendorff sicherlich keine Rede gewesen. Das hätte sich doch in irgendeiner Form im Armeeoberkommando auswirken müssen. Das ist aber nach keiner Richtung hin geschehen. Mir ist jedenfalls diese jetzt aufgestellte Behauptung durchaus neu . . . Hätte General Hoffmann von jenem Hergang etwas gewußt, so dürfte er damit bei der Ludendorff

[1]) Etwa Hauptmann a. D. Nowak, Regimentskamerad des früheren Zentrumführers und Reichskanzlers Brüning, der bekanntlich am Tannenbergdenkmal Unkenntnis über die Schlacht zeigte?

feindlichen Auffassung, die sein ganzes Tannenbergbuch durchweht, kaum zurückgehalten haben."

Diesen Ausführungen ist sachlich wohl kaum etwas zur Feststellung objektiver Wahrheit der Kriegsgeschichtsschreibung über Tannenberg hinzuzusetzen. Sie finden Bestätigung im Schlachtenverlauf und im Erfolge. Ein weiterer Kronzeuge ist General von Bronsart u. a.[1]) — Die Krähen aber auf dem papiernen Schlachtfeld hinterdrein haben, wenn sie an dieser oder überhaupt an Schlachten als Kämpfer teilgenommen haben, in „heldenhafter Erinnerung" sicher vergessen, daß jeder Soldat, Charge spielt keine Rolle, Zeiten gehabt hat, wo er in der schwierigsten Gefechtslage an sich nicht einen Augenblick gedacht hat und nichts davon wußte, daß er überhaupt „Nerven" habe. Und wiederum gab es Augenblicke, wo die seelische Verfassung und Belastung „Nervenproben" zu bestehen hatten! Und nun stelle man sich in der Schlacht von

---

[1]) Wer von den Auchstrategen gegen General Ludendorff bei seinen etwa neu beabsichtigten oder von Großjuda-Hammelschurz oder Rom anbefohlenen Aufmarschplänen noch Zeit finden sollte, wolle rasch einen Blick in folgende Wertungen des Feldherrn Ludendorff werfen:

Reichsarchivrat Dr. von Schäfer: „Die Kriegführung Hindenburgs ohne Ludendorff ist ebensowenig zu denken, wie die Kriegführung König Wilhelms ohne Moltke."

„Wir Engländer achten diesen Mann (Ludendorff) als den einzigen great captain des Weltkrieges. Seine Schlachten- und Feldzugspläne sind das hauptsächlichste Studienobjekt unserer Kriegsakademiker und Generalstäbler." Dies das Urteil eines englischen Generalstabsoffiziers im „Berliner Lokalanzeiger" vom 23. Juni 1924.

Generaloberst von Einem: „Nicht immer gönnt die Geschichte schon bei Lebzeiten dem großen General den Namen ‚Feldherr'. Wem sie beim Feindbunde die Würde zuerteilen wird, ist noch nicht klar, bei uns nur dem einen: Ludendorff."

„Die deutsche Zukunft", Organ der nat.-soz. Jugend, Herausgeber Baldur von Schirach und Adrian von Rinteln, Nr. 10 vom 5. März 1932: „Nie, solange unser Volk nicht auf den Herrenstolz verzichtet, wird es aufhören, Erich Ludendorff als den großen Feldherrn seines größten Krieges zu danken. — Aber keine Politik des Staates, kein Geschehen jüngster Zeiten ... kann jemals die nationalsozialistische Bewegung hindern, vor Erich Ludendorff ... in Ehrfurcht die Fahne zu senken."

Auch was der Illustrierte Beobachter der NSDAP. vom 30. September 1927 mit Bild zur Einweihungsfeierlichkeit des Tannenbergdenkmals schrieb und der mit Recht gefeierte nationalsozialistische Alterspräsident General Litzmann, in Breslau bei einer Kundgebung vor der letzten Reichspräsidentenwahl Ehrendes und Anerkennendes von Ludendorff als Feldherrn sprach, soll nicht vergessen sein.

Tannenberg, die übrigens nach seinem Vorschlage so genannt wird — auch das ist zu beachten — den Generalstabschef vor, der die

Kühnheit des Entschlusses zur Schlacht

hatte. Die überlegene Njemenarmee unter Rennenkampf, kaum 3 Tagemärsche entfernt, „links liegen" ließ, um die Narewarmee so empfindlich wie möglich zu treffen.

Die taktischen Erfolge waren in den ersten beiden Schlachttagen, besonders seitens des XX. AK. und des I. AK. unter General von François gegen Usdau—Neidenburg und des ersteren unter General von Scholtz gegen Waplitz—Hohenstein nicht den Erwartungen entsprechend. — Die Armeeleitung war, im Gegensatz zu der Moltkeschen in der Marneschlacht, so nahe von Löbau nach Frögenau und später Tannenberg heran, daß sie unmittelbar die gewaltigen physischen und psychischen Beeindruckungen der Truppen und Kolonnen, die Verstopfung der Straßen mit hilflosen Flüchtlingen und durch Gefangenentransporte, miterlebte. General Ludendorff konnte persönlich — und nach Lüttich trauen wir ihm es zu — sogenannten „Hunnennachrichten" durch sofortige Aufklärung entgegentreten, ein Bataillon, wie er schreibt, wieder vorschicken, die überstürzte Abfahrt von Kolonnen aufhalten und später auch durcheinandergekommene und sich zusammenballende Truppenkörper entwirren, um entbehrliche bereits aus der Schlacht gegen Rennenkampf zu entsenden.

Ludendorff sagt in „Meine Kriegserinnerungen":

> „Ich konnte mich des gewaltigen Sieges nicht aus vollem Herzen freuen; die Nervenbelastung (also nicht Nervenverlieren) durch die Rennenkampf-Armee war zu schwer gewesen."

Und an anderer Stelle:

> „Alle Männer, die Führermaßnahmen kritisieren, sollten erst Kriegsgeschichte lernen, sofern sie nicht den Krieg in Führerstellen mitgemacht haben. Ich möchte ihnen wünschen, einmal selbst eine Schlacht leiten zu müssen. Sie würden bei der Unklarheit der Lage und den gewaltigen Anforderungen vor der Größe der Aufgabe erschrecken und — bescheidener werden. Nur das Staatsoberhaupt, der Staatsmann, der sich zum Krieg entscheidet, trägt, wenn er dies klaren Herzens tut,

Gleiches und mehr als der Feldherr. Bei ihm handelt es sich um einen einzigen gewaltigen Entschluß, an den Führer treten sie täglich und stündlich heran. Von diesem hängt dauernd das Wohl und Wehe vieler Hunderttausende, ja ganzer Nationen ab. Es gibt für einen Soldaten nichts Größeres, aber auch nichts Schwereres, als an der Spitze einer Armee oder des ganzen Feldheeres zu stehen."

Demgegenüber spricht sich Generalfeldmarschall von Hindenburg in seinem „Aus meinem Leben" so aus:

„... Die Krise der Schlacht erreicht ihren Höhepunkt. Die Frage drängt sich uns auf: Wie wird die Lage werden, wenn sich bei solch gewaltigen Räumen und bei dieser feindlichen Überlegenheit die Entscheidung noch tagelang hinzieht? Ist es überraschend, wenn ernste Gedanken manches Herz erfüllen; wenn Schwankungen auch da drohen, wo bisher nur festester Wille war; wenn Zweifel sich auch da einstellen, wo klare Gedanken bis jetzt alles beherrschten? Sollten wir nicht doch gegen Rennenkampf uns wieder verstärken und lieber gegen Samsonoff (Führer der Narewarmee) nur halbe Arbeit tun? Ist es nicht besser, gegen die Narewarmee die Vernichtung nicht zu versuchen, um die eigene Vernichtung sicher zu vermeiden? Wir überwinden die Krisis in uns, bleiben dem gefaßten Entschlusse treu und suchen weiter die Lösung mit allen Kräften im Angriff."

Der nachträgliche Beurteiler und der Leser eines Schlachtenberichtes hat es erheblich leichter, als der Generalstabschef und der verantwortlich Kommandierende. Von der Führung der Truppe — so sagt Ludendorff in seiner Schrift „Tannenberg" — kann sich der keine rechten Vorstellungen machen, der „das starke schöpferische Erleben" wahrer Feldherrn nicht selbst kennt. Dieses strahlt aus; denn „eine Schlacht ist eine aus schöpferischen Kräften geborene einheitliche und einmalige Tat". — Für die Darstellung einer Schlacht „kommt es darauf an, alle die Schwierigkeiten darzulegen, die für Führung und Truppe, auch aus der Ungewißheit über die eigene Lage und die Maßnahmen des Feindes heraus, entstehen".

Zum Verständnis der gesamten Vorgänge, die zur Einkreisung der Narewarmee führten, ist es notwendig, das Reichsarchiv und Ludendorffs „Meine Kriegserinnerungen" mit dem Kartenmaterial

in die Hand zu nehmen oder wenigstens die Schrift „Tannenberg" zu lesen, die auch mehrere Skizzen von den einzelnen Schlachttagen und Phasen aufweist. Hier nur kurz:

Die 8. Armee hatte unter General von Prittwitz die Njemenarmee angegriffen; aber irgendeine Entscheidung bei Gumbinnen nicht erreichen können und das Schlachtfeld geräumt. Man kam auf den verfrühten Gedanken, Ostpreußen aufzugeben und die Weichsellinie zu halten, die starke Festung Königsberg zunächst ihrem Schicksal überlassend. Diese Auffassung wurde vom Generalstabschef von Moltke aus dem Großen Hauptquartier nicht als zwingend angesehen. — Wäre dieser Plan zur Ausführung gekommen, dann wären die Folgen für die deutschen und verbündeten Truppen, ihrer Völker und für die Heimat unausdenkbar gewesen. Es mußte irgendein Erfolg erstrebt werden, um die heimgesuchte Bevölkerung Ostpreußens nicht aufzugeben. Der Kaiser hatte es schon schwer genug getragen, daß Teile Ostpreußens bereits gebrandschatzt waren und zum Kriegsschauplatz wurden.

Vor der Armee Rennenkampf wurden nur zwei Kavalleriebrigaden und die Kriegsbesatzung der Festung Königsberg belassen. — Das XVII. AK. und dann das I. RK. lösten sich — wie schon vorher das I. AK. — vollends vom Feinde und wurden auf Bischofstein—Seeburg von Norden gegen den rechten Flügel der von Süden in Ostpreußen auf Bischofsburg—Allenstein—Hohenstein eingedrungenen Narewarmee angesetzt. — Die LD. von der Goltz kämpfte aus der Richtung Osterode gegen Südost auf Hohenstein. Von den beiden anderen Korps, die zur Verfügung standen, ist schon gesprochen. — Das I. AK. trat den Vormarsch erst am 27. an, als alle Teile desselben ausgeschifft waren. Das XX. AK. hatte schwere Kampftage hinter sich und war, wie auch die anderen Truppen, nicht mehr in der ursprünglichen Stärke. Die Besatzungen der Weichselfestungen unter General von Mülmann sicherten gegen feindliche Kavallerie bei Strasburg und Lautenburg, kamen also für die Schlacht nicht in Frage.

General Ludendorff entschied sich, die Umfassung von Südwest durch das I. AK. nicht über Soldau auszudehnen, sondern den Aktionsradius enger zu fassen und das Korps direkt auf Usdau—Neidenburg—Muschaken anzusetzen, was einem Ludendorff General François nie vergaß, der beiläufig in der Schlacht von Gumbinnen seinen siegreichen linken Flügel anhielt und so zum Mißerfolge

beitrug. Die Bescheidung war aber dringend geboten; hatte doch auch der Generalfeldmarschall auf die gewaltige Ausdehnung des Schlachtfeldes hingewiesen, die um so gefahrvoller werden konnte, wenn sich der Erfolg nicht in wenigen Tagen einstellte. — Nun aber mußte das I. AK. unbedingt rechtzeitig den „Feuerkreis" — so nennt es von Hindenburg — im Süden schließen, wenn man auch an der Beute Einbuße erlitte. Dazu stand für die letzte verantwortliche Gesamtführung denn doch zuviel auf dem Spiel, und so billigte — wie wir nachgewiesen haben — der Generalfeldmarschall, damals noch Generaloberst, den Ludendorffschen Entschluß, der im Gefolge hatte, daß Teile des I. AK. und das XVII. AK. den Russen bei Willenberg den Rückzug verlegten.

Über den Schlachterfolg brauchen wir hier nicht zu sprechen. Er ist auch damit gekennzeichnet, daß sich der russische Armeeführer Samsonow angesichts der ungeheuren Verluste in Willenberg erschoß.

Was war — das die Frage — mit Tannenberg erreicht? Und da folge man den Ausführungen Ludendorffs, der die Hände freibekam, sofort Pläne für den Kampf gegen Rennenkampf ins Werk zu setzen. Eine Sorge löste die andere ab. Die Siegeszuversicht der Truppe, die am 23. August erst neu geweckt werden mußte, war aber zweifellos gehoben und voller Dankbarkeit erscholl das

„Nun danket alle Gott!"

In sich gekehrt, gedachte Ludendorff seines Lehrmeisters Grafen von Schlieffen, was er diesem an Tannenberg zu verdanken hatte: „Durchbruch und Umklammerung!" „Soldatenhandwerk wurde zur Kunst!" Die an anderer Stelle vom General betonte Selbständigkeit der Korpskommandeure hatte darin, wie im Falle von François seine Grenze.[1])

Schwer waren die blutigen feindlichen Verluste. Ludendorff betont jedoch ausdrücklich, daß die Russen zu Tausenden in Sümpfe getrieben wurden und darin umkamen, sei „Mythe. Weit und breit war kein Sumpf zu finden." Das waren „Etappennachrichten."

„Deutschland und Österreich-Ungarn jubelten — die Welt schwieg." Und weiter schreibt Ludendorff:

> „Wird der Deutsche es jetzt wie damals (Tannenberg 1410) zulassen, daß Litauer und namentlich der Pole aus unserer

[1]) Hierzu: Ludendorff, „Heiliger Quell", Folge 21/1935.

Ohnmacht Nutzen ziehen und uns vergewaltigen? Soll Jahrhunderte alte deutsche Kultur verlorengehen?"

Die Schlacht war geschlagen. Tausende von Gefangenen mußten fortgeschafft werden. Kein Augenblick blieb zur Entspannung. Österreich-Ungarn konnte zwar nicht gleich auf Hilfe, die dringend erbeten wurde, rechnen; aber sie war jedenfalls nun nicht ausgeschlossen, wie wenn der eingeleitete Rückzug bis hinter die Weichsel erfolgt wäre. — Vom Ernst der Lage, trotz Tannenberg, hatte man in der Heimat keine Vorstellung. So recht kommt sie auch uns erst voll zum Bewußtsein, wenn aus den Zeilen die ungeheure Last der Verantwortung Ludendorffs und die Unzulänglichkeit unserer und der Verbündeten Rüstung und Kriegsbereitschaft mit ihm schwer nachempfunden wird. Auf Italien war nicht mehr zu rechnen. Frankreich bekam seine ganze Truppenmacht frei! Die Verbindung zwischen ihm und Algier wurde nicht gestört. Vorzeitig — wie wir schon kennen — waren zwei Armeekorps ausgerechnet vom rechten Flügel im Westen genommen. Ein drittes konnte wenigstens angehalten werden. — Und dann nahte „das Marnewunder" mit seiner darauf folgenden Unmöglichkeit, Heeresteile, wie vorgesehen, nach Osten so genügend abzugeben, um entscheidend hier und in Galizien den Russen zu schlagen.

Wie verhältnismäßig günstig lagen die Vorbedingungen eines Sieges an der Marne, wenn man die strategischen Maßnahmen, die zu Tannenberg geführt hatten, kennt, um sie mit den Versäumnissen im Westen zu vergleichen. Ein langwieriger Feldzug hier und auf den anderen Fronten stand für Ludendorff nun nicht mehr außer Zweifel, während sie in der Heimat die Siege feierten, und selbst Hindenburg und Ludendorff erst sehr viel später die ganze Wahrheit im Westen erfuhren!

Der Offiziersausfall stimmte ernst. Es waren ja so viele aktive Offiziere in den ersten Schlachten und Gefechten gefallen, erkenntlich dem Gegner durch neue braune Gamaschen und durch die Feldbinde, während z. B. der russische Offizier sich kaum von seiner Mannschaft unterschied. — Immer mehr mußte Deutschland, dahin sprach sich der General gegenüber der Reichsregierung aus, ein

„Bewaffnetes Heerlager"

werden; konnte es aber nie völlig und rechtzeitig erreichen.

Österreich dankte ein die Wendung im Osten bringendes Tannenberg bis in die heutigen Tage schlecht, wie der Vatikan schnell vergaß, daß sein Vertreter Österreich zur Kriegserklärung gedrängt hatte, wodurch wir marschieren mußten! — Aber „der Zweck heiligt die Mittel" und diese Moral denkt nie an Dankbarkeit oder wird menschlich-empfindsam! — Und wenn wir dem anderen Feinde ins Gesicht sehen, der in einzelnen Exemplaren mit seiner Papierstrategie auf Ludendorff mehr als je losschlägt, so wissen wir von ihm, daß mit dem Umbinden des „Lammschurzes" jede Volksnationalität vergessen ist und, nach seiner zielsätzlichen Wirksamkeit, selbst auch einem Nationalsozialismus früher Tod heimlich zugedacht ist:

> Eingeweihtes Freimaurerdenken ist grundsätzlich und für alle Zeit restlos in sich und für uns verdorben!

Das sind auch jetzt die Gedankengänge eines 1914 siegreichen Ludendorff. Er nannte deshalb seine inzwischen der Aufbaugeschichte angehörige Bewegung nach der Schlacht von „Tannenberg"!

Und nun werfen wir nur noch einen Blick in das Reichsarchiv, das hinsichtlich der Darstellung weder von Hindenburg noch von Ludendorff grundsätzlich abweicht und über die Schlacht u. a. so urteilt:

> „Nach Leipzig, Metz und Sedan steht Tannenberg als die größte Einkreisungsschlacht da, die die Weltgeschichte kennt. Sie wurde im Gegensatz zu diesen gegen einen an Zahl überlegenen Feind geschlagen, während gleichzeitig beide Flanken von weiter Übermacht bedroht waren. Die Kriegsgeschichte hat kein Beispiel einer ähnlichen Leistung aufzuweisen — bei Kannä fehlte die Rückenbedrohung." (Kannä bekanntlich jene Schlacht, in der Hannibal, der karthagische Feldherr und Staatsmann, die Römer, 216 v. u. Zeitrechnung, schlug, um später undankbar seiner Heimat verwiesen zu werden!)

Dazu sagt Ludendorff: „Das Kannä—Tannenberg war geschlagen. Stolz können alle beteiligten Führer und Truppen, ja das ganze deutsche Volk auf diese Tat blicken!

Und nun wage einer, einem Ludendorff einseitige Inanspruchnahme seines Ruhms an Tannenberg zu bezichtigen, wie es in auffälliger Weise im „Ordensblatt", (das „Bundesblatt" und „Am rauhen Stein"), Monatsschrift der Großen National-Mutterloge

„Zu den drei Weltkugeln" und der „Großen Loge von Preußen gen. „Zur Freundschaft" in Berlin in Nr. 4, Dezember 1934 geschieht, die auf eine unbegründete, auch mit Ludendorff den Generalfeldmarschall treffende Broschüre fußt und kein großes militärisches Verständnis zeigt. — Mit den gegenübergestellten Äußerungen beider im allgemeinen und im besonderen zur Schlacht von Tannenberg richtet sich jeder, der an den Darlegungen eines Hindenburg und Ludendorff jetzt noch rührt, um Logen-, Ordens- oder sonst geheimen Interessen zu dienen oder sich persönlich und andere in Schlaglicht zu setzen, das die Kriegsgeschichte auslöscht!



Die Schlacht an den Masurischen Seen

Die „Schwerfälligkeit der russischen Führung", wie es Ludendorff in „Meine Kriegserinnerungen" nennt, hatte den Oberkommandierenden Rennenkampf zurückgehalten, seinen Vormarsch nach der abgebrochenen Schlacht von Gumbinnen so tatkräftig fortzusetzen, wie es sein Erfolg militärisch verlangte. Was sonst von ihm und der Führung erzählt wird, interessiert hier nicht. Jedenfalls ließ er der 8. Armee Zeit, sich zu rangieren und auf die neue Schlacht einzurichten, da er sein Heil in der befestigten Verteidigung sah. — Zwei weitere Armeekorps standen zum Angriff nunmehr uns zur Verfügung und zwar das Garde-RK. und das XI. AK. nebst 8. Kav.-Div.

Der Vormarsch begann am 4. September, so daß am 7. bereits das Garde-RK., I. AK. und das XX. AK. vor der feindlichen Stellung standen in der Linie Wehlau—Gerdauen—Nordenburg—Angerburg, zwischen Pregel und dem Mauersee. Planmäßig wurde in den folgenden Tagen angegriffen. Der Russe erwartete den Stoß in einer „starken und geschickt ausgebauten Stellung". — Gegen das XX. AK. machte er einen „kraftvollen Gegenstoß". — Nur die „beabsichtigte Umfassung über Lötzen und die befestigte Seesperre" konnte gegen diese Stellung „bei unseren vorhandenen Kampfmitteln und mit der Munition wirksam" werden.

General Ludendorff trug die größte Sorge für Nachrichtenübermittlung, die ihn instand setzte, jederzeit mit der gesamten Front, die immerhin von Lötzen bis an den Pregel bei Wehlau, den linken Flügel des I. RAK., über 50 km betrug, lebendig in Verbindung zu bleiben. Dazu reichten die Flieger des Armeeoberkommandos und soweit sie aus den Festungen des Ostens beordert waren, bei weitem nicht aus. Der in Posen stationierte Zeppelin war bereits bei Mlawa abgeschossen, das Feldtelephon war noch

nicht Gemeingut der Truppen geworden, sondern funktionierte brauchbar nur erst bei den Kavallerie-Divisionen und beim Armeeoberkommando. Ludendorff hebt besonders hervor, daß beim Vorschreiten der Schlacht, die schließlich bis zum 13. September über 100 km Geländegewinn brachte, das freiwillige Automobilkorps geradezu tollkühne „Aufklärungsritte" per Kraftwagen ausführte. So stand der Generalstabsschef ständig mit den Armeekorps im Kontakt. Nur beim Rückschlag, den das XI. AK. durch russischen Gegenangriff am 11. September erlitten haben wollte, drang eine wilde Tartarennachricht, die immerhin hätte wahr sein können, in das Hauptquartier: Der Russe hätte mit starker Überlegenheit angegriffen. Später stellte sich heraus, daß es sich um zurückflutende russische Gefangene handelte. — Was war die Folge? Die Oberste Führung ließ, um den Erfolg des I. RAK. am vorhergehenden Tage, der darin bestand, daß der Russe nach kräftigem Zupacken des Korps über Nacht seine Stellung aufgegeben hatte, nicht wieder fahren zu lassen, das XX. und XVII. Korps mehr nach Norden schließen, als ursprünglich beabsichtigt war. Dadurch trat eine Verzögerung von fast einem halben Tage ein, bei einer Gesamtlage, die schon bei der erheblichen ziffermäßigen Unterlegenheit der deutschen Front zur größten Anspannung aller Kräfte nötigte.

Solche überstürzten Nachrichten, die nicht immer sofort richtiggestellt werden können, wie im nachfolgenden Erlebnis, sind wohl in Erinnerung aller Frontsoldaten:

> Das RIR. 208, das sogenannte Braunschweigische „Löwen-Regiment" hatte unter seinem, in der ganzen Armee bekannten kühnen Kommandeur Oberstleutnant Bloch von Blottnitz an der Tête des XXII. Reservekorps bei Lipnica Ende August 1915 so kräftig angegriffen, daß kein Halten mehr war und die Russen nicht mehr Zeit fanden, eine Reihe von gut ausgebauten Stellungen einzunehmen. In Scharen fluteten die Gefangenen über das weite Feld. Da die Anschlußtruppe links nicht gefolgt war, muß das Bild unseres Schlachtfeldes durch das Scherenfernrohr für den Brigadestab beängstigend ausgesehen haben. Nach Vorlegen unseres Feldtelephons beim Regimentsstab ruft General von Reuter an: Was wir gegen den starken russischen Angriff unternehmen! — Ich konnte, was mir erst als Phantasie vorgehalten wurde, endlich über-

zeugen, daß mehrere hundert Gefangene durch den Sturmangriff des Regiments gemacht wären.

Auch den Verlauf der Schlacht an den Masurischen Seen schildert General Ludendorff so, wie sich für uns das Bild der Bewegungskämpfe gegen den Russen ergab, wenn natürlich der erste zähe Widerstand gebrochen war: Der Russe setzte sich in seinen bestens vorbereiteten rückwärtigen Stellungen kaum ernstlich fest oder gab sie über Nacht auf. Wir fanden Unterstände gegen den Bug hin, die eine Decke von 8 oder mehr schweren Baumstämmen kreuzweis übereinander hatten, mit Sofas oder „sonstigem Feldkomfort" ausgestattet waren, so daß sich auch an unserer Front die mehr heitere Nachricht verbreitete, der „Nikolaijewitsch", Oberkommandierender der russischen Armee, hätte dort übernachtet. Eher anzunehmen ist, daß er tatsächlich sich in der Nähe der entscheidenden Kämpfe in Ostpreußen aufgehalten hat. Nach Ludendorffs „Meine Kriegserinnerungen" sind diese gegenüber der Front, an die soeben erinnert wurde, wohl erheblich schwerer gewesen. Man muß sich hineindenken in die gefahrvolle Lage, die nur zu meistern war mit Truppen, die zum größten Teil ihre Heimatprovinz verteidigten und auf Schritt und Tritt das große Elend nachempfanden, welches Ostpreußen besonders durch die Brandstiftungen, Unsauberkeiten, Vergewaltigungen, Ermordung friedlicher Einwohner, die sich nirgends am Kampfe, nach unserer Kriegsmoral, beteiligten, wochenlang erlitten hatte! Auch die vom Westen herangezogenen Streitkräfte hatten den Siegeswillen im Vordringen und wußten nichts davon, wie ihre Früchte durch den Ausgang der Marneschlacht herzzerreißend verlorengehen sollten.

Der Chef des Stabes hielt aber auch darauf, daß das Armeeoberkommando stets dicht hinter der kämpfenden Truppe aufschloß. So war es nach Nordenburg und später nach Insterburg gekommen. Er schreibt:

> „Ich sprach auch viel selbst am Fernsprecher, spornte an, wo es zweckmäßig schien und griff ein, wo es für das Gelingen des Ganzen unerläßlich war. Dieser persönliche Verkehr mit den Chefs war nützlich, er bot Gelegenheit, unmittelbar zu hören und einzuwirken."

Das ist wieder etwas ganz anderes, als wie es im Moltkeschen Hauptquartier darum bestellt war. Nur bei dem Ludendorffschen

9*

Geist, als Soldat dabei zu sein, wie ihm das vor Lüttich so große Freude war, und bei dem Verlaß auf Führer und Truppen, konnte die Kühnheit gerechtfertigt erscheinen, mit dem XVII. und I. AK. auf dem rechten Flügel vorzustoßen, um ein An- und Umfassen des linken russischen Flügels zu forcieren, obschon kaum 50 km davon, bei Ossowjetz und bei Augustow, 10—30 km von der Landesgrenze entfernt, neue russische Versammlungsräume festgestellt waren. Im Laufe der Schlacht taten gegen diese nunmehr vordringenden feindlichen Kräfte — wie es der Generalstabschef zum Ruhme derer hervorhebt —, die Landwehrdivision von der Goltz gegen Bialla und Ossowjetz, die 3. RJD. unter dem General von Morgen gegen Augustow und Suwalki erfolgreiche Angriffsarbeit.

Es ging zu Anfang der Schlachttage nicht ganz ohne Besorgnis ab. So mußte dem XX. AK. eine für den rechten Flügel bereitgestellte JD. wieder dorthin abgegeben werden. Der Frontalangriff durch die schwierige Seenplatte Lötzen—Angerburg war nicht zu vermeiden. Ein Tannenberg konnte nicht geschlagen werden. Die Tapferkeit der Truppen und die geschlossene Führung zeitigte aber Erfolge, die wenigstens durch die Gefangenenziffern angedeutet werden sollen. Sie waren angesichts der Rennenkampfschen Methode, in der Nacht seine Massenbewegung außerhalb der Straßen vorzunehmen und der Entscheidung auszuweichen, immerhin mit 45000 Mann gegenüber 90000 Gefangenen bei Tannenberg bedeutsam. — Ludendorff meint: „Der Feind war sich seiner Stärke nicht bewußt.“ Unter dem siegreichen deutschen nachstoßenden Druck, nunmehr auch flankierend, erreichte der Feind aufgelöst den Njemen.

Bei den gegenseitigen Stärkeverhältnissen zu ungunsten der deutschen 8. Armee hatte Rennenkampf dieses Ergebnis kaum vorbedacht, sonst hätte er doch seine anfängliche starke Stellung energischer verteidigt und das Heranrücken der Entlastungskorps von Südosten abgewartet. Er war sich wohl über die Kräfteverhältnisse auf unserer Seite nicht voll bewußt. —

Sein Rückzug gegen den Njemen hatte ursprünglich, unserer Meinung nach, die Absicht, die Deutschen über den Njemen zu locken. Man tat ihm auch nach seiner Niederlage den Gefallen nicht. Am 13. September wurde die ungefähre Linie gegen Sulwaki—Wirballen—Wladislawow und Richtung auf Tilsit, hier durch

die Hauptreserve Königsberg im Anschluß nach Süden an das GRAK. erreicht.

Ein Aufatmen ging durch ganz Deutschland und Österreich-Ungarn:

Ostpreußen vom Feinde frei.

Das Armeehauptquartier war in Insterburg „am 14. September, im Vollgefühl des Sieges und großer Leistungen. Um so überraschender traf mich, schreibt Ludendorff, meine Versetzung als Chef der unter dem General von Schubert zu bildenden Südarmee.“



Verleihungsurkunde

des Ehrendoktors der Medizinischen Fakultät der Universität Königsberg vom 14. August 1921

an Ludendorff

„Dem Meister der Feldherrnkunst,
dessen überragendes Können Gesundheit und Leben unzähliger Deutscher Krieger vor feindlichen Feuerschlünden gerettet; dem Befreier, der mit eiserner Faust unsere ostpreußische Heimaterde reingefegt von den plündernden und sengenden russischen Horden. . . .“

Mit diesem Dokument von Ewigkeitswert wird an Ludendorff die gewissenlose Verleumdung als Bluthund getilgt.



Bei der Südarmee und Oberbefehl Ost

Warum griff das Armeeoberkommando wieder zu Ludendorff? Man hätte ja — wenn dieser General damals so wenig entscheidende Bedeutung hatte, wie sie ihm, verantwortungslos, nachgerühmt werden soll, einem Generalstabschef, dem die Nerven verlorengingen —, einen von seinen jetzigen Schmähern und Verleumdern nehmen können, um nun auch an der Österreichischen Front und nach Oberschlesien zu die Lage zu retten, falls dieser oder jener damals über den Fähnrich, den Kriegsfreiwilligen oder Leutnant strategisch hinaus war! Nein, Ludendorff mußte es wieder sein, und dieser Versetzung lag — entgegen einer gewissen Enttäuschung — gerade die größte Anerkennung für Tannenberg und für die Befreiung Ostpreußens zugrunde. Er hatte daran seinen Teil, aber nie und nirgends nahm er etwa — aufgeblasen wie seine Nachruhmmacher — die Anerkennung und Unanfechtbarkeit im Urteil allein für sich in Anspruch.

An die gefährdetsten Stellen zieht doch jeder Feldherr die kampferprobteste Truppe, wie etwa der Lehrer oder Vorinstruierende bei Prüfungen oder Besichtigungen seine besten „Paradepferde" von Schülern oder Mannschaften „aus dem Stall", bis die Beklemmung sich löst und die Prüfung oder Besichtigung vorbei ist. Die Herren „Nachrichter" an Ludendorff hätten es vielleicht umgekehrt gemacht. Schwerer war dann aber Mitte September denn doch dem Generaloberst von Moltke zu Mute, als er noch einmal sich mit General Ludendorff bezüglich dessen neuer Aufgabe telephonisch unterhielt, schließlich mit dem Hinweis, daß er Weiteres seinem Nachfolger, General von Falkenhayn, überlassen müsse. Wir vermeiden, obschon es so nahe liegt angesichts der nachkriegszeitlichen billigen Schmähung Ludendorffs, weitere „Klippschul"-Vergleiche, obschon man in Versuchung kommt, törichten Schmähknaben, die nur zanken

und feilschen, verachten oder gar verraten wollen, auf die Finger zu klopfen. Jeder — auch die von den sogenannten Christlichen Orden, den vertarnten noch lebenden Logen — sollen es aber wissen, daß die Entstellungen nichts als hämische persönliche Bosheit, wenn nicht gar deutsche Volksfeindlichkeit sind, die auch in Zukunft wohl alles das unter die Füße treten möchten, was unser Führer, aus unserem Herzen heraus, bezeichnet mit dem einen Ausdruck:

„Alles für Deutschland!"

Das Armeeoberkommando hatte ursprünglich den Plan, der 8. Armee etwa zwei Armeekorps für die Südarmee zu entnehmen. Das sah „nur nach Abwehr und wie eine Schutzmaßnahme aus. Es genügte jedenfalls nicht, um die Lage in Galizien auch nur einigermaßen wieder herzustellen. Wir durften nicht nur abwehren, wir mußten handeln".

Ludendorff schlug infolgedessen durch Fernsprecher vor:

> „Die Masse der 8. Armee, unter dem inzwischen dazu ernannten Generaloberst von Hindenburg nach Oberschlesien und Posen zu entsenden. Nur schwache Teile durften zum Schutze Ostpreußens, selbst auf die Gefahr hin zurückgelassen werden, daß Rußland mit frischen Kräften in das arme Land einfiel. Allerdings hoffte ich, daß das noch recht lange Wege hatte."

Inzwischen war die Lötzen- und Seenstellung verstärkt und erweitert. Auch sollte die Angerapplinie befestigt werden. „Diese Maßnahmen trugen der veränderten Kriegslage Rechnung und haben sich später bezahlt gemacht."

Schwer wurde der Abschied vom Armeechef und den Kameraden — unter denen an anderer Stelle u. a. besonders der damalige Oberstleutnant Hoffmann als „geistreicher, vorwärtsstrebender Offizier" in den „Kriegserinnerungen" genannt wird. Am 15. September früh fuhr der General im Kraftwagen über Graudenz und Thorn nach Breslau an seinen Bestimmungsort. Später wurde das Hauptquartier nach Beuthen OS. verlegt. Ludendorffs Vorschlag war von der Obersten Heeresleitung angenommen und Generaloberst von Hindenburg mit dem Hauptteile der 8. Armee „zur unmittelbaren Unterstützung der k. k. Armee nach Oberschlesien bestimmt. Diese Teile bildeten die 9. Armee". In Ostpreußen ver-

blieben nur schwache Kräfte als 8. Armee. Die Armeeinteilung und die einzelnen Kampfhandlungen können bei unserer Wertung von nun an nicht mehr dargestellt werden, soweit nicht damit unser General als Feldherr besonders charakterisiert werden muß.

Die Blüte der Österreichisch-Ungarischen Armee lag auf den Schlachtfeldern in Polen und in Galizien. Der aktive Offiziersstand hatte so schwer gelitten, daß ein Ersatz vorderhand schwer zu schaffen war. Ich erinnere nur an das ergreifende Denkmal im Bronzerelief für die Tiroler Kaiserjäger auf dem Berge Isel bei Innsbruck. Vier oder fünf Tage nach der Mobilmachung, so schilderte mir es ein Kamerad in Innsbruck, waren die herrlichen Tiroler Jägerbrigaden, wie sie ausgerückt waren, fast alle diese deutschen Männer, nicht mehr. Und da steht in dem aufgeschlagenen Buche eingemeißelt das ergreifende Kaiserjägerlied

zum Gedächtnis der Tiroler Kaiserjäger.

Auch diese deutschen Männer hat mit in den Tod geschickt die aufputschende römisch-klerikale Anfrage in Wien: Wann will Österreich den Krieg erklären, wenn nicht jetzt! — Was haben wir, was haben die Deutschen in Österreich davon gehabt? Es „dachte soeben — wie Fichte und Descartes es nennt — ein unpersönliches Ich in mir hinein". Leibhaft stand in der Erinnerung unser früherer Regimentsadjutant von Heyking greifbar vor meiner Seele, und mein Gedächtnis an ihn und daran wurde erregt, wie bei Baranowitschi ein ganzer Stab durch russischen Überfall, bei Kenntnis der schmalen Zugänge durch das Sumpfgelände, ohne Pardon gemeuchelt wurde. Ein russischer Offizier hat darüber eine sensationelle Schrift verfaßt. — Welchen Wert, welchen Endzweck hatte nun ein solch Morden für uns und für die übervielen Menschen, deren Leiber in den Massengräbern in Galizien und Rußland und wo sonst alles moderten! Das ist so im großen ganzen die letzte Schauung über die Schlachtfelder in Polen, die mit dem Vorstoß der 9. Armee, — General von Mackensen auf dem linken Flügel gegen Warschau, — darauf warteten, deutsches und russisches Blut zu trinken, weil es die furchtbaren Mächte des Unheils so wollten.

Schon 1890 erschien die freche Kriegsankündigung:

„Des Kaisers Traum."

In zunächst englischer Sprache: „The Kaiser's dream" mit einer Karte, die eine so handgreifliche Absicht der Überstaatlichen-Mächte darstellt, daß diese für heute und alle Zeit als die Kriegsschürer festgenagelt sind. Uns interessiert bei den nunmehrigen Kämpfen in Polen und Rußland, vorübergehend auch wieder im Nordosten der Provinz Ostpreußen, an dieser Karte die Bezeichnung „Russian Desert"

Rußland Wüste.

Handgreiflicher, aber auch selbst anklagender konnten die Menschheitsverbrecher ihre Absichten uns nicht zeigen. Wer über Kriegsgeschichte und Politik reden will, muß die Veröffentlichung in vier Sprachen darüber im U. Bodung-Verlag, Erfurt, lesen, sonst kann er überhaupt nicht mitsprechen, wenn es gilt, Einsichte hinter die Kulissen der Schuld am Kriege zu erlangen. Aber auch im Dezember 1934 wird am Seil der Kriegsglocken vom jüdischen Blatte „Nacha Rietsch" gezogen, um Deutschland für jüdische Interessen aufzuopfern.

Wir tragen General Ludendorff gerade bei Beginn der Kämpfe der 9. Armee und seinem menschlichen Verantwortungsgefühl am besten Rechnung, wenn wir hier immer wieder den Finger auf die schwärende Wunde des Kriegsverbrechens und Kriegsschürens legen. Lesen wir doch die Seiten in „Meine Kriegserinnerungen" die er vom „Feldzug in Polen", von der „Winterschlacht in Masuren", dem „Sommerfeldzug gegen Rußland", dem „Durchbruch in Galizien", dem „Angriff über den Narew", den „Kämpfen östlich der Weichsel", „Einnahme von Nowo-Georgiewsk", „Erstürmung von Kowno", „Übergang über den Njemen und Kämpfe östlich davon" so anschaulich gibt. Da spricht nicht nur der Soldat, der geborene Feldherr, da spricht gleichzeitig der Organisator und der deutsche Mensch, der gar nicht anders kann, als für Ordnung, Sauberkeit, taktischen Rückhalt, Sorge für die Bevölkerung, Schonung der Truppe und Sicherung der Erfolge, soweit die Kräfte dazu reichen, einzutreten, wie das eigene Gewissen und die Vaterlandsliebe ihm jeden Augenblick befiehlt. — Wer das nicht in sich hat, der wird einen solchen Menschen — wir sprechen jetzt gar nicht von unserem General, sondern allgemein — überhaupt niemals verstehen; wer sich seiner Menschenfreiheit aber selbst verlustig macht, daß er zum „künstlichen Juden" wird oder sein Gewissen

binden läßt durch einen Menschen, der sich seit 1870 „unfehlbar erklären ließ", der ist für deutsche Gründlichkeit, und die brauchen wir denn doch wohl mehr denn je, solange nicht zu gebrauchen.

Ludendorff schildert anschaulich, wie die Truppen die Wege durch Polen vorgefunden haben. Selbst die große Straße, die von Warschau nach Krakau führt, war mit einer tiefen Schlamm- und Dreckschicht bedeckt. Unsere Wegeverbesserungskolonnen, die sofort mit dem Vorrücken in Tätigkeit traten, schufen schneller, als gedacht, verbesserte Wege; denn die vom Oberkommando ausgegebenen Grundsätze liefen darauf hinaus:

„Kühn zugreifen ins Ungewisse!"
„Energisch kämpfen!"
„Vorsichtig weichen!"

„Das Oberkommando stand jeden Tag vor neuen schweren Entschlüssen. Die Unterführer kamen zum selbständigen Handeln . . . Die schwachen Kräfte der Armee waren auf weite Entfernungen auseinandergezogen. Es herrschte aber doch ein klarer zielbewußter Wille."

Wegen der Elastizität dieser Vorstoße ins Ungewisse mußten die Straßenbaukompagnien unermüdlich arbeiten. Als dann dem Drucke der russischen Armee unter dem Großfürsten deutscherseits befehlsgemäß und voll überlegendem strategischen Handeln nachgegeben wurde, war das Straßenbild ein anderes geworden:

„Wir hatten eine Kulturarbeit geleistet."

Auch dem Eisenbahnbau, der Wiederherstellung von Tunneln und anderen Kunstbauten widmet der General naturgemäß seine Aufmerksamkeit in einer Weise, die über die strategischen Ziele hinausgingen, so daß wir ihn bei allen seinen sonstigen Sorgen und Besorgungen mit Recht gerade auch hier „das Herz des Weltkrieges" zu nennen berechtigt sind. Und wieder sehen wir, daß er nicht von der ihm nachgesagten „Ichsucht" befallen ist, wenn er u. a. schreibt:

„Dank der unermüdlichen Arbeit einiger Herren meines Stabes, des Majors Drechsel, der Hauptleute von Waldow und Sperr kamen die rückwärtigen Verbindungen schnell in eine feste Form. Alle Schwierigkeiten wurden so rechtzeitig überwunden, daß die Operationen nicht litten."

Schon früher hatte er des Feldtelegraphenchefs Ost, Oberst Lehmann, und des Generalmajors Hesse in gleicher Eigenschaft für die Oberste Heeresleitung gedacht. Ferner des Hauptmanns Markau, des Postrats Ohnesorge, und sagt bezüglich des Septembervormarsches der 9. Armee:

> „Die Anforderungen an die technischen Nachrichtenmittel waren noch schwieriger als in Ostpreußen. Die Russen hatten die wenigen vorhandenen Stangenleitungen zerstört, die Stangen selbst umgelegt . . . Einige Feldleitungen konnten gebaut werden . . . wir waren noch nicht so verwöhnt, wie später durch den Leitungsbau im Stellungskrieg. Personenkraftwagen und Meldereiter, diese in Relais, waren die sichersten Verbindungsmittel. Die wenigen Funkstationen leisteten wieder gute Dienste. Auch hier ist es mir gelungen, stets klar zu sehen und die Befehle rechtzeitig durchzubringen."

Besonders bemerkt Ludendorff, daß die Bevölkerung, im Gegensatz zu den Belgiern, keine Schwierigkeiten machte und sich den Anordnungen nicht widersetzte; betont aber ausdrücklich, daß gar nicht daran zu denken war, die polnische Bevölkerung aufzubieten,

„in der polnischen Legion"

Dienste zu tun. Das war eine, wie es auch schon für jeden Kenner der Verhältnisse vorauszusehen war, recht optimistische militärische Organisation. Der Pole dachte gar nicht daran, mitzuhelfen, sich selbst die Grundlage eines selbständigen Staates zu schaffen; sondern wartete, bis wir und unsere Verbündeten die Kastanien für ihn aus dem Feuer geholt hatten. Sie ließen uns so die Finger verbrennen, daß wir auch von ihrer Seite nach dem letzten Kanonenschuß Blutopfer bringen mußten. Ludendorffs und auch meine Heimatprovinz Posen, mit den anderen abgetretenen Gebietsteilen, dienten ihnen zur bequemen Staatenbildung, dank des Verrats oder der Mutlosigkeit des Regierungsvertreters von Gerlach. Und auch das war in dem freimaurerischen „Des Kaisers Traum" bereits 1890 vorgesehen, denn dort ist in Rot eingezeichnet „Pol. Republik!" Die „polnische Legion" bestand übrigens meistens aus galizischen Polen, die in der k. k. Armee dienstpflichtig waren. Heute wird Polen in der Abwehr volkszersetzender Mächte, wie auch in manch anderen Fragen, mit uns einig sein.

In Neusandec befand sich das österreichische Armeeoberkommando, bevor es am 4. Oktober mit seinen Hauptkräften den Vormarsch in Ausführung der Besprechungen zwischen General Ludendorff und General von Conrad antrat, während die deutsche Armee bereits am 28. September nördlich der Weichsel vorging. Zur Stützung der österreichischen Armee auf ihrem linken Flügel befand sich unser XI. AK. und das Schlesisch-Posensche Landwehrkorps von Woyrsch, das bereits schwere Kämpfe gegen die Weichsel geführt hatte, als Retterin Schlesiens.

Ludendorff hat für den österreichisch-ungarischen Armeeführer, Erzherzog Friedrich, dankbares Erinnern. Er spricht von ihm, als „einem Mann mit warmem deutschen Herzen und echt soldatischen Empfindungen. Ich denke in Verehrung an ihn zurück".

> „Der geistige Leiter der Operationen der k. k. Armee war General von Conrad, ein kluger, geistig besonders elastischer und bedeutender General. Er war ein Feldherr mit seltenem Gedankenreichtum und gab der k. k. Armee stets neuen Impuls. Das wird sein ewiges Verdienst bleiben."

Auch aus dieser Würdigung heraus verstummte doch wohl die künstlich von Neidern und Deutschfeinden heraufbeschworene Frage:

Wer ist Sieger?

Der Oberkommandierende oder der Oberste Generalstabschef? Nicht der Armeeführer spricht sich mit dem verbündeten Armeeführer aus, sondern Generalstabschef zu Generalstabschef!

von Conrad hatte durch bittere Schläge, die eine k. k. Armee erlitten hatte, so daß sie geschwächt in ihrem Mannschaftsbestande auf einen verhältnismäßig kleinen Raum nördlich der Karpathen zusammengedrängt war, Erfahrung gesammelt. Im Gespräch mit Ludendorff überzeugte er sich vollends, daß unsere militärische Ausbildung im Kleindienst zur Befestigung der Disziplin von größter Wichtigkeit für den Krieg ist. Die österreichische Heeresleitung im Frieden hatte darauf weniger Wert gelegt, allerdings wohl in Rücksicht auf die Nationalitätenrivalität, die sich auch in der Gesamtkriegführung unheilvoll geltend machte. Ludendorff urteilt im übrigen:

> „Der k. k. Generalstab trieb zuviel Theorie und war dem Truppendienst fremd. Es wurde zuviel von oben her befohlen

und jede Freude am selbständigen Handeln unterdrückt. Gut ausgebildet war das Etappenwesen, aber es verschlang eine Unmenge von Offizieren."

„Es war eine ganze Tat des Generals von Conrad, daß er sich im Vertrauen auf Deutschlands Hilfe entschloß, Anfang Oktober von neuem die Offensive zu ergreifen, selbst wenn die k. k. Armee zunächst vor russischem Drucke noch weiter zurückgehen müsse."

Schwierigkeiten machte der Nachschub durch die weiten Räume beim Vormarsch; infolgedessen setzte es General Ludendorff durch, daß die k. k. Armee leichtere Kolonnen zur Verfügung stellte, bis sich das sogenannte „Panje"-Fuhrwesen ausbildete, das später von den dorthin berufenen Truppen selbst nach Westen übertragen wurde. Unser Wagenpark erwies sich für die grundlosen Wege zu schwerfällig. Demgegenüber aber war bereits der Wunsch des Generals von Woyrsch sehr beachtlich, der schwere Artillerie des Feldheeres anforderte. Solche Geschütze — selbst ältere — wurden als Helfer überall gern auch unter den größten Schwierigkeiten mitgeführt. Man denkt dabei an Wallenstein, dem es durch den kaiserlich Habsburgischen Partisanenstoß das Leben gekostet hat, weil er das über die Alpen kommende welsche Heer nicht unterstützen, sondern das Morden durch Waffenstillstand mit den Protestanten abbrechen wollte, indem er sich mit der Jahreszeit entschuldigte:

„Das schwere Geschütz bleibt in grundlosen Wegen stecken."

Eine generelle Betrachtung des Generals soll noch kurz berührt sein:

„Der Verbindungsoffizier einer verbündeten Macht hat eine besonders wichtige Aufgabe. Er kann leicht Schaden anrichten, darum muß er eine durch und durch gefestigte Persönlichkeit sein."

Tatsachen sind zu melden, nicht aber auch Klatsch!

Das russische Heer stand in gewaltiger Masse noch östlich, mit schwachen Teilen westlich der San. „. . . Die sibirischen Armeekorps waren noch nicht sämtlich an der russischen Westgrenze eingetroffen, sie lagen teilweise noch auf der Achse. Sie waren besonders gut und haben uns viel zu schaffen gemacht." — Daran knüpft Ludendorff politische Betrachtungen und nagelt unsere Diplomatie fest, die es nicht verstanden hat, „Japan aus der Zahl unserer Feinde

zu halten". Nach dem Frieden von Shimonoseki 1895 wäre es nicht nötig gewesen, uns für Rußland um Port Arthur einzusetzen mit einem Ultimatum, das 1914 Japan in der gleichen Form erwiderte. Damit schufen wir uns die größten Schwierigkeiten im Osten; denn Rußland hatte nun Japan zum Bundesgenossen und brauchte nicht die sibirischen Armeekorps gegen das Inselreich stehen lassen. Und was hat uns Kiautschou genutzt? Wir haben uns dort im Osten als fabelhafte Baumeister und Kolonisatoren bewährt. Die Früchte aber haben wir, wie auch vorläufig in unseren anderen Kolonien, nicht geerntet!

Bei einem gefallenen russischen Offizier wurde der Aufmarschplan des Großfürsten-Heerführers bekannt. Es war ein großzügiger und für uns gefahrvoller Plan, der sich auf über 30 russische Armeekorps stützte. Allein 14 Divisionen standen den 5 Divisionen Mackensens gegenüber. Hier wollte der Russe von Norden her umfassen, sonst zentral angreifen. — Wie leichten oder schweren Herzens wurde doch die Kriegserklärung von Österreich als gehorsamer Tochter der Kirche beschlossen!

Im Laufe der Operationen konnte die zurückgelassene 8. Armee, welche nach Ostpreußen hinein weichen mußte, verstärkt werden. Generaloberst von Hindenburg wurde von der Führung einer Armee entbunden. Er wurde

Oberbefehlshaber Ost

Die 9. Armee bekam auf Vorschlag Hindenburgs und Ludendorffs General von Mackensen. Die 8. Armee stand unter General von Schubert. Zu dem neugebildeten Stabe Ober-Ost trat auch General Ludendorff mit mehreren seiner bisherigen Mitarbeiter. — Der Befehlsbereich erstreckte sich über die Truppen der 8. und 9. Armee und die entsprechenden stellvertretenden Generalkommandos in Ost- und Westpreußen, Pommern, Posen, Schlesien mit den dort befindlichen Festungen. Ludendorff begrüßt diese Befehlsgliederung, weil sie den Oberbefehlshaber nun der „Einzelheiten einer Armeeführung überhob". In den Befehlsbereich der Armeeoberkommandos wurde aber erforderlichenfalls eingegriffen. Es war nicht immer leicht, dabei den richtigen Weg zu finden. — Das Hauptquartier kam nach Posen in das Königliche Schloß bis anfangs Februar 1915. Und nun begann für Ludendorff eine

„ungemein aufreibende und arbeitsreiche Zeit".

„Hier bildete sich das regelmäßige Leben heraus, das ich bis zu meiner Verabschiedung geführt habe.“ Es kam immer wieder darauf an, alle Kräfte zusammenzuziehen, Neuformationen aufzustellen, Landwehr und Landsturm, wo es erforderlich war, als Feldtruppe zu gebrauchen. Auch diese haben sich bewährt.

Generalfeldmarschall von Hindenburg spricht in seinem Buche „Aus meinem Leben“ über die gemeinsamen Operationen mit der k. k. Armee, einleitend, mit gewisser Resignation von der Geschichte früherer Koalitionskriege und weist auf das Buch Clausewitz' „Vom Kriege“ mit seiner Warnung vor Übergriffen der Politik in die Führung des Krieges; hatte doch die Oberste Heeresleitung in einer Depesche es ausgesprochen: „Unmittelbare Unterstützung der Österreicher ist politisch erforderlich“. Die Erfahrung hat aber mildernd auf die Kritik gewirkt, manchmal hätten wir freilich — schreibt er — während des Krieges versucht sein können, mit Clausewitz zu denken:]

> „Wohl dem, dessen soldatisches Gewissen leichter ist als das unsere, der den Kampf zwischen kriegerischer Überzeugung und politischer Forderung leichter überwindet als wir.“

Es klingt dann aus seinen Zeilen die Genugtuung, daß er nach nur zwei Tagen Trennung von General Ludendorff wieder mit ihm in Breslau vereint war: „Die Trennung von meinem bisherigen Generalstabschef war also lediglich ein kleines Zwischenspiel gewesen. Ich erwähne sie nur, weil sich auch ihrer

die Legende

entstellend bemächtigt hat.“[1])

Auch eine weitere früher erwähnte „Entstellung“ vom Wert und der Art der Bevölkerung der östlichen Provinzen mag die Innigkeit und Nachhaltigkeit der mahnenden Worte eines Hindenburg gründlich abtun. Er knüpft sie an die Fahrt von Ostpreußen mit dem Kraftwagen nach Breslau:

---

[1]) Vgl. die wahre Berichterstattung des Schweden Sven Hedin 1915 in seinem Buche „Nach Osten“ über das Leben des Generals von Hindenburg in den ersten Jahren des Krieges. Allen Legenden- und Mythen-Bildnern wird die Lektüre dieses authentischen Buches dringend empfohlen.

„Kolonisationsboden Deutschlands, für dessen Besiedlung seinerzeit das zerrissene Vaterland wahrlich nicht die schlechtesten Kräfte abgab. Ein einfaches, pflichttreu denkendes Volk. Es ist mir, wie wenn Kants Lehre vom kategorischen Imperativ hier nicht nur gepredigt, sondern auch besonders ernst verstanden und in die Welt der Wirklichkeit und des Schaffens übertragen worden ist." (Ein solch zäher Kulturtatenmensch z. B. Stosch-Sarrasani.) „Fast alle deutschen Volksstämme haben sich hier in jahrhundertelanger schwerer Kulturarbeit zusammengefunden und sich dabei jenen harten Willen angeeignet, der dem Vaterland in schweren Zeiten manche unschätzbaren Dienste geleistet hat."

Und deshalb, als das Rad des Krieges nicht mehr aufzuhalten war, diese kühnen und ausdauernden Entschlüsse im Feldzuge in Polen und im „Zusammenwirken mit der österreichisch-ungarischen Heeresleitung". Ehre ihnen und Schmach den Verderbern, die mit einem erbärmlichen „Entschluß", Posen ohne Kampf hergaben, obwohl die Posenschen Regimenter 1918 dazu willens und imstande waren. — Die Taten deutscher Kraft im Osten, bis über die Ostseeprovinzen des Baltikums hinaus zur Insel Ösel und bis nach Finnland hinein, eine Folge dieser ersten Pläne zum Kriege in Polen, schließlich noch erwiesen an den zähen Baltikumkämpfern im Sinne der Hindenburgschen Gedanken und seiner Mahnungen, die er daran für die deutsche Zukunft knüpft:

„Glaubt mir, die Brandung der europäischen Welt wird andauern. Keine menschliche Stimme wird sie bannen, kein menschlicher Vertrag wird sie schwächen! Wehe uns, wenn die Brandung ein Stück von dieser Mauer — er sprach vorher „vom einigenden goldenen Band der sittlichen Menschenpflicht und vom Stahlband der gleich hohen Vaterlandspflicht" — abgebrochen findet. Es würde zum Sturmbock der europäischen Völkerwogen gegen die noch stehende deutsche Feste werden. Das hat uns unsere Geschichte leider nur zu oft gelehrt[1])!"

Aber zurück zu den Sorgen des Generalstabschefs, der auch immer wieder aller derer namentlich gedenkt, die zum Gelingen der Erfolge

[1]) Im Sinne des Nachkriegskampfes Erich Ludendorffs mit dem Siege über die Überstaatlichen-Mächte kann die „Brandung" beschworen werden; denn die Geschichte hat uns belogen.

im Osten beitrugen, so Major von Bockelberg bei Neuformationen, um nur einen herauszugreifen. Nicht zu vergessen der Posenschen Landwehr im Korps Frommel, die keine Feldküchen hatte. Mit der Begründung, „sich solche zu holen, griff sie die Russen an — und bekam sie“.

Die Erinnerungen an den Sommerfeldzug gegen Rußland 1915 schließen mit den Worten:

> „In der Niederringung Rußlands hatten wir einen großen Schritt vorwärts getan. Der starkwillige Großfürst trat ab. Der Zar stellte sich an die Spitze des Heeres.
>
> Allerorts hatten unsere Truppen und Führung ihre Schuldigkeit getan, und in dem deutschen Soldaten festigte sich mit Recht das Gefühl unbedingter Überlegenheit über den Russen.
>
> Die Zahl verlor ihren Schrecken.“

Für den Oberbefehlsbereich Ost, dessen Hauptquartier vom Oktober 1915 in Kowno war, trat eine gewisse

Zeit der Ruhe

ein.

Die Mackensen-Armee war gegen Serbien angesetzt. Den Sawe-Übergang erzwang bei der Zigeunerinsel voran das RJR. 208. Die Bojonowo Höhe wurde gestürmt. Der Weg nach Belgrad und durch ganz Serbien war frei.

In Bulgarien hatte die Einnahme Warschaus starken Eindruck gemacht. Es trat mit seinen „12 starken Infanteriedivisionen“, schon im natürlichen Gegensatz zu Serbien, auf unsere Seite und führte einen „Kräfteausgleich auf dem Balkan“ herbei. Ludendorff hätte gewünscht, daß die Operationen auf Saloniki weitergeführt worden wären. Inzwischen traten die ersten Entente-Truppen entgegen. Sie wurden im Verlaufe des Krieges an der dortigen Front festgehalten und konnten infolgedessen im Westen nicht in die Erscheinung treten. Das mit der vorwiegendste Grund für den Vorstoß durch Serbien.

Gegen die in den Krieg eingetretenen Italiener waren die Österreicher in natürlicher Erbfeindschaft schlagkräftig und erfolgreich. Nur durch Verrat auf dem Umwege der treuen Tochter Roms, der Kaiserin Zita, in ihrer Beichthörigkeit ihrem jesuitischen Beichtiger gegenüber, konnten schließlich, nach dreijährigen erbitterten Kämpfen in den Alpen

und Flußniederungen, die Früchte dem Sieger verlorengehen, um in unseren Zeiten auch geistig durch Rom das letzte Stückchen Deutsch-Österreichertum zu gefährden.

Ludendorff betont, daß gegen Rußland die Österreichisch-Ungarische Kampfkraft deshalb nicht so stark war, wie gegen Italien, weil eine natürliche Feindschaft von ihrer Seite gegen Rußland nicht bestand. — Für den Feldherrn und für die ganze Politik, so übersehen wir jetzt aus diesen Ludendorffschen Betrachtungen, ist die Beobachtung und Kenntnis der Volkspsyche, die zur Volkspsychose werden kann, d. h. zum Chauvinismus und rabiaten Völkerhaß, unerläßlich. Wir sahen und sehen wohl auch heute nicht das russische Volkstum als unseren Feind an. Daß alle diese gutmütigen und an sich friedliebenden Menschen, gegen uns aufgepeitscht, ins Feld ziehen mußten, herangezogen aus 1000 Meilen weiten Steppen, wo sie die Zusammenhänge der Politik gar nicht kannten, das steht auf einem anderen Brett. Ich werde nie vergessen, wie aus vereinsamter Bauernstelle ein Alter unseren Vormarsch gegen den Bug tief im Lande, unbegreiflich für ihn, mundauf anstierte.

Es ist jetzt genügend aufgeklärt, daß freimaurerische Einflüsse, von Frankreich aus genährt, noch kurz vor der Mobilmachung ihr Wesen trieben und die deutschfreundlichen Elemente in der Nähe des Zarenhofes, zu dessen Unheil, rechtzeitig beiseite schoben. Und wir entsinnen uns wieder, daß die Vernichtung der Throne im Freimaurerprogramm obenan steht. Nur so grausam, wie es damit, in rabulistischer Undankbarkeit, in Rußland geschah, findet, in Vollendung des „Kaisers Traum" mit „Rußland als Wüste" nichts Erklärung! Und wenn jetzt eine Feindschaft in Rußland gegen Deutschland bestehen sollte, mehr und mehr herangehetzt, wie vor 1914, so ist das das Werk des großjüdischen Fanatismus in der Sowjetführung. Mit Staunen erfährt man, was das vorgenannte großjüdische Blatt „Nacha Rietsch", Dezember 1934, nach der „Libre Parole" sich an Feindschaft gegen Deutschland leistet und leichtherzig die Sowjetmacht zu deutscher Vernichtung beschwört. Mit Recht aber tritt dagegen der französische Kämpfer Henry Coston auf, und schreibt:

> „. . . mache sich aber die jüdische Nation keine Illusion: Diesmal wird sie die Kosten des ‚Friedens' tragen; denn die Völker wissen endlich, von welcher Seite das Übel kommt."

Kurz geht General Ludendorff, der übrigens unsere letzten Betrachtungen in seinem Buche noch nicht anstellen konnte, auf die Lage

an den türkischen Fronten

ein: „Die türkischen Versuche zum Heiligen Kriege aufzurufen, hatten nur beschränkte Erfolge. Unsere U-Boote brachten Waffen dorthin und hielten eine gewisse Verbindung zwischen jenen Gegenden und der Türkei aufrecht." — Wegen der von den Türken betriebenen Eingeborenenpolitik wurde die militärische Leistungsfähigkeit der Türkei durch Kurden, Armenier, Araber in den Grenzräumen gemindert. Mit der Öffnung unserer Verbindungen durch den Balkan mit der Türkei war es möglich, daß das Jahr 1915 Erfolge in Richtung Bagdad brachte. Die „englischen Kitchener-Armeen festigten sich. Sie waren bereits größtenteils an der Westfront eingetroffen. Die englische Front hatte sich nach Süden zu verbreitert und Frankreich entlastet". England führte auch die allgemeine Wehrpflicht ein, ohne sie auf Irland auszudehnen.

„Gewaltige Kämpfe mußten im Jahre 1916 entbrennen." Die Kriegsindustrien hatten sich überall, nicht zu vergessen in Amerika, darauf eingerichtet. Die „stille Arbeit" begann für den Oberbefehl Ost. — Da der Russe „tief in seinen bedeutenden Menschenreichtum hineingriff", mußten die Fronten gefestigt werden. Eine 10. und 12. Armee wurden zur Beherrschung der weiten Räume notwendig. Diese nahmen die Kraft der Truppen recht in Anspruch. Dazu kam die Sorge für die Ausgestaltung der rückwärtigen Verbindungen und der Ausbau und die Wiederinbetriebsetzung von Eisenbahnen. Hier zu nennen u. a. K. Bayer. Generalstabshauptmann Sperr[1]).

Besonders lag dem Chef des Stabes der Gesundheitszustand von Mann und Pferd am Herzen. Obergeneralarzt von Kern und Chefveterinär Grammlich werden in dieser Verbindung genannt. Aufmerksamkeit erforderte die Verwundetenfürsorge. „Von Heereskrankheiten blieben wir verschont, bis auf das Aufflackern des Fleckfiebers." An die Wohltaten der „Entlausung" brauchen wir die Kenner des östlichen Kriegsschauplatzes nicht zu erinnern. Beschaffung von Winterkleidung, Lieferung von Stollenbeschlag und viele andere Dinge, dazu die Beurlaubungsfrage, Einrichtung von

[1]) Brief desselben zu den Operationen in Polen, München 1. Februar 1935 in Folge 22 des „Heiligen Quell" vom 20. Februar 1935.

Soldatenheimen, Schnelligkeit der Brief- und Zeitungssendungen, Ausstattung mit Büchereiwagen, schließlich Veranstaltungen von Theater- und Kinoaufführungen sowie von Konzerten nötigten zu großer Umsicht, wozu ein Mitarbeiterstab in Tätigkeit trat, dem Ludendorff seine Anerkennung zollt.

Im Lande fehlte die Obrigkeit. Beamte, Richter und die heimische Intelligenz waren geflohen. Polizei und Gendarmerie mußte geschaffen werden. Die verbliebene Geistlichkeit sorgte etwas für „Autorität". Lebensmittel hatte das flache Land. Verpflegungsschwierigkeiten in den großen Städten wurden möglichst beseitigt, und die Versorgung mit Heizmitteln durchgeführt. Nur die deutsch-baltische Bevölkerung war in jeder Hinsicht zuverlässig. Letten und Litauer hofften auf ihre Zukunft.

„Aufgaben der Verwaltung."

Ludendorff beginnt diesen für uns auch heute noch wichtigen Abschnitt seiner kriegsgeschichtlichen Betrachtungen mit dem schuldigen Dank an seine Helfer und Mitarbeiter, die ihm bis zu seinem Eintritt in die Oberste Heeresleitung Ende Juli 1916 zur Seite standen. Unter dem Oberquartiermeister General Eisenhart-Rothe entstand ein „umfangreicher Verwaltungsstab", der im Wirtschaftsleben bewandert war und trotz Rücksicht auf das Sparsamkeitssystem eine hohe Anzahl von Kräften nötig machte. Auch Nichtmilitärs wurden beschäftigt. Es kam auf ihre fachtechnische Ausbildung an. Politische Fragen traten noch in den Hintergrund. Wieder nennt Ludendorff eine Reihe von Verwaltungschefs, wie er auch militärisch besonders des Generalfeldmarschalls Prinz Leopold und seiner Heeresgruppe gedenkt.

Die Verwaltungsbezirke, in Kreise geteilt, unter dem Kreishauptmann, bei dem wirtschaftlich und verwaltungstechnisch „der Schwerpunkt der Verwaltung" lag, hatten besondere Gendarmerieabteilungen, die zum Gendarmeriekorps Ost gehörten. Bis in die kleineren Städte und in das flache Land mußte für örtliche Polizei gesorgt werden. Alle diese Männer im fremden Lande waren sich ihrer ganzen Verantwortung gegenüber der Bevölkerung bewußt, stets bereit, im Kampfe mit Verbrechern und Banden ihr Leben einzusetzen. Mögen auch manche verzeihlichen Mißgriffe gegenüber der fremden Bevölkerung vorgekommen sein, Ludendorff spricht von ihrer „Treue": „Das soll ihnen unvergessen bleiben."

Die Justiz war unabhängig von der Verwaltung. Die Forstwirtschaft ebenfalls schon mit Rücksicht auf die ausgedehnten Waldbestände.

Ludendorff legte Wert nur auf

nutzbringende Arbeit.

Es wurde bedürfnismäßig gearbeitet, nicht bürokratisch. Sogenannte „Vorgänge", die „Totengräber freier Entschlußkraft" fehlten. Immer wieder nennt Ludendorff mit Dank die Persönlichkeiten, die vorbildlich gearbeitet haben. Es begann auch die Einlösung der sogenannten Requisitionsscheine, die durch die Truppen ausgestellt waren. Das trug „zur Beruhigung der Bevölkerung und zur materiellen Hebung des Landes" bei. Darauf erfolgte Barzahlung, um die Produktion zu heben und dem Lande zu helfen, worauf es dem General ankam. Besonders die landwirtschaftlichen Betriebe sollten Grund und Boden ausnützen. Daneben wurden große Güter in eigene Bewirtschaftung mit Motorpflügen genommen. Auch Truppenpferde wurden bei der Ackerbestellung herangezogen. — Bei Bemessung der Preise mußte der Belastung der Reichskasse Rechnung getragen werden. Saatenauswahl, Dränierung und alles, was den Boden ertragreicher machen konnte, wurden vorgesehen. Die Hoffnungen aber darauf enttäuschten bis auf Klee- und Grasernte sowie auf Gewinnung von Raps und Flachs. Es wurden sogenannte Anfuhrprämien gezahlt. Kartoffeltrockenanstalten usw. eingerichtet. Viehzählungen fanden statt. Rinder waren in Kellern und Waldungen versteckt.

Gemüse- und Obstbau und die Anlage von Marmelade- und Konservenfabriken, dazu die Sammlung und Trocknung von Pilzen, der Fischfang in Süßwasser und in der See, alles wurde sachgemäß organisiert. Trotzdem war im Winter 1915—16 die Not städtischer Bevölkerung aus den Proviantämtern zu lindern. Auswärtige Unterstützungskomitees traten in Tätigkeit. Dabei stellte sich heraus, daß die jüdische Hilfsaktion von Amerika bedeutende Mittel erhielt, die „großzügig und nutzbringend" angewandt wurden.

> „Ihre Tätigkeit erwarb sich Anerkennung und bewies den starken Zusammenhang dieses Volkes. Die erste jüdische Volksküche, die in Kowno entstand, trug meinen Namen."

Ludendorff berührt auch die Pflege der Pferdezucht und die Aushebung des „kleinen, kräftigen, bedürfnislosen und zähen,

daher militärisch sehr brauchbaren litauischen Pferdes". — Die Sorge für das Land mußte naturgemäß der Bedrängnis der Heimat entsprechend ausgeglichen sein. Rohstoffe gegen Barzahlung unter Einschaltung des Juden als Zwischenhändler beim Häute-, Fell-, Metall-, Lumpen- und Schrotthandel wurden angesammelt. Es entstanden eine Handelsabteilung, ferner Fabriken und Anlagen zur Anfertigung von Stacheldraht Der Stellungsbau und die Eisenbahnen verschlangen viel Holz. Immer mehr Sägewerke kamen in Betrieb. Nutzholz ging auch nach Deutschland. Desgleichen Zelluloseholz für Pulver- und Papierfabrikation. Werkstätten wurden notwendig, Hallen und Barackenbau für Flugzeuge. Der Handel mit Holz wurde freigegeben. Auch die Holzflößerei und die chemischen Holzprodukte gewannen an Bedeutung, ebenso die Harzgewinnung und Holzkohle.

Diese knappe Übersicht aus den Kriegserinnerungen Ludendorffs werden zunächst mal genügen, um die „Ludendorff-freundlichen Gefühle", die ihn als Feldherrn bestehen lassen, nicht aber als Wirtschaftspolitiker und Mensch von Kultur schätzen und deshalb ablehnen, recht stark zu erschüttern, oder etwa nicht? — Wer noch nicht weiß, was Ludendorff als Organisator geleistet hat und noch leisten kann und noch leisten könnte, der mache sich mit dem überraschenden Inhalt einer Broschüre über „Organisationsfragen" vertraut, deren Entstehen wohl schon 10 Jahre und mehr zurückliegt, damals, als Ludendorff politisch Schulter an Schulter mit der deutschvölkischen Freiheitsbewegung ging, aus der sich der Nationalsozialismus unseres Adolf Hitlers führend herauskristallisierte. Man ist überrascht von dem großen Gedankenreichtum und der Weite, die aus den Seiten der Schrift Ludendorffs herausblitzen und damit bei dem Leser und Beurteiler Feuer fangen.

Hiermit verlassen wir mit dem Generalfeldmarschall von Hindenburg und seinem Chef den Osten, um ihrer Berufung nach dem Westen zu folgen.

In der Obersten Heeresleitung

Für jeden Soldaten mit taktischem Verständnis und etwas strategischem Blick war das Anpacken „des Stieres an den Hörnern", d. h. der Rieseneinsatz von Menschenleben und Material durch den Generalstabschef von Falkenhayn zur Brechung der Scheitelstellung in und um Verdun etwas Beklemmendes. Auch wenn man nicht dabei war und den entsetzlichen Eisenhagel kreuz und quer spürte, wurde diese Beklemmung immer stärker und stärker. Sie dauerte schließlich Wochen oder wie lange an? — Ja, wenn, wie es wohl vorgesehen war, die Überraschung für die Franzosen so groß war, daß Verdun gleich einem Lüttich überrumpelt werden konnte, dann war der Einsatz für die ersten Kampfphasen voll gerechtfertigt. Ein Lüttich mit Ludendorff war aber Verdun mit Falkenhayn nicht. Es war auch gar nicht möglich, schlagartig, mit gewaltigem Feuerüberfall — wie es geschah — gerade hier einen durchstoßenden Erfolg zu erringen. — Ludendorff hebt hervor, daß es wiederum der Kronprinz war, der den rechten Feldherrnblick hatte und bald für Abbruch der Kämpfe um Verdun eintrat. Der Kaiser, der sein Hauptquartier hinter dem Brennpunkt der Fronten in der zweiten Hälfte 1916 nach Pleß OS. verlegt hatte, konnte sich nur schwer entschließen, auf den Vortrag des Generalfeldmarschalls und seines Chefs des Stabes einzugehen und den Befehl zum Einstellen der „männermordenden Schlacht" um Verdun zu geben, da man ja gerade hier eine Entscheidung im Westen herbeizuführen gesucht hatte. Ludendorff sagt in „seinen Kriegserinnerungen":

„. . . die Sommeschlacht hatte der Entente Anfang Juli den erhofften Durchbruch nicht gebracht. Die zweite Zermürbungsschlacht des Jahres 1916 wurde seit diesen Tagen beiderseits der Somme in unerhörter Erbitterung und sich drängender Kampffolge geschlagen.

Verdun hat uns sehr viel Blut gekostet. Die Lage unserer angreifenden Truppen war immer ungünstiger geworden ... Die Truppen kamen, je mehr sie Gelände gewannen, immer tiefer in das Trichterfeld hinein und verbrauchten ihre Kraft auch außerhalb der Kämpfe, allein durch den Aufenthalt in jenem Gelände ... Jetzt schleppte sich der Angriff noch kraftverzehrend hin. Der Truppe, die so viel vor dieser Festung geleistet hatte, graute vor dem Trichtergelände ..."

Das Ergebnis in Pleß war mit eine der ersten Maßnahmen der beiden „Kampfgenossen" von Hindenburg und Ludendorff, als sie den Oberbefehl auf Kaiserlichen Entschluß am 29. August übernahmen. General Ludendorff legte gegenüber dem Chef des Militärkabinetts, General von Lyncker, Wert darauf, seine verantwortungsvolle Tätigkeit nicht als „Zweiter Chef des Generalstabes des Feldheeres", sondern unter der Bezeichnung: „Erster Generalquartiermeister" auszuüben. Er sicherte sich weiter ausdrücklich

„volle Mitverantwortung"

„für alle zu fassenden Entschließungen und Maßnahmen".

Die Stimmung im Großen Hauptquartier im Osten war überaus gedrückt. Der Russe hatte wieder mit überwältigenden Kräften angegriffen. Auf dem linken Flügel, südlich Riga, wurde der Stoß ausgehalten. Nördlich Baranowitschi waren ebenfalls Brennpunkte des gewaltigen russischen Vorstoßes. Die Kämpfe aber auf dem äußersten rechten Flügel der k. k. Armee machten die gesamte Kriegslage im Osten kritisch. Alle verfügbaren Truppen wurden aus den bereits schon dünnen Linien einer 1000 km langen Front herausgenommen, neue Divisionen zusammengestellt. Immer wieder wurde es nötig, deutsche Truppen in die geschwächten österreichischen Fronten hineinzunehmen, um ihre Kampfkraft zu erhöhen und ihnen Rückhalt zu geben. Selbst solche Truppenteile, die an anderer Stelle planmäßig Verwendung finden sollten, wurden auf die Hilferufe vom Stachod her dort eingesetzt. Man mußte sich sogar entscheiden, die letzte Kavalleriereserve aus der Hand zu geben, weil es eine Lebensfrage der ganzen Ostfront war, ob der rechte Flügel, die Heeresgruppe Erzherzog Karl, südlich des Dnjestr, dem Russen endlich standhalten werde, der bereits einen Teil des Karpathen-

kammes zwischen Tartarenpaß und der Grenze Rumäniens erstiegen hatte. Ludendorff schreibt:

> „Wir waren mit dem Schicksal dieser Heeresgruppe auf Tod und Leben verbunden; die ernste Lage dort mußte naturgemäß auch uns schwere Sorge bereiten."

So sah es aus, kurz bevor der Wechsel im Armeeoberkommando stattfand. Vorübergehend war das Hauptquartier von Hindenburg im Eisenbahnzuge auf dem Bahnhof Brest-Litowsk. Die Arbeitsverhältnisse in glühenden Augusttagen wurden unerträglich. Ludendorff entschließt sich, die Arbeitsräume in die Zitadelle zu legen. Er schildert auch dort die Verhältnisse — man muß sie selbst kennengelernt haben — als unerträglich in der Verwilderung und Verwachsenheit, wo die Brennesseln in gewaltiger Größe gediehen. „Die Luft war feucht und dumpfig . . ." Er schuf Abhilfe durch Aufräumen oder Säubern und erinnert sich auch noch mit uns „der selten schönen, hohen Weiden, die mit ihrem Geäst tief in die Gewässer hinab hingen und einiger kurzer Alleen", während die öde Gegend und die verbrannte Stadt keine Anziehung bot.

Das deutsche Heer war für Österreich-Ungarn ein dauerndes Kräftereservoir. Unersetzliche Blutopfer wurden gebracht, um die Lage der k. k. Truppen zu befestigen. Dazu gehörte auch, daß deutscherseits die sogenannten „Österreichischen Marschbataillone", d. s. die Ersatznachschübe, für den Kampf besser vorbereitet wurden. Ihre Ausbildung wurde von deutschen Generalen besichtigt. „Oberst Prinz Oskar von Preußen hat in diesem Sinne auch mit großem Nutzen gewirkt. — Die Feuerleitung der k. k. Artillerie, die im übrigen schießtechnisch hochstand, lehrten nach den Bedürfnissen des Großkampfes deutsche Artilleriebrigadekommandeure."

> „Es geschah alles, was nach Lage der Dinge möglich schien, die k. k. Armee vor Rückschlägen zu bewahren, wie wir sie im Juni erlebt hatten."

Im Großen Hauptquartier zu Pleß war auch der Reichskanzler von Bethmann anwesend. Irgendein Gedanke, zum Frieden zu kommen, wurde nicht erörtert. Auch er stand unter dem Ernste der Lage. Hier wird zum erstenmal auch von Ludendorff betont, daß „der Wille des Feindes" stets dazu gehört, zum Frieden

zu kommen. Das wurde in unserer Heimat leider übersehen und von Unverantwortlichen Verdächtigungen dahin ausgesprochen, daß wir die Kriegsverlängerer wären und insonderheit wohl General Ludendorff.

Dieser Mann nun ganz gewiß nicht! — Er schickte sich an, die gewaltigste Verantwortung auf seine Schulter zu nehmen, die, wie er selbst überzeugend eingesteht, vor ihm kein Mensch in diesem Ausmaße, im Rückblick auf die Geschichte, je getragen hat! Und wir erleben überhaupt erst mit ihm, wenn wir seine Blätter der Kriegserinnerungen nachträglich mit noch schwingender Seele durchdenken

die ganze Wucht solcher Verantwortung!

Man mache sich nur klar, daß die Westfront kaum noch Menschen und Material an die anderen Fronten abgeben konnte. Die Materialschlachten dort wurden immer zermürbender. Divisionen, die abgekämpft waren, konnten kaum noch der Ruhe zugeführt werden, mußten vielmehr an ruhigere Fronten gelegt werden, ohne daß es möglich war, auch ihre Artillerie zurückzuziehen. Die Verbände kamen auseinander. Es wurden auch neue Divisionen gebildet. — Immer größere Massen und Kriegsgerät brachte die Entente auf die Kriegsschauplätze. „Die Blüte unserer Wehrkraft lag unter dem grünen Rasen." Es kam darauf an, die

„Seelenkraft in der Heimat"

zu stärken und dem Heere unausgesetzt auch von dort her „ungebrochenen Siegeswillen einzupflanzen":

> „Der Mann im Felde, der das Schwerste erlebt, was ein Mensch erleben kann, braucht in den Stunden der Not dringend diesen seelischen Kraftzuschuß aus der Heimat ... das Heer war noch kraftvoll und stark und hatte vermocht, nicht nur des eigenen Vaterlandes Grenzen, sondern auch die seiner Verbündeten auf dem europäischen Kriegsschauplatze vom Feinde freizuhalten oder wieder zu befreien."

Ludendorff erinnert in diesem „Titanenkampf sondergleichen", in dem sich „unwillkürlich die Muskeln und Nerven spannten — es galt das Vaterland aus einer höchsten Gefahr zu retten" — an die Worte des Generalfeldmarschalls Helmuth von Moltke vom 14. Mai 1890, nach denen er vorahnend den Krieg vorausgesehen hat: „... Es

sind die größten Mächte Europas, welche, gerüstet wie nie zuvor, gegeneinander in den Kampf treten; keine derselben kann in einem oder in zwei Feldzügen so vollständig niedergeworfen werden, daß sie sich für überwunden erklärte, daß sie auf harte Bedingungen hin Frieden schließen müßte, daß sie sich nicht wieder aufrichten sollte, wenn auch erst nach Jahresfrist, um den Krieg zu erneuern. Es kann ein siebenjähriger, es kann ein dreißigjähriger Krieg werden ..."

Und nun trat, wie schon längere Zeit befürchtet, noch Rumänien in den Kampf. Seine 750000 Mann konnten empfindlich die schon überaus ernste Lage an der Ostkarpathenfront verschlimmern. Österreich-Ungarn hatte im Frieden in diesen nun bedrohten Grenzlanden nichts getan, keine Festung angelegt und für ein strategisches Bahnnetz nicht gesorgt. Man wollte Rumänien nicht „reizen". Auf der Gegenseite war man nicht so zartfühlend gewesen. Dem rumänischen Aufmarsch konnten von der österreichisch-ungarischen Heimat nur unbedeutende Kräfte entgegengesetzt werden, die den Vormarsch nicht hinderten. Abhilfe war dringend not. Schon für die Ostkarpathenfront war ein türkisches Korps, das sich bald mit der örtlichen Kampfweise vertraut machte, von Enver Pascha eingesetzt. In Eile wurde zusammen mit der bulgarischen Heeresleitung eine Armee südlich der Donau gegen Rumänien aufgestellt, unter dem Befehl von General Mackensen. Es wurden auch deutsche Truppen aus der mazedonischen Front gezogen. Ludendorff legte aber den größten Wert darauf, alle Mittel anzuspannen, um über die rumänischen Grenzpässe die eingedrungenen feindlichen Kräfte zurückzuschlagen. Die Hauptfrage drehte sich zunächst darum, ob der Plan des Generals von Conrad, mit der Mackensen-Armee der Verbündeten über die Donau auf Bukarest zu gehen, ausgeführt werden sollte. Diese Armee war nach Meinung Ludendorffs dazu zu schwach, um sich auf dem nördlichen Donauufer erfolgreich gegen Rumänen und Russen zu behaupten. Er hielt vielmehr erfolgreicher den Einmarsch in die Dobrudscha. Generalfeldmarschall von Hindenburg entschied sich für diesen Plan, dem nunmehr auch zielbewußter die bulgarische Heeresleitung beitrat, während dafür Enver Pascha von vornherein eingenommen war. — In der Dobrudscha wurde angegriffen. Die Operationen gegen die in Siebenbürgen im Vorschreiten begriffenen rumänischen Armeen konnten dagegen erst allmählich ins Werk gesetzt werden.

Mit Sorge erfüllte auch die Lage an der italienischen Front. Die k. k. Truppen waren im August zurückgegangen und hatten bei neuem Isonzoangriff ihre Stellung aufgeben müssen. „Auch hier hatte die k. k. Armee an Kampfkraft und Kampfwillen Einbuße erlitten.“ General von Conrad wußte nicht „sehr trostreich sich zur Lage zu äußern“.

Die deutsche Ostfront übernahm Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern. Nachfolger als Chef des Stabes wurde auf Bitten Ludendorffs Oberstleutnant Hoffmann. Er wußte, „daß dann in gewohnter Weise weiter gearbeitet würde“. — Da nach wie vor die Heeresgruppe des Erzherzogs Karl neue Kräfte beanspruchte, verzögerte sich der Aufmarsch gegen Rumänien. Dazu mußte die deutsche Ostfront Truppen herausziehen zu neuen Divisionsverbänden.

In den „Kriegserinnerungen“ heißt es zusammenfassend:

> „Der Entschluß, unsere operative Überlegenheit gegenüber der Entente auszunutzen und die Rumänen im freien Felde anzugreifen, war das einzige, was feststand. Wie und wann er durchgeführt werden konnte, war Anfang September noch nicht zu übersehen.“

Das Hindenburg-Ludendorffsche Armeeoberkommando strebte sobald wie möglich nach dem Westen zu kommen, belastet mit den Sorgen auch um die türkische Kampfkraft, die auf so weiten Räumen zwei Jahre lang in Anspruch genommen war, so daß die Armee durch Krankheiten und auf den Schlachtfeldern recht verbraucht war. Es war gut, wenn sie unter deutschen Oberbefehl kam. — Immer wieder mußte Deutschland Kriegsmaterial nachschieben. — Die bulgarische Armee war in ihren Stellungen in Mazedonien überwiegend gebunden. Auch hierhin ging Kriegsmaterial, Artillerie und Maschinengewehre, Fernsprechgerät und Flugzeuge mit den nötigen Formationen, ebenso wie es nach den österreichischen Kriegsschauplätzen von unserem Kriegsministerium nachgesandt wurde.

Die Bulgaren hatten ihre bestimmten politischen Ziele auf dem Balkan. Auf anderen Kriegsschauplätzen kamen ihre Truppen nicht zur Verwendung. Sie hatten sowieso schon gegen Saloniki und am Struma Aufgabe genug, ihre Lage zu verbessern. Berührt sei dabei kurz, daß das IV. Griechische Armeekorps sich ohne Kampf stellte und in Görlitz interniert wurde.

Durch persönlichen Augenschein lernte Ludendorff bald im Westen die Verhältnisse kennen. Er schreibt aber, daß er nicht gleich überall klar zu sehen vermochte, wie es eigentlich um die Kampffronten im einzelnen und um ihre Widerstandskraft bestellt war. Er hält das noch für einen glücklichen Umstand, weil sonst der Entschluß noch viel schwerer geworden wäre, aus dem Westen Truppen gegen den Vormarsch nach Rumänien herauszuziehen.

So ergibt sich für uns ein Blick in diese große menschliche Verantwortung mit ihren dauernden Geist- und Seelenkraftanspannungen zu Entschließungen von unabsehbarer Tragweite, und wir kommen beim Lesen der „Ludendorffschen Kriegserinnerungen" nicht los von der eigenen seelischen Erschütterung, wie doch bloß in diesen Krieg Österreich-Ungarn durch Serbien von den „Überstaatlichen-Mächten" leichtfertig hineingelockt wurde. Und daß uns Deutschen damit auch das Messer absichtsvoll an unser Leben gesetzt wurde; denn wir sind nicht die Schuldigen. Wo sie zu einem Teile zu finden sind, werden wir bald, entnüchtert, aber auch zerwühlt in tiefster Seele sehen! Nur durch die riesenhafte Energie, die bewußt in der Obersten Heeresleitung zur Ausstrahlung auf alle Führungen und Truppen und damals auch noch auf die Heimat kam, wird es jetzt rückschauend bewußt und erklärlich, daß wir noch 2 Jahre lang dem Ansturm immer neuer Truppen beim Gegner mit riesenhaftem Geschoßeinsatz gewachsen waren.

U-Boot-Krieg

Die U-Boot-Frage begann zu jener Zeit eine entscheidende Bedeutung zu beanspruchen. Wir lernen aus „Ludendorff" Gründe kennen, weshalb der „uneingeschränkte U-Boot-Krieg" nicht stattfand, wie sie bisher wohl wenig bekannt waren. Danach hatte der Reichskanzler auf die bewiesene Neutralität von Holland und Dänemark Rücksicht zu nehmen, die ihren Schiffsbestand und Verkehr ernstlich bedroht ansehen mußten! — Wir können heute noch nicht ermessen, ob diese wohl beachtliche Erwägung wichtiger für die Entschließung sein konnte, als die Erwartung, die der Chef des Admiralstabs daran knüpfte, auch neutrale Schiffe im Sperrgebiete zu treffen; war es doch fraglich, ob sich nach Skagerrak noch einmal die feindlichen Seestreitkräfte stellen würden. — Die

„Freihaltung der Ostsee“ und der Einsatz des „Marinekorps in Flandern“ genügte der Obersten Heeresleitung nicht, sondern es mußte auch von unserer Marine, wie es die Feindstaaten machten, das Heer „entscheidende Förderung“ finden. Ein etwaiger Krieg mit den beiden neutralen Staaten war zu vermeiden. Spätere englische Äußerungen von Staatsmännern haben unwiderlegt die ernste Bedeutung des uneingeschränkten U-Boot-Krieges für England erwiesen, das vor der Aushungerung gestanden hätte! Die Forderung aber gar auf unsere zweite Note, die Wilson Mitte Oktober 1918 erhob, den U-Boot-Krieg einzustellen, war entschieden abzuweisen. Diese Waffe mußte immer noch ein Macht- und Druckmittel in unserer Hand bleiben!

Aus dem Übermaß des Schrifttummaterials springt gerade in diesem Augenblick unserer Überschau die Ludendorff-Broschüre heraus:

„Wie der Weltkrieg 1914 ‚gemacht‘ wurde.“

Wir durchblättern sie, wo wir ja nicht loskommen von der quälenden Vorstellung, daß ein Mann, in höchster Verantwortung und in deren Bewußtsein, das alles für uns trug, ohne der größten Ehrerbietung und Verehrung vom ganzen deutschen Volke gewiß zu sein, gestern, heute und immer! — Man sage nicht, daß andere, viele mehr, verantworten mußten. Gewiß, wahrlich nicht zuletzt der Generalfeldmarschall von Hindenburg, aber bei Ludendorff begegneten sich doch alle Drähte zunächst mal konzentrisch und mußten hier

wie in zarte Geisteshand genommen und doch mit harter Faust gepackt werden,

wie es unsere Umschlagszeichnung von Frau Doris Homann überzeugend zeigt. Es ist ganz was anderes, ob man *eine* Front zu verantworten hatte, wie die einzelnen Heerführer, oder *die Gesamtlage an allen Fronten*. Ob man die Lage schon sachgemäß, wie nur möglich, vorgetragen erhält, oder ob man alles mit seinen Mitarbeitern gewissenhaft erst mal ergreift, ordnet und dann vorerst sich selbst ein Bild macht, um den tragenden Ideenkern herauszuschälen und zur Entscheidung vorzusetzen. Zu einer solchen ungeteilten, in echter Kampfkameradschaft zusammengeballten *faustischen* Verantwortung kam es dann, die, gottlob, zu unserem Heile bereitwillig und reibungslos getragen wurde. Hören wir dazu ver-

gleichend den Generalfeldmarschall, was er anläßlich seiner Berufung zur Obersten Heeresleitung zu sagen hat:

„... Drängten sich doch die Entscheidungen nicht nach Tagen, sondern nach Stunden."

Hier, bei seiner und Ludendorffs auch für den Reichskanzler überraschenden Berufung, die der Kaiser persönlich vor dem Schlosse Pleß freudig bekannt gab, hält es von Hindenburg für notwendig, wiederum auf Legendenbildung, die eingesetzt hatte, hinzuweisen. Er betont auch, daß der Kaiser seines Vorgängers von Falkenhayn stets ehrend gedacht habe.

Damit wir aber recht sehr uns nochmals das Übermaß der Verantwortung anschaulich vergegenwärtigen, höre man den Generalfeldmarschall über die Kriegslage Ende August 1916 sprechen. Er faßt sich kürzer als sein Oberster Quartiermeister, ist aber nichtsdestoweniger von einer Deutlichkeit, die uns heute noch erzittern läßt, wenn wir die Riesenaufgabe der Armeeführung nachzuerleben uns mühen. Er sagt: „Die Vorhand lag zur Zeit überall in der Hand unserer Gegner."

„Es war damit zu rechnen, daß diese alle Kräfte einsetzen würden, uns weiter unter diesem Druck zu halten ... Alle gaben dabei ihr letztes her, um sich an dem Todesstoß gegen die Mittelmächte zu beteiligen, zu dem Rumänien das siegessichere Halali blies!"

Er schildert die Verhältnisse an der Westfront als „nicht ohne Bedenken". Berührt, daß „in dem gewaltigen Feuerbogen, um die Nord- und Nordostfront der Festung Verdun" der Angriff trotzdem nicht erfolgreich, sondern „immer aussichtsloser" geworden war. An der Somme löste eine Krise die andere ab. Es war ein „Zustand äußerster Zerreißprobe". — Die Schilderung im Südosten an der Karpathenfront und auch im Nordwestteile dieses Gebirgszuges gleicht der von Ludendorff. Ebenso erhält man dasselbe Bild auf dem Balkan und gegen Italien. Dazu folgendes wörtlich:

„Der österreichisch-ungarische Angriff aus Südtirol hatte angesichts des Zusammenbruchs an der galizischen Front aufgegeben werden müssen. Der Italiener ging nun seinerseits wieder zum Angriff an der Isonzofront über. Diese Kämpfe zehrten in starkem Maße an den österreichisch-unga-

rischen Heereskräften, welche sich dort unter den schwierigsten Verhältnissen gegen mehrfache feindliche Überlegenheit, wert des höchsten Ruhmes, schlugen."

Gegen Rumänien waren vorerst keine nennenswerten und kriegstüchtigen Kräfte freizumachen. Die Bildung neuer Divisionen war schwierig. — Und nun geht der Generalfeldmarschall auf die politische Lage über, die nichts weniger als erfreulich anmutet. Die Stimmung in der Heimat war durch die Not des täglichen Lebens und bei mäßigen Ernteaussichten keineswegs rosig. Weniger noch in österreichischen Berglanden, wogegen etwas Greifbares geschehen mußte.

Wir waren gegenüber unseren Bundesgenossen nicht in der günstigen Lage, wie etwa England gegenüber Italien und auch Frankreich. Wir waren mehr auf den guten Willen unserer Verbündeten und nicht auf Druckmittel verwiesen. Für die Türkei war das Eintreten in den Krieg an unserer Seite, schon wegen der Meerengenfrage eine Lebensnotwendigkeit. Bulgarien trat „mehr von der kühlen Berechnung seiner Staatsmänner, als von nationalem Schwung geführt", allerdings unter den Nachwirkungen des Krieges von 1912, an unsere Seite; zögerte aber zunächst mit der Kriegserklärung gegen Rumänien. Im Verhältnis zu uns und den deutsch-österreichischen Landen, hatte aber Bulgarien an Lebensmittelnot nicht zu leiden. Wenn, so sagt der Generalfeldmarschall, später der Vorwurf gegen die Oberste Heeresleitung erhoben wurde, „daß sie zur Stärkung der Kampfkraft der Türkei ihre eigenen Mittel zersplittert hätte", der Türkei, die „eine Stärke entwickelt hatte, die alle in Erstaunen setzte", so blieb bei einer solchen Kritik unberücksichtigt, daß „wir durch eben jene Unterstützungen die Bundesgenossen andauernd befähigten, mehrere 100000 Mann bester gegnerischer Kampftruppen von unseren mitteleuropäischen Kriegsschauplätzen fernzuhalten."

Solchermaßen war also die Last, die beide Männer, von Hindenburg und Ludendorff, in schwerer Stunde übernahmen, an der nie und nimmer Deutschland schuld hat! Einige Stellen aus der Ludendorffschen Schrift „Wie der Weltkrieg 1914 ‚gemacht' wurde", mögen sich alle die recht genau ins Gewissen rufen, deren Urteil über die Schuld am Kriege vorschnell und ohne Begründung gegen uns ausfiel. Ein Kommentar zu den folgenden Stellen ist völlig überflüssig. Wir rücken sie aber doch ins grelle Tageslicht, mag es

auch gewissen Kreisen bänglich sein zu hören, wie die Unfehlbarkeit der allein seligmachenden Liebe über Krieg und Kriegsanstiftung gedacht hat:

„Der Papst billigt ein scharfes Vorgehen Österreichs gegen Serbien und schätzt im Kriegsfalle mit Rußland die russische und französische Armee nicht hoch ein. Der Kardinal Staatssekretär hofft ebenfalls, daß diesmal Österreich standhalten wird. Er fragt, wann es denn solle Krieg führen können, wenn es nicht einmal entschlossen wäre, mit den Waffen eine ausländische Bewegung zurückzuweisen, die die Ermordung des Erzherzogs herbeigeführt hat und die in Rücksicht auf die gegenwärtige Lage Österreichs dessen Fortbestand gefährdet. In seiner Erklärung enthüllt sich die Furcht der römischen Kurie vor dem Panslawismus."

So telegraphierte der Bayerische Gesandte beim Vatikan, von Ritter, an die Bayerische Regierung am 26. Juli 1914. Wir heben besonders hervor und fragen, welche militärischen Unterlagen hat ein Vatikan dafür gehabt, die russische und französische Armee „nicht hoch einzuschätzen?" Hat der Stuhl Petri eine Art „Militärischen Generalstab mit Nachrichtendienst" über die einzelnen Heere? Die rechtmäßigen Gläubigen, wie alle Ketzer, die jährlich einmal in einem Hochamt verdammt werden, haben bisher von diesem kriegerischen Nachrichtendienst keine Ahnung gehabt, waren sich vielmehr bewußt, daß die Stellvertretung Christi auf Erden friedlichste Verbindung mit dem Reich hält, das nicht von dieser Welt ist! Und nun muß man dabei sich erinnern, daß Serbien und der Panslawismus seit dem Schisma in einer griechisch-katholischen Kirche abtrünnig sind.

„In Zeiten höchster politischer Spannung, wie jene es sind, die wir jetzt durchleben, arbeitet die menschliche Phantasie mit doppelter Intensität und setzt sich dabei häufig gedankenlos über die Schranken hinweg, die ein richtiges Urteil ziehen müßte. So ist u. a. in den letzten Tagen wiederholt die Nachricht aufgetaucht, daß nunmehr auch der Papst in den serbischen Streitfall eingegriffen . . ., den christlichen Völkern die Schrecken eines Krieges zu bewahren . . . Von dieser sinnlosen Remisse (Vertrag Serbiens mit dem Heiligen Stuhl war berührt) ergibt sich denn freilich ohne weiteres die ebenso logische als falsche Schlußfolgerung auf eine päpstliche

Intervention. Diesen Kombinationen der Presse gegenüber ist es nicht uninteressant, die wahre Denkungsart der Kurie kennenzulernen."

Das berichtet am 29. Juli 1914 Graf Moritz Palffy, Österreichisch-Ungarischer Gesandter beim Vatikan, an Graf Berchtold, Minister des Äußeren in Wien. Danach war also von einer Intervention des Papstes zur Erhaltung des Friedens nicht die Rede. Graf Palffy schreibt auch noch:

„Als ich vor zwei Tagen den Kardinalstaatssekretär besuchte, lenkte er natürlich das Gespräch sofort auf die großen Fragen ... Von einer besonderen Milde und Versöhnlichkeit war aber in den Bemerkungen Seiner Eminenz nichts zu fühlen. Die an Serbien gerichtete Note, die er als äußerst scharf bezeichnete, billigte er trotzdem rückhaltlos und gab gleichzeitig indirekt der Hoffnung Ausdruck, daß die Monarchie auch durchhalten werde."

„Freilich meinte der Kardinal, sei es schade, daß Serbien nicht schon früher ‚kleingemacht' worden sei, denn damals wäre das vielleicht ohne einen so großen Einsatz an unübersehbaren Möglichkeiten durchführbar gewesen, wie heute."

Man ist sich also im Vatikan über den Krieg in seiner gewaltigen Größe unbedingt klar gewesen. Aber die Macht der Verantwortung, die gönnte man anderen! Und deshalb setzen wir hier bewußt diese erstaunlichen Berichte aus dem Vatikan ein und fahren in dem des Grafen Palffy im Auszuge fort:

„Diese Äußerung (‚vom Kleinmachen Serbiens') entspricht auch der Denkungsart des Papstes, denn im Verlaufe der letzten Jahre hat Seine Heiligkeit mehrmals das Bedauern geäußert, das Österreich-Ungarn es unterlassen habe, seinen gefährlichen Nachbar an der Donau zu züchtigen."

Was unter diesem „züchtigen" zu verstehen war, das geht aus dem Vorherigen hervor:

Heraufbeschwören des Weltkrieges.

Graf Palffy gibt in seinem Bericht noch weitere Erklärung:

„Man könnte sich fragen, wie es denn erklärlich sei, daß sich die katholische Kirche zu einer Zeit, wo sie von dem heiligmäßigen, von wahrhaft apostolischen Ideen durchdrungenen

Oberhaupt geleitet wird, so kriegerisch zeigt? Die Antwort ist sehr einfach, Papst und Kurie erblicken in Serbien die fressende Krankheit, die allmählich bis zum Lebensmark der Monarchie vordringt und sie mit der Zeit zersetzen müßte. Österreich-Ungarn ist und bleibt aber trotz aller anderweitigen Experimente, die in den letzten Dezennien von der Kurie versucht worden sein möchten, der katholische Staat katexochen, das stärkste Bollwerk des Glaubens, das der Kirche Christi in unserem Zeitalter geblieben ist (man denke an heute). Dieses Bollwerk stürzen, heiße daher für die Kirche ihren mächtigsten Stützpunkt verlieren und im Kampf gegen die Orthodoxie ihren stärksten Vorkämpfer fallen sehen. So wie es daher für Österreich-Ungarn ein direktes Gebot der Selbsterhaltung ist . . ., so ist es für die katholische Kirche ein indirektes Gebot, alles zu tun, oder doch gut zu heißen, was diesem Ziele dienen kann. In diesem Lichte betrachtet, läßt sich zwischen apostolischer Gesinnung und kriegerischem Geist sehr wohl eine Brücke schlagen."

Wie ist nun aber die „Selbsterhaltung Österreich-Ungarns" zu vereinbaren mit dem Schluß apostolischer Weisheit im amtlichen Jesuitenblatt: „civiltà catholica" von 1919. Da heißt es:

„Die traditionellen Sympathien und die realen Interessen des Papstes ließen ihn keinesfalls einen Sieg der Zentralmächte wünschen. Nicht ohne Schrecken konnte er an die Perspektive eines endlichen Sieges Deutschlands denken."

Daß Deutschland bündnismäßig und in Treuem verbunden war, mit Österreich-Ungarn zu marschieren, dann auch zu seiner „Selbsterhaltung" — waren doch schon am 25. Juli von seiten Rußlands Mobilmachungsvorbereitungen getroffen, Englands Flotte in der Mobilmachung begriffen, die Teilmobilmachung des Zaren am 29. beschlossen, die volle Mobilmachung in Rußland am 31. öffentlich bekannt — solches muß bei der kriegerischen Orientierung im Vatikan bekannt gewesen sein. Welche Schlußfolgerung ergibt sich hieraus in besinnlicher Betrachtung, daß der Heilige Stuhl Deutschlands Sieg nicht gewollt habe? Unwillkürlich lenkt sich dabei wieder der Blick auf das verräterische Wort Walter Rathenaus, der sich nun gewissermaßen als ein Stück Bundesgenosse der verschwiegenen Wünsche in Rom als Großjude offenbart:

> „Niemals soll kommen der Tag, da der Kaiser auf weißen Rossen mit seinen Paladinen durchs Brandenburger Tor zieht. An diesem Tage hätte die Weltgeschichte ihren Sinn verloren."

Obschon geschehen, mußten diese Worte hier nochmal mit Keulenschlägen in das Geschichtsbewußtsein unseres und aller Völker getrieben werden, wegen der gleichen Ziele, die der Jude und der römisch-katholische Führergeist hatten. In diesem Vergleich fehlt nur noch, daß ein Rathenau sich nicht scheute, die Kriegsmobilisierung der Industrie zu übernehmen und beim Kaiser ein- und ausging!

Meine Leser müssen es mir schon zugute rechnen, daß ich, warm und glühend im Stoff und fast in seelischer Verzweiflung, diese Tage des Schreibens verbringe, um einem Ludendorff gerecht zu werden, wie er es im allerhöchsten Maße verdient! Möchte etwas davon auf jeden, der diese Zeilen zu Gesicht bekommt, überspringen von diesem heiligen deutschen Glühen, mit dem wir nun an die militärischen Aufgaben der Obersten Heeresleitung unter Hindenburg und Ludendorff herantreten. Vorerst fragen wir, ob der „apostolischen Gesinnung" und dem „kriegerischen Geiste" des Vatikans ein Genüge ist, was in Klagenfurt so in ein Denkmal eingegraben, wie auf nebenstehender Seite.

Nicht Taten allein sind es, die hier vor unserem Geiste wiederum in der weiteren Folge des Krieges erstehen sollen, sondern insonderheit deren Beweggründe, die auch zu den eben abgeschlossenen Tatsachen führten.

Machen wir uns klar, welche Maßgeblichkeiten im Großen Hauptquartier von der Obersten Heeresleitung in Rechnung zu ziehen waren: Seine Majestät der Kaiser hatte die höchste Kommandogewalt über Heer und Marine, damit über die einzelnen Oberbefehlshaber. „Nach seinem Willen leitete der Chef des Generalstabes des Feldheeres die Operationen. Entscheidende Entschließungen bedurften der kaiserlichen Zustimmung. Kommandogewalt besaß er nicht." So drückt sich Ludendorff aus und stellt damit richtig, was darunter zu verstehen ist, wenn es gemeinüblich heißt, der Kaiser stand an der Spitze der Obersten Heeresleitung. Gleich geordnet mit der Stellung des Chefs des Generalstabes des Feldheeres war die des Admiralstabes. Das Zusammenwirken beider bezeichnet Ludendorff mit „stets gut".

Eine besondere Stellung nahmen im Armeeoberkommando die Vertreter der vier Kriegsministerien, in Preußen, Bayern, Sachsen und Württemberg ein. Auch dies Zusammenarbeiten war nach Ludendorff ein gutes. Er hebt besonders die einzelnen „Militärbevollmächtigten" der damals selbständigen Kontingente hervor



Wir — soweit die deutsche Zunge klingt — gedenken dieser Männer als Hüter freier deutscher Muttererde!

und nennt besonders die Generale von Hartz, Köberle, von Eulitz und von Graevenitz, während er gleichzeitig vom preußischen Vertreter, Major Stieler von Heydekampf sagt:

„Er hat sich mit warmer Hingabe meiner vielen Sorgen angenommen."

Bei Reibungen auf den mannigfaltigsten Gebieten, bei Verwendung von Divisionen, die ja im Laufe des Krieges erhöhte Bedeutung gegenüber den Korpsverbänden bekamen, wurde ausgeglichen, so daß allen Anforderungen Genüge geschah. Eins aber bedauert unser General, daß es nicht immer gelang, die „Notwendigkeit des Krieges", die „tief in das innere Leben des Volkes eingriff", durch die dazu berufenen Männer ihrer Heimat einzuimpfen, um den Geist völlig freizumachen. Naturgemäß waren diese Verbinder von der Heimatsluft durchweht.

Den Zusammenhalt mit den Bundesgenossen im Kampf stellten gegenseitig Militärbevollmächtigte her. Jedem dieser zollt der General uneingeschränktes Lob. Er nennt den österreichischen Feldmarschalleutnant von Klepsch eine „außerordentlich geeignete Persönlichkeit, die immer dazu beitrug, kein Mißverständnis aufkommen zu lassen und stets bereit, im Sinne unverbrüchlicher Waffenbrüderschaft zu wirken."

Auf der Gegenseite stand unser General von Cramon, „der mit außerordentlichem Geschick und großem persönlichen Takt sich seiner manchmal schweren Aufgabe unterzog." — General Gantschew war der bulgarische Bevollmächtigte: „Ein ungemein kluger Kopf und gewandter Mann, der die bulgarischen Interessen mit Geschick vertrat, ohne die großen Gesichtspunkte aus dem Auge zu verlieren. Er war ein treuer Anhänger des Bündnisses." In Bulgarien wirkte für uns Oberst von Massow, der „beim Zaren in großem Ansehen stand; er mußte häufig Unstimmigkeiten glätten, die bei der bulgarischen Eigenheit sehr leicht entstanden." — General Zeki Pascha war der türkische Militärbevollmächtigte, „ein vornehmer Osmane und zuverlässiger Freund Deutschlands, ein ungemein taktvoller und guter Sachwalter seiner Armee." In der Türkei vertrat uns General von Lossow, „in türkischen Verhältnissen besonders bewandert und ein persönlicher Freund Envers." Die deutschen Generale Bronsart von Schellendorf und von Seeckt waren in der türkischen Obersten Heeresleitung die Chefs des Stabes.

Schwere Sorge lastete beim Eintritt in die Oberste Heeresleitung hinsichtlich der türkischen Fronten in Mesopotamien und Palästina auf von Hindenburg und Ludendorff. Die Araber verstand der Türke nicht sich dauernd kriegsdienstbar zu machen. Englisches Geld spielte dabei eine Rolle; aber die frühere türkische Politik war wohl für diesen Mißerfolg grundlegend. — Der Militär-

bevollmächtigte folgte dem ständigen Drängen der türkischen Obersten Heeresleitung nach Anforderung von Heeresmaterial in einer Menge und Aufeinanderfolge, daß dem schon bei der mangelnden Leistungsfähigkeit der Eisenbahnen gar nicht nachzukommen war. Die dauernden Kohlenzüge nahmen auch erheblichen Transportraum für Kriegsgerät fort, und doch war trotz Vorstellung eine erhöhte Kohlengewinnung in der Türkei nicht zu erzielen. Auch mußte dauernd Eisenbahnbetriebsmaterial und Personal gestellt werden.

Die Oberste Heeresleitung setzte es durch, daß die in Schwebe befindliche Frage:

„eine gemeinsame Kriegsleitung"

zu schaffen, um taktisch-strategisch in besserer Fühlung zu wirken, nunmehr gelöst wurde. Dennoch blieb es schwer, den „inneren Wert" der Bundesarmeen zu überschauen. Die Oberste Heeresleitung verfügte nicht darüber, welche Streitkräfte z. B. an der italienischen Grenze zu verbleiben hätten. Für diese und die Front in Albanien war General von Conrad der Zuständige. Auch konnte man es nicht erreichen, daß unsere Oberste Heeresleitung ausschlaggebend an den Fronten in Mazedonien, Bulgarien und in der Türkei wurden. Wenigstens aber gewann die Oberste Heeresleitung an nutzbringender Autorität.

In der Heimat befehligten die stellvertretenden kommandierenden Generale, die aber keine Weisungen von der Obersten Heeresleitung erhielten, sondern gemäß dem Belagerungsgesetze selbständig handelten und den Kriegsministerien unterstanden. Wohl aber bemühte sich gerade Ludendorff um die Hebung der Stimmung zum Durchhalten in der Heimat. Es wurde der

vaterländische Unterricht

geschaffen. Aus eigener Anschauung kann ich sagen, daß im Oberkommando in den Marken erstaunliche Arbeit geleistet wurde, die vielleicht aber schließlich in gewisser Weise zum Selbstzweck werden mußte und Kräfte und Mittel in Anspruch nahm, die über den gesteckten Rahmen hinausgingen. Beim Wechsel des stellvertretenden Befehlshabers wurden wenigstens die von einer bekannten Möbelfirma in ihren Häusern ausgestatteten Arbeitsräume eingeschränkt. Der bekannte Inhaber war als Trainsoldat dort fast eine „Autorität". Mein Einschreiten dagegen zeigte, wie weit in der Heimat zu

Beginn des Jahres 1918 die stille jüdische Macht bereits reichte. Auch einen seinerzeit auf den jüdisch beeinflußten Bühnen bekannten Dramatiker, Eulenberg, traf ich dort als Unteroffizier an. Ich habe ihn aber nur einmal flüchtig in den Räumen gesehen. Er stand im Verdacht, daß er die Verbindung zu dem führenden demokratischen Blatte in Berlin bildete, dessen Publikationen so wirkten, daß ich meinem direkten Vorgesetzten, Admiral Philipp, schon nach 3 Wochen sagte: „Es wird hier ausgezeichnet und fleißig gearbeitet. Man schöpft in ein großes Faß, vergißt aber die Löcher im Boden zuzustopfen. Den Generalstab unserer Feinde im Innern muß man treffen, der seine Zentrale in Zürich hat!" — Später übrigens wurde Hauptmann von Fietsch dahin beordert. In der Einführung konnten wir schon hinweisen, wie die Abteilung des sogenannten vaterländischen Unterrichts wachend sich gegen bedenkliche politische Treibereien betätigen konnte, wenn sie Augen dafür hatte. — Ludendorff weist mit in dem Zusammenhang auf die „Vielköpfigkeit in der Auslegung des Vereinsgesetzes und bei Anwendung der Zensur" hin. Er bemängelt „eine einheitlich starke Auffassung der Regierungsautorität". Der Kriegsminister konnte sie nicht herbeiführen. Der Reichskanzler gab den Parteien in Berlin nach. Das übertrug sich auf die Provinzen. Die stellvertretenden Kommandierenden wurden in ihrem selbständigen Handeln, statt durch das „Gesetz über den Militäroberbefehlshaber" gestärkt, noch beeinträchtigt. Die Folgen mußten eintreten. — Die Stimme: „Es hat sofort etwas zu geschehen" erreichte die eine Stelle nicht, die wohl kraftvoll genug war, Abhilfe zu schaffen, wenn die Heimat ständig unter der Machtsphäre des Oberquartiermeisters hätte gehalten und mit ihm in zielsätzlichen Konnex bleiben können, wie er es im Laufe der letzten beiden Kriegsjahre immer wieder erstrebt hatte. So finden sich solche Ludendorffschen Gedanken und Anordnungen:

Sommer 1917:

> „Der Geist in der Heimat gebot dringend zu handeln. Wir hatten die besten Aussichten, den Krieg zu gewinnen. Aber es war noch nicht beendet, das Gewonnene mußte erhalten bleiben. Vieles hatte noch hinzuzukommen. Die Gemütsverfassung in der Heimat stellte alles in Frage. Auch die unmittelbare Wühlarbeit im Heer wurde bemerkbar."

Schreiben vom 25. Juli 1917:

„Es besteht die Gewißheit, daß die Unabhängige Sozialdemokratie eine die Manneszucht im höchsten Maße schädigende Wühlarbeit im Heere betreibt."

Im November 1918 bestätigten das ihre Führer Ledebour und Richard Müller:

„Diese vier Tage bis zum 9. November benutzten Scheidemann und seine Genossen, um die Früchte der fast zweijährigen Arbeit der Unabhängigen zu ernten."

„Die Vorbereitungen zur Revolution sind schon im Juli 1916 getroffen worden, wenn auch damals noch nicht so zielklar."

Ludendorff faßte die Bedeutung des Vaterländischen Unterrichts, d. h. zunächst mal die „Aufklärungstätigkeit" unter den Truppen so zusammen:

„Das deutsche Heer ist durch den Geist, der es beseelt, seinen Feinden überlegen und seinen Verbündeten ein starker Rückhalt.

Zu Beginn des Krieges war die Grundlage dafür Begeisterung und in langer Friedensausbildung anerzogene Manneszucht. Die drei Kriegsjahre haben diese Grundlage verschoben und erweitert. Verständliche Sehnsucht nach Heimat, Familie und Beruf kann die Kampfentschlossenheit lähmen und den Willen, bis zum endgültigen Sieg durchzuhalten, abschleifen." Er spricht dann von den „Lasten, Entbehrungen und Opfern, aber „um so mehr müssen Überzeugung, Pflichtgefühl und klare Entschlossenheit Grundlagen der Kampfkraft des Heeres werden".

Am 17. September 1917:

„Der feindliche Vernichtungswille und die Notwendigkeit unseres Weiterkämpfens kommt den im Etappen-, Besatzungs- und Heimatdienst verwendeten Truppen weniger zum Bewußtsein als den Kampftruppen selbst. Deswegen ist dem Geist unter den Etappentruppen besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden . . . Im Geist und für die Erfüllung der vaterländischen Aufgaben sind Volk und Heer untrennbar."

Hier zeigt sich Erich Ludendorff als Vorläufer der Grundlagen zum geistigen Wiederaufstieg und zur Propaganda der Nationalsozialistischen Erhebung und ihrer Befestigung. Im folgenden als gerechtdenkender Volksmann.

Schon an anderer Stelle hatte der General auf die gewisse Entwertung des Eisernen Kreuzes hingewiesen. Er dachte so streng über diese Auszeichnung, auch des EK. II, daß er, selbst auf die Verleihung an ihn nach der Schlacht bei Tannenberg stolz, seinem treuen Burschen sie nach den Bestimmungen und seinem Empfinden, trotz dessen sehnlichen Wunsches, im ganzen Verlaufe des Krieges nicht verschaffen konnte. Derselbe Getreue wohl, der an seiner Seite am 9. November 1923 vor der Feldherrnhalle sein Leben für den Nationalsozialismus ließ und nicht mehr „den Blutsorden" erhalten konnte! Wer hat, demgegenüber, das EK. II und EK. I erhalten! Auch der geadelte Epstein, der bei einem kleinen deutschen Fürsten eine Art Finanzdiktator im Kriege geworden war, und von dem man sich erzählte, daß er bei einer Fahrt mit Liebesgaben oder sonst weshalb, im Osten einen Schützengraben besuchte. — Verschleppungen aber traten bei Ordensvorschlägen der Obersten Heeresleitung durch das Militärkabinett genug ein. „Nach langem Bemühen gelang es der Obersten Heeresleitung, das Abzeichen für Verwundete durchzudrücken", später das Hilfsverdienstkreuz.

Einer besonderen Beachtung würdigt der General auch die Operationen in den Kolonien. Man hätte vielleicht mehr für die Verteidigungsfähigkeit dort tun können. Welchen Wert hatte Frankreichs Kriegsführung aus seinem Kolonialreich gezogen. Im Sommer 1918 traten in großem Umfange farbige Truppen im Westen entgegen. Die Lettow-Vorbecksche deutsche Heldentruppe in Ostafrika zog wenigstens fast während des ganzen Krieges eine beachtenswerte feindliche Streitmacht auf sich. In Südwestafrika fiel dagegen die Entscheidung schneller zu unseren Ungunsten, als Ludendorff gedacht hatte.

In seinen „Kriegserinnerungen" berührt er auch die Gleichstellung von Oberster Heeresleitung mit dem Reichskanzler. Letzterer war staatsrechtlich sogar übergeordnet und demnach gewissermaßen auch für die Kriegführung verantwortlich. Je weiter nun der Krieg in seiner Auswirkung auf die Heimat vorschritt, um so reibungs-

voller wurden die Berührungsflächen mit der Reichsverwaltung. Das kam auch wegen des schwerfälligen Regierungsapparates und des Nebeneinanderarbeitens. Die feste Hand, wie operativ in der Kriegsleitung, fehlte. Es traten immerhin „kenntnisreiche und gewandte Männer von warmer vaterländischer Gesinnung", wie Graf Limburg-Stirum, und vorher Unterstaatssekretär von Stein zur Verbindung mit dem Reichskanzler in die Oberste Heeresleitung. Dabei hatte diese auch noch die Aufgabe, mit anderen Reichsämtern und in Verkehrsfragen, sowie mit den Regierungen der großen Bundesstaaten zu verhandeln:

> „Ich empfand das Fehlen einer starken Reichsgewalt sehr. Unsere staatliche Vielgestaltung machte sich fühlbar."

Wir haben also in Ludendorff einen lebendigen Fürsprecher für die von unserer Reichsführung ins Werk gesetzte Vereinheitlichung des Reichsgedankens. An verantwortlichster Stelle in schwierigster Kriegslage hatte er die Notwendigkeit dieser Vereinheitlichung durchsorgt und durchlebt! Auch ein Reichskriegsministerium, wie es sogar von höheren einsichtsvollen bayerischen Offizieren gewünscht wurde, vermißte der Feldherr.

In seinen Kampfzielen heißt es darüber:

> „In ihm (Staate) sollen die einzelnen Stämme in freier Selbstverwaltung gleichberechtigt nebeneinander stehen. Bundesstaaten oder selbständigen Ländern, aber auch bürokratischem Zerschlagen von Stammeseigenarten ist damit ein Ende bereitet."

Es ist die gleiche Forderung, die König Heinrich I. im 10. Jahrhundert stellte und im Gegensatz zu seinem Vorgänger, König Konrad, zum Nutzen des in der Auflösung begriffenen Reiches durchführte. Er sagte:

> Wie zur Krone der Reif die Edelsteine faßt, sollen die deutschen Stämme in Treue zusammenstehen!

Demgegenüber, der Vielköpfigkeit der deutschen Staatsleitung, steht die Geschlossenheit der englischen Führung, die auch die seiner Bundesgenossen beherrschte. So wurde man der Krisen in Frankreich unter energischem Willen Herr. Die feindliche Propaganda setzte da ein, wo sie unsere Schwäche entdeckte, die ja seit Jahrhunderten in der Zersplitterung offensichtlich war.

„Der feindlichen Propaganda gelang es in Anlehnung an unsere demokratischen Anschauungen, unsere Regierungsform als autokratisch in Deutschland und in der ganzen Welt in Verruf zu bringen, obschon unser Kaiser nicht die Machtfülle besaß wie der Präsident der Vereinigten Staaten . . ."

„Die feindliche Propaganda verfolgte immer ausgesprochener das Ziel,

die Einigkeit des Deutschen Reiches zu erschüttern. Deutschland von seinem Herrscherhaus und die Dynastien und Regierungen vom Volk zu trennen:

Das war der politische Umsturz."

Ludendorff erinnert an die damaligen Schlagworte, die in aller Welt und in aller Munde waren und noch heute von Mißgünstigen und Unbelehrbaren daheim und als Emigranten geglaubt und zur Verdächtigung des Vaterlandes benutzt werden:

Am meisten ging in die bearbeiteten Hirne ein der Unsinn von „deutschen Weltbeherrschungsplänen", während wir seit Bismarck dem Frieden Opfer gebracht haben. Mit den Kolonien und selbst mit dem Bau der Bagdadbahn war noch kein Weg zur Weltherrschaft beschritten. Auch der Ausbau der Flotte diente der heimischen Verteidigung, wie der Krieg gelehrt hat. Waren wir im übrigen nicht gleichberechtigt und sollten wir nicht am friedlichen Wettbewerb der Völker teilnehmen? Daß wir was konnten und auch kulturell was bedeuteten, sollten das Grundzüge einer Weltbeherrschung sein? — „Die Kriegsziele der Entente waren stets viel, viel weitgehender als die Träume einzelner Deutscher." „Es waren aber nur private Äußerungen, die nichts anderes bei uns bedeuteten, wie in jedem anderen Volke."

In der Propaganda spielten wir den Feindstaaten gegenüber wirklich die Waisenknaben, gehemmt und gehindert auch noch von den Feinden im Innern, die sogar glaubten, was sich die Gegner an Hetzpropaganda leisteten, dem wir, gottlob, rein in unserer Seele, nichts Ebenbürtiges an die Seite zu stellen hatten. Oder wer kennt nicht die

Hetzkarikatur — Zur Psychologie der Entente —[1]).

---

[1]) Karl Kurtius Verlag, Berlin W. 35.

Diese hundert und mehr Schauerbilder, die jetzt doch wohl den Eindruck des Schämens auch bei unseren ehemaligen Feindstaatsmännern und jedem Kulturfreunde hinterlassen! Zur „Psychologie" aber führen wir aus Ludendorff die Worte Bismarcks an, die sich auf die öffentliche Drohung des englischen Premierministers im Unterhause am 12. Dezember 1826 bezogen, wonach England jederzeit die Mächte der Revolution entfesseln könne:

> „Fremde Staaten mit Hilfe der Revolution zu bedrohen, ist heutzutage seit einer ziemlichen Reihe von Jahren das Gewerbe Englands."

Schon vor dem Kriege und gerade zu seiner Bereitung waren wir Deutsche verschrien und sollten allmählich von der Welt abgeschnitten werden, ohne daß eine Gegenwirkung von unserer Regierung erfolgte oder Erfolg hatte. Nach dem Eintreten Nordamerikas in den Krieg wurde das fast zur Unmöglichkeit, so daß diese Hetz- und Lügenmacht Bataillonen und Kanonen gleichzusetzen war, die zu den ins Unermessene gesteigerten Kampfmitteln heimlich dazukamen. Schließlich sollte, wie die freimütigen Veröffentlichungen über den Sieg der Feindpropaganda zeigen, das „Einschmuggeln" von Zersetzungsgedanken in an sich beanstandete Frontlektüre Wunder wirken[1]).

Die Zentrale der Feindpropaganda lag bei Lord Beaverbrook. England arbeitete wirtschaftlich und politisch, Frankreich militärisch und kulturell. Der Dollar gab das Rückgrat, um schließlich im Juden Lord Northcliffe alias Harmsworth, aus Frankfurt a. M. (?), Begründer der „Daily Mail" und Besitzer der „Times", den „Meister der Massensuggestion und der Hetz- und Zersetzungspropaganda" zu feiern. — Das Zerbrechen der Front, die Abdankung des Kaisers und die innere Revolution Deutschlands waren gründlichst gelungen; gegen Ludendorff hatten Lügen zu diesem elenden Erfolge schon frühzeitig Sturm gelaufen, bis seine Absetzung gelang! In diesem ganzen Zusammenhange werden hier die

Friedenssehnsüchte und Verhandlungen

des Jahres 1917 folgerichtig zu besprechen sein; zerrten sie doch dauernd und unmittelbar am Siegeswillen und damit an der Kampfkraft, die gerade damals durch die militärischen Erfolge an den Fronten gestärkt war, wie kaum zuvor.

---

[1]) In „Aus meinem Leben" spricht sich darüber von Hindenburg in erschütternder Weise aus, vgl. Seite 183 u. 265.

Am 6. Dezember 1916 war Bukarest gefallen. Das schien auch für General Ludendorff bei gesicherter Lage der Augenblick zu sein, die vorher schon vom Reichskanzler getätigten Gedanken einer Friedensvermittlung durch Wilson aufzunehmen. Skepsis war aber nach wie vor am Platze. Das Friedensangebot des Vierbundes vom 12. Dezember 1916, hinter dem das Herz des Kaisers stand, hatte den denkbar ungünstigsten Eindruck in den Feindstaaten gemacht, obschon alles vermieden war, was nach einem Schwächeeingeständnis hätte schmecken können. Ludendorff schreibt:

> „Die Ablehnung der Entente hier und bei allen späteren Gelegenheiten zeigt ebenso klar, daß sie keine Verhandlungen wollte, die unserer ehrlichen Friedensbereitschaft aller Welt Kunde gegeben hätten. Sie befürchtete davon eine Schwächung des Vernichtungswillens im eigenen Lager und wollte uns doch im Frieden entscheidend treffen und schwächen."

Versailles, Trianon und St. Germain bestätigen, daß Ludendorff und viele mit ihm seinerzeit nur zu recht hatten! — Er erinnert im Besprechen der Friedensbedingungen an die

> „brutale und herausfordernde Sprache, wie sie (die Gegner) sie führten, ein so wahnsinniges, allen Tatsachen hohnsprechendes Friedensprogramm, wie sie es aufstellten, das hatten wohl nur ganz wenige erwartet, und diese neue Blutschuld an der Menschheit, die sie auf sich geladen haben durch die brutale Ablehnung des Friedensangebots von Deutschland, werden sie nimmermehr abwälzen können."

Über die Friedensvermittlerrolle des Vatikans können wir wohl nach den Aussprüchen vom Juli 1914 und nach Friedensschluß zur Tagesordnung übergehen; denn wir haben nicht die Absicht Satire zu schreiben[1]). Es ist ja bekannt, daß sie keinen Erfolg hatte, obschon es doch hätte einen Weg geben müssen, wenigstens die apostolisch rechtgläubigen Völker vom weiteren Blutvergießen abzuhalten. Dazu mußte nach dem so rechtzeitigen Tode des betagten Kaisers Franz Joseph noch erst die heimliche Großmacht Zita und Sixtus antreten.

[1]) Vergleichen wir die jesuitischen Grundprinzipien, wie sie unter anderem in dem Satz zum Ausdruck kommen: „Wir haben auf den Altären ewigen Krieg geschworen" (S. 258).

Zu den „**Grundlagen der weiteren Kriegführung**" rechnet Ludendorff auch

Dienstpflicht und Arbeitspflicht

wie sie im „Hilfsdienstpflichtgesetz" zum Ausdruck kommen. Die Oberste Heeresleitung hatte bereits im September 1916 damit begonnen, Anträge an den Reichskanzler zu richten „zum restlosen Aufbringen der menschlichen Kräfte". Danach sollte jeder Deutsche vom 15.—60. Lebensjahre dienstpflichtig sein. Auch die Frau mit gewissen Einschränkungen. Es war die große sittliche Aufgabe, „jeden Deutschen in dieser ernsten Zeit in den Dienst des Vaterlandes zu stellen, wie es der uralten germanischen Rechtsauffassung entsprach". Dabei war nicht allein an den sogenannten Arbeitnehmer gedacht, dessen Löhnungsverhältnisse das Reich hätte in die Hand bekommen können. „Schreiende Ungerechtigkeiten" mußten endlich abgestellt werden; denn der Soldat im Felde brachte nicht nur Blutopfer, sondern stand sich schlechter als der Arbeitende im gesicherten Heimatverhältnis. Ein gewisser Drang aus dem Heer in die Heimat war damit erklärt. Die Nachmusterung und Kontrolle sollte lückenloser werden. — Dem Kriegsministerium schlug Ludendorff „das schärfste Zufassen vor; das erforderte die Gerechtigkeit". Die letzten Klagen über Drückebergerei konnten dennoch kaum abgestellt werden. — Jeder kennt noch die Personenrubrizierung in „kriegsverwendungsfähig" und in „garnisonverwendungsfähig". Die Scheidung entsprach nicht dem Ludendorffschen Begriff der Verwendungsfähigkeit und ihrer Anpassungsfähigkeit an die Kriegsbedürfnisse. „Wenn es um alles ging", dann mußte eben jeder „das Gewehr tragen".

Erst am 2. Dezember wurde „nach neuem unendlich vielen, sehr unerquicklichen Drängen der Obersten Heeresleitung" das Hilfsdienstpflichtgesetz angenommen. „Es war nicht Fisch noch Vogel; wir hatten etwas Ganzes gewollt".

> „Der Gesetzentwurf aber hatte sich von den Grundgedanken der allgemeinen Dienstpflicht . . . zu weit entfernt und die Ausnutzung der Arbeitspflicht zur größtmöglichsten Arbeitsleistung nicht gesichert. Dieses Gesetz war in Praxis, vornehmlich durch die Art seiner Ausführung, nur ein Wechselbalg, der mit unserer Forderung, das ganze Volk für den Dienst des Vaterlandes aufzubieten und dadurch Ersatz für

das Heer und Arbeitskräfte für Heer und Heimat zu gewinnen, nichts mehr gemein hatte . . ."

Nach Ludendorff hätten auch die Frauen noch in anderer Weise Männer in der Arbeit ersetzen können, um sie für das Feld frei zu machen. Er verkennt trotz aller Mängel aber nicht, daß das Gesetz „bei Freund und Feind als Zeichen unseres Kriegswillens viel höher bewertet wurde, als Ursache dazu vorhanden war". — Der General hatte Gelegenheit und dienstliche Veranlassung, sich zum erstenmal im Reichstag bei Durchsetzung dieses Gesetzes sehen zu lassen. Der Eindruck, den er bekam, war nicht der beste. Die allgemeine Stimmung war aber mit den gleichzeitigen Erfolgen in Rumänien auch in der Auswirkung nach außen günstig; was jedoch ein solcher Krieg und „das Wesen des modernen Volkskrieges, der eben alles beansprucht", für den Endsieg verlangt, wovon Sein oder Nichtsein Deutschlands abhing, dafür gab es zum Bedauern Ludendorffs nicht das notwendige Verständnis.

„Das Kriegsinstrument"

erforderte jederzeit und ununterbrochen die Beschaffung von Kriegsmaterial. In einem sogenannten

„Hindenburg-Programm"

waren alle die Forderungen der Obersten Heeresleitung zusammengefaßt, die unerläßlich waren, den Feind auf allen Fronten zu beschäftigen und zu schlagen. Mehr Geschütze, Munition und Maschinengewehre waren zu beschaffen. Ein Ausgleich von Steilfeuer- und Flachfeuergeschützen notwendig. Namentlich schweres Flachfeuer wurde beansprucht. Naturgemäß war es nicht leicht für die Industrie, sich zu allen diesen und anderen Beschaffungen so rechtzeitig umzustellen, als es die Front verlangte. Neukonstruktionen bedurften vorsichtiger Prüfung. — Besonders betont Ludendorff, daß die Feldkanone 06 die Tanks durchschlug, sie mußte nur in genügender Anzahl da sein. Auf eine erhöhte Pulverfabrikation wurde Wert gelegt, mit allen Beschaffungen, die dazu gehörten. Schwere Explosionen und Kohlenmangel störten. Die Knappheit des Stahls mußte überwunden werden. Kurzum, mit Neubeschaffung von Lastkraftwagen, Erzeugnissen der Flugzeugindustrie war das

Programm kaum noch ganz durchdacht und angebahnt. Es gehörte dazu auch die Beschaffung von Eisenbahnbetriebsmaterial und der Lokomotivenbau. Besonders wird des Eisenbahnministers von Breitenbach gedacht. — Zu allem gehörte die Bereitstellung menschlicher Kräfte, insonderheit von Qualitätsarbeitern. Es war nicht zu vermeiden, daß die Verwirklichung des Programms Zeit kostete und bei seiner Einführung „Unruhe hervorrief, die eher hemmte anstatt zu fördern". Zu dem ganzen Schritt sahen sich der Generalfeldmarschall und der Generalquartiermeister deshalb veranlaßt, weil die Beschaffungen durch die Kriegsministerien bei Übernahme des Oberkommandos und den erweiterten Aufgaben in den Fronten nicht genügten. Eine Kritik nachträglich, über etwaige Fehlgriffe in der Methode, übersieht, daß „Untätigkeit und Unterlassen schlimmere Folgen zeitigen". Ludendorff sagt ausdrücklich:

> „Die Industrie hat die Kriegführung unterstützt; das wird immer ein Ruhmesblatt für sie sein. Nachdem hier angegeben worden war, welche Anforderungen an sie gestellt würden, hat sie sich mit ihr eigenen Tatkraft an die Erfüllung der zugewiesenen Aufgaben gemacht und immer Besseres geleistet."

Ein Recht auf gute Bezahlung und hohe Löhne bestreitet Ludendorff nicht, verwirft aber Übertreibung und selbstsüchtiges Denken schon im Interesse des Soldaten.

Zum Beschaffungsprogramm gehörte aber auch

die Rohstoffversorgung.

Zur Aufbringung mußten auch die besetzten Gebiete herangezogen werden. Man erinnert sich der Ölnot in der Heimat. Das Land hatte im Winter Mangel an Petroleum. Auch Kohlennot machte sich besonders im Winter 1916/17 fühlbar und drückte auf die Stimmung. Die Erzeugung von Eisen und Stahl machte Schwierigkeiten. Größere Mengen von Eisenerzen kamen aus Schweden und auch aus Transkaukasien. Für die Stahlerzeugung war die Aufbringung von Schrott nötig. Gute Dienste leisteten die Erzbecken in Lothringen, die belgisch-nordfranzösischen und polnischen Kohlengruben. — Auch der Schützengrabenkrieg verlangte Holz und Schottermaterial. Ludendorff sagt, daß er sich bei diesen weitläufigen Fragen „nur um die grundlegenden" bekümmern konnte.

„Sie erforderten trotzdem ein umfassendes Einarbeiten, auch mußte ich dauernd auf dem laufenden sein, um einzelne schwerwiegende Entschlüsse richtig fassen zu können ... Daß wir in vielen Fällen hätten praktischer verfahren können, wird jeder Einsichtige zugeben."

> „In der Rohstoffversorgung des Heeres unterstützte die Wissenschaft die Kriegführung mit allem ihren großen Können. Dafür sei auch der Wissenschaft Dank."

Wo ist denn nun der einseitige „Ich-Mensch", dem seine Neider nur Eigenlob zutrauen und nachsagen!

„Die Verpflegungsfrage"

für Volk und Heer, für Mensch und Pferd gewann große Bedeutung. Ihr widmet in seinen „Kriegserinnerungen" Ludendorff einen besonderen Raum, geht auf die Bedürfnisse der Truppe und dem Lande ein, was der Körper zur Erhaltung der leiblichen und geistigen Kräfte verlangt, um durchhalten zu können. — All die damaligen Maßnahmen sind ja noch im Gedächtnis der lebenden Kriegsgeneration: Auch die Preissteigerungen, Schleichhandel und Hamstern, sowie die Zuspitzung des Verhältnisses zwischen Stadt und Land.

> „Die feindliche Hungerblockade triumphierte, sie brachte uns nicht nur leibliche, sondern auch seelische Not."
>
> „Meine private Ansicht über das Zwangswirtschaftssystem in der Heimat ging dahin, daß es je eher desto besser, in einigen Verpflegungsartikeln sogar sofort, aufzuheben sei und dem freien Handel Platz zu machen habe ... Vor allem mußten die Preise für einzelne Erzeugnisse besser sein und rechtzeitig bestimmt werden, damit die Landwirtschaft sich darauf einstellen konnte. Diese Auffassung hat der gleichdenkende Generalintendant auch gegenüber dem Kriegsernährungsamt vertreten. Es scheint, daß England mit seinem System der Niedrigstpreise besser abgeschnitten hat, indem sich bei ihm die Produktion ganz außerordentlich steigerte."
>
> „Der Landwirt hat gearbeitet. Der Großgrundbesitz besonders hat Entscheidendes geleistet ..."

Der Generalfeldmarschall von Hindenburg sagt in „Aus meinem Leben":

„Man denke an 70000000 Menschen, die im Halbhunger dahinleben, und an die vielen unter ihnen, die langsam an seinen Wirkungen zugrunde gehen! Man denke an die vielen Säuglinge, die infolge Aushungerung der Mütter dahinsterben, und an die zahllosen Kinder, die zeitlebens siech und krank bleiben werden! Nicht im fernen Indien oder China, wo eine mitleidslose kaltherzige Natur den segenspendenden Regen verweigert hat, sondern mitten in Europa, inmitten der Kultur und der Menschlichkeit!“

Die Saalezeitung schrieb — wie aus den damaligen Mitteilungen der Vereinigten Verbände zu ersehen — am 18. September 1917 im Anschluß an einen Ausspruch der amerikanischen Zeitschrift „New Republic“:

„Mit der Uhr in der Hand suchen die Engländer kaltblütig die Zeit, die ihnen bis zu dem Gefahrenpunkt bleibt — nämlich den Verlust des Schiffsraums rechtzeitig zu ersetzen —, für einen englischen Frieden auszunutzen. Kein Mittel des Krieges und der Politik lassen sie unversucht, um uns zu erschüttern und zu betören, ehe sie gezwungen sind, mit dem Sieger zu verhandeln ...“

So sah es schließlich mit der Aushungerung in England gefahrdrohender aus als bei uns.

Das Kriegsernährungsamt

hatte nach Ludendorff „vollstes Verständnis für die Bedürfnisse des Heeres und dafür, daß der Soldat an der Front größte Berücksichtigung verdiente“. — Es war nicht richtig aber, in Berlin bezüglich der Verpflegung in Heimat und im Felde von „zwei getrennten Körpern mit verschiedenen Magen“ zu sprechen. Häufig genug hat das Heer der Heimat geholfen!

Eine besondere Sorgfalt erforderte es, die „Nahrungsmittel vor dem Verderben zu schützen“. Dabei erinnern wir uns der Hin- und Herfahrten von sogenannten Überschußkreisen zur Versorgung von großen Städte- und Industriegebieten, sowie der Unterschußkreise. — Man sprach in diesem Zusammenhange, daß von gewissenlosen Verdienern absichtlich Leer- und Umfahrten auch auf der Oder vorgenommen wurden und gar die Stapelung von dem Verderben

ausgesetzten Erzeugnissen in einer sinnlosen oder gar absichtlich schädlichen Weise erfolgte.

Dem neutralen Auslande, besonders Holland, Dänemark und der Schweiz verdanken wir in der Ernährungsfrage viel; es setzte aber — wie Ludendorff erinnert — böses Blut, daß wir nicht mit den Bewohnern der betreffenden Länder ohne „Organisation" direkt arbeiteten, wie die Feinde es taten und verdienen ließen.

Der Plan eines „Zentralverpflegungsamtes für den Vierbund unter deutscher Führung" schlug fehl, schon wegen der Vielseitigkeit und der Verschiedenheit der etwa aufzustellenden Verpflegungssätze: „Schließlich hätten alle aus Deutschland gelebt." Die Versorgung Belgiens schied für die deutsche Verwaltung, auf Grund besonderer internationaler Vereinbarungen, aus.

„Weiterer Ausbau des Heeres"

Darunter greift General Ludendorff eine Reihe von überaus wichtigen Maßnahmen und militärischen Anordnungen zur Kräftigung der Fronten zusammen, um für die nun bevorstehenden großen Abwehrschlachten voll gerüstet zu sein. Er vergißt nie die Sorge für den Soldaten, wie wir es an ihm in der Friedenszeit gewohnt waren. Ihm ist dabei schmerzlich, daß der aktive Offizier, der im Frieden mit seinen Leuten inniger verkehrt hatte und den inneren Dienstbetrieb kannte, ersetzt werden mußte auch von jüngeren Kräften des Offiziernachwuchses oder von älteren Offizieren des Beurlaubtenstandes. An diese wurden schon so ungeheure Anforderungen an körperlicher und geistiger Kraft gestellt, daß Wert auf den sogenannten „inneren Dienst" weniger gelegt wurde. Damit aber gingen Manneszucht und äußere Haltung des Soldaten während der Länge des Krieges verloren. „Der Soldat ließ sich gehen." Trotzdem spendet Ludendorff den inaktiven Bataillonsführern wie den jüngsten Kompagnieführern soldatisches Lob: Wenn bei der mangelhaften Ausbildung des Offiziersersatzes Unzulänglichkeiten und Unzuträglichkeiten vorkamen, so kann ihm doch nachgerühmt werden, daß in Not und Gefahr der Mann selbst auf den jüngsten Kompagnieführer sah; denn auch diese wußten voller Hingabe in den Tod zu gehen. — Dem Offiziersersatz durch kampferprobte Friedensunteroffiziere redete Ludendorff das Wort. Er geht in „seinen Kriegserinnerungen" auf die Bedeutung des

Unteroffizierstandes und dessen überaus treue Pflichterfüllung mit besonderer Genugtuung ein, namentlich nachdem immer mehr die Gruppe im Gefecht zur Kampfeinheit geworden war. Die alte Heeresausbildung hatte sich bewährt, nicht minder auch in der gewissen Selbständigkeit des Mannes, die ihm immer mehr zugebilligt werden mußte, nachdem man gelernt hatte, dem Gegner in der Abwehrschlacht nicht mehr starre Linien entgegenzusetzen, die besonders durch Fliegeraufklärung und überhaupt im Gelände erkennbar waren, sondern überging zu dem System des Kampfvorfeldes, das nunmehr der besonderen Ausbildung hinter den Fronten bedurfte sowie in den dorthin verlegten Rekrutendepots und in der Heimat geflissentlich eingeführt und geübt wurde. Es entstanden die sogenannten Stoßtrupps und Spezial-Lehrbataillone dafür. Ludendorff hebt Armeekommandos und auch einzelne Offiziere hervor, die seiner Anregung zu diesem Vorfeldkampfe mit größtem Geschick gefolgt waren. Die Idee einer so elastischen Front verpflichtete nicht mehr unter allen Umständen am Gelände zu kleben, das schließlich im Gegenstoß wiedergewonnen wurde; wichtiger war, daß die Gruppe und die Maschinengewehrnester stets abwehrbereit im Gelände verschwanden. Bei den starren Linien war es vorgekommen, daß nach Gasangriffen der Angreifer eher in den Linien war als diese, aus den Unterständen heraus, besetzt wurden.

Beherzigenswert ist für alle Zukunft, was Ludendorff zusammenfassend sagt:

> „Jeder Führer brauchte Spielraum für seine Betätigung. Ich habe immer wieder bei den Kommandostellen wie bei dem Generalstab darauf hingewirkt, daß hier keine Beschränkungen Platz griffen, die wider die Natur des Krieges sind."

Er lehnte die „Bevormundung der niederen Führer" ab, wie sie im Stellungskriege „bedenkliche Fortschritte" gemacht hatte.

Die Fürsorge für die Front erstreckte sich auch auf möglichst zahlreiche Beurlaubung, die natürlich zu den Kampfzeiten eingeschränkt werden mußten. — Der Wechselwirkung durch Verwundete und Genesene zwischen Heimat und Front wird gedacht. Ferner der Versorgung mit Lesestoff und Zeitungen. Man war sehr großzügig, Zeitungen aller politischen Schattierungen zu gestatten. Zu Verboten kam es nur selten durch die Armeeoberkommandos. Diese

hatten im Grabenkriege, bei dem Hin- und Herwerfen der Divisionen, sogenannte **Wirtschaftskompagnien** gebildet, die ebenso auf den verschiedenen Fronten „bodenständig" wurden, wie auch die Kolonnen und Trains, schon um die Eisenbahn bei den dauernden Bewegungen hinter der Front oder von Front zu Front zu entlasten. — Für die Kavallerie bot der Grabenkrieg keine Betätigung. Es wurden sogenannte „Kavallerie-Schützenregimenter" in Bataillonsstärke zusammengestellt. Der Stellungsbau fand Verbesserung, und es trat Belehrung dafür ein. — In jeder Beziehung machte die Ausbildung Fortschritte. Auch der Generalstabsoffizier mußte vielfach ersetzt werden und wurde kriegsmäßig, in der Nähe von Sedan, herangebildet. Ludendorff verwahrt sich dagegen, daß diese Offiziere zu jung waren. Sie wurden nur aus solchen genommen, die sich taktisch im Felde bereits bewährt hatten. Er gedenkt des Besuches eines damaligen sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten, der als Kriegsberichterstatter tätig war. Dieser hat Ludendorff gegenüber sein früheres Verkennen der Bedeutung der Ausbildung des aktiven Offiziers, seine Befähigung, Mannschaften zu führen und für sie zu sorgen, ausdrücklich eingestanden und sich auch gerade über den deutschen Generalstabsoffizier „als Seele des Heeres" anerkennend ausgesprochen.

Den höheren Truppenführern, besonders dem Regimentskommandeur und dem Divisionsführer widmet Ludendorff bei Beurteilung des Stellungskrieges und der Abwehrschlacht besondere Beachtung, wie sie sich in die veränderten Lagen als Truppenführer hineinfanden, obwohl häufiger Wechsel durch Verwundung oder Abgang stattfand.

Die Armee war im Laufe des Jahres 1917 kraftvoller geworden. Das zeigte schon die Durchführung des Feldzuges gegen Rumänien.

In „seinen Kriegserinnerungen" findet Ludendorff für die Erstarkung deutscher Kraft folgende Worte:

> „In den Bewegungskämpfen des rumänischen Feldzuges hatte die deutsche Führung ihr altes Übergewicht von neuem bekundet. Die deutsche Truppe, die auch die Bundesgenossen mitriß, hatte in freiem selbständigen Handeln den starken Feind geschlagen ..."

> „... Es war ein Zusammenfassen der gesamten vorhandenen Kräfte auf ein Ziel, den Ansturm der Entente abzu-

wehren und sich die Lebensmöglichkeiten zu erhalten. Dieser Ansturm war zusammengebrochen, und die Hilfsquellen der Walachei waren unser. Die ungeheure Überlegenheit der Entente an Menschen- und Kriegsmitteln war an der Haltung der Truppen und der Sicherheit und Entschlußfreudigkeit der Führung zerschellt."

„In den Abwehrkämpfen hatten die deutschen Truppen trotz vieler Rückschläge ihren Mann gestanden . . ."

„An allen Teilen der gewaltigen Front hatte das deutsche Heer, hatte jeder einzelne sein Bestes und buchstäblich das letzte hergegeben. Nur hierdurch waren die Erfolge möglich gewesen, für die dem deutschen Soldaten die Weltgeschichte den Lorbeer geben wird . . ."[1])

Die Ruhe dauerte weder bei Freund noch Feind nicht lange. Aus der Erschöpfung erholte man sich. Und nun präge jeder die gewaltigen Schlachten des Jahres 1917 in eherne Lettern, wie sie der Erste Generalquartiermeister in seinem Buche der unvergänglichen Taten beschriftet:

Alberich Bewegung zwischen Arras und Soissons
— Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht, März 1917. —

Die Bedeutung der Siegfriedstellung findet ihre Erläuterung „in der strategischen Auswertung unserer rückwärtigen Bewegung".

Doppelschlacht an der Aisne und der Champagne
— Heeresgruppe Deutscher Kronprinz, Frühjahr 1917 —

Kämpfe im Wytschätebogen in Flandern
— südlich Ypern — Juli 1917. 4. Armee —

Kämpfe in Ostgalizien — Juli und August 1917 —

Flandernschlacht — Sommer und Herbst 1917.

Bereits in unserer Einführung hatten wir vorweggenommen, was einen Ludendorff während und nach diesen gewaltigen Schlachten seelisch bestürmte und seinen Geist beschäftigte. Wir wiederholen nur die ergreifenden Worte:

„Ich war schon lange freudlos geworden."

[1]) Nirgends findet sich bei Ludendorff gespreiztes „Ich und Eigenlob", wie unverantwortlich die von Logen hochbewertete Broschüre vom „erledigten" Ludendorff verleumdet!

Dazwischen

Kämpfe vor Verdun, August 1917

— 11. Isonzoschlacht — August/September 1917 —

— Udine, Tagliamento, Piave —

Einnahme von Riga — 1. September 1917 —

— Tarnopol, Czernowitz, Oesel —

Die Schlacht um die Laffaux-Ecke — 22. Oktober 1917 —

Die Schlacht bei Cambrai — November 1917.

Der Zusammenbruch Rußlands war erfolgt und zeitigte im Gefolge die russische Revolution. Bis zu dieser die verschiedenen Bestrebungen, eine polnische Armee zu schaffen und, um dafür Polen geneigt zu machen, ein Königreich Polen zu gründen. Der General von Baeseler, Gouverneur in Warschau, hatte seinen Optimismus gegen die Bedenken des General von Conrad der Reichsregierung eingeimpft. Ludendorff erklärt ausdrücklich, daß er der Vater dieses Gedankens nicht gewesen sei. Ihm lag allerdings die Sorge ob, auch durch polnische militärische Kraft den Gesamtkriegswillen zu stärken. Er hat aber kein Hehl daraus gemacht, daß ihm lieber ein Friede mit Rußland wäre, als eine polnische Armee, weil diese höchstens 4—5 Divisionen hätte aufstellen können, während bei einem Frieden mit Rußland gewaltige gegnerische Kampfkörper ausschieden. Ein früherer Friedensschluß, wie er nach dem Waffenstillstand eintrat, war ausgeschlossen, da Rußland in seiner Kriegführung von England zu abhängig war. — Polen scheint aber von vornherein für seine Unabhängigkeitsbestrebungen mehr von der Entente gehalten zu haben, als von Deutschland und Österreich-Ungarn, welch letztere ihre eigenen politischen Bestrebungen hinsichtlich Polens zeigten.

Es war der schon berührte Notschrei Englands und die Siege der Verbündeten auf allen Fronten, wie auch die bessere Verpflegungsgrundlage durch den Besitz von Rumänien und anderer weiter Gebiete, die nunmehr auch die Vereinigten Staaten von Amerika gegen uns ins Feld rufen sollten. — Nicht der „Lusitaniauntergang", der soviel Aufregung verursachte, war der Grund. Das war nur „das Streichholz, das das Stroh entzündete". Es wurde weidlich zur Propaganda ausgenutzt. Grund vielmehr zum Kriege war, was der amerikanische Admiral Sims am 3. Juni 1917

in London ausgesprochen hatte, in Wiederholung anläßlich eines amerikanischen Flottenbesuches in England 1910:

„. . . wenn je die Zeit käme, wo der Bestand des englischen Reiches ernstlich bedroht wäre, dann könnte England auf jedes Schiff, jeden Dollar und jeden Blutstropfen jenseits des Atlantik zählen."

Von anderer amerikanischer Seite wurde in Verbindung mit der „Lusitania-Affäre" ausgesprochen:

„. . . Deutschland wurde eine Gefahr, und Amerika erkannte diese Tatsache. Aus diesem Grunde sind wir an die Sache herangetreten und wir glaubten sie zu durchschauen. Wir sind überzeugt, daß unser Volk nach dem Kriege die Führung haben wird. Wir werden nicht nur Deutschland, sondern ganz Europa führen. Die Nationen werden viel von uns erwarten, vor allem den Frieden und sie werden ihn bekommen, aber zu unseren Bedingungen und zu unseren Preisen!"

Die haben wir denn gründlich 1918 und durch die Erfüllungspolitik kennengelernt. — Den Amerikanern sollte es aber unsere militärische Kraft noch bis November 1918 nicht leicht machen.

Die Gesamtbeurteilung der Lage und die Anspannung aller Kräfte vom Herbst 1916 bis zum Eintritt der Nordamerikaner in den Weltkrieg, um uns klein zu kriegen, findet ihre klassische Bestätigung im Werke Paul von Hindenburgs: „Aus meinem Leben".— Klar und kurz werden u. a. die Anforderungen, die an die Oberste Heeresleitung zur Niederwerfung der italienischen und mazedonischen Front gestellt werden, beurteilt und folgendermaßen entschieden:

„Wie ich schon früher ausführte, vertrat ich dauernd die Anschauung, daß Italien viel zu sehr unter dem wirtschaftlichen und damit unter dem politischen Druck Englands stünde, als daß dieses Land, selbst durch eine große Niederlage, zu einem Sonderfrieden zu zwingen wäre . . . Dem gegenüber (es handelt sich um die erklärlichen Wünsche des Generaloberst von Conrad) glaubte ich es jedoch nicht verantworten zu

können, so viele deutschen Truppen (12 Divisionen) auf nicht absehbare Zeit in einem Unternehmen festzulegen, das nach meiner Anschauung zu weit von unseren allerwichtigsten und gefährlichsten Fronten in Ost und West lag."

„Ähnlich verhielt es sich mit der Frage des Angriffs auf die Ententetruppen in Mazedonien . . . Ein entscheidender Erfolg unsererseits hätte die Entente zur Räumung dieses Landes zwingen können . . . Hätten wir die Ententekräfte zum Abzug aus Mazedonien gezwungen, so würden wir sie an unserer Westfront auf den Hals bekommen haben . . ."

Die feindliche mazedonische Front, in der die kläglichen Reste der serbischen Armee standen, war übrigens von österreichischen Überläufern slawischer Nationalität durchsetzt.

Ebenso ernst wie ein Ludendorff, beurteilt ein Hindenburg den Krieg unter dem Eindruck der Tatsachen des Winters 1916/17:

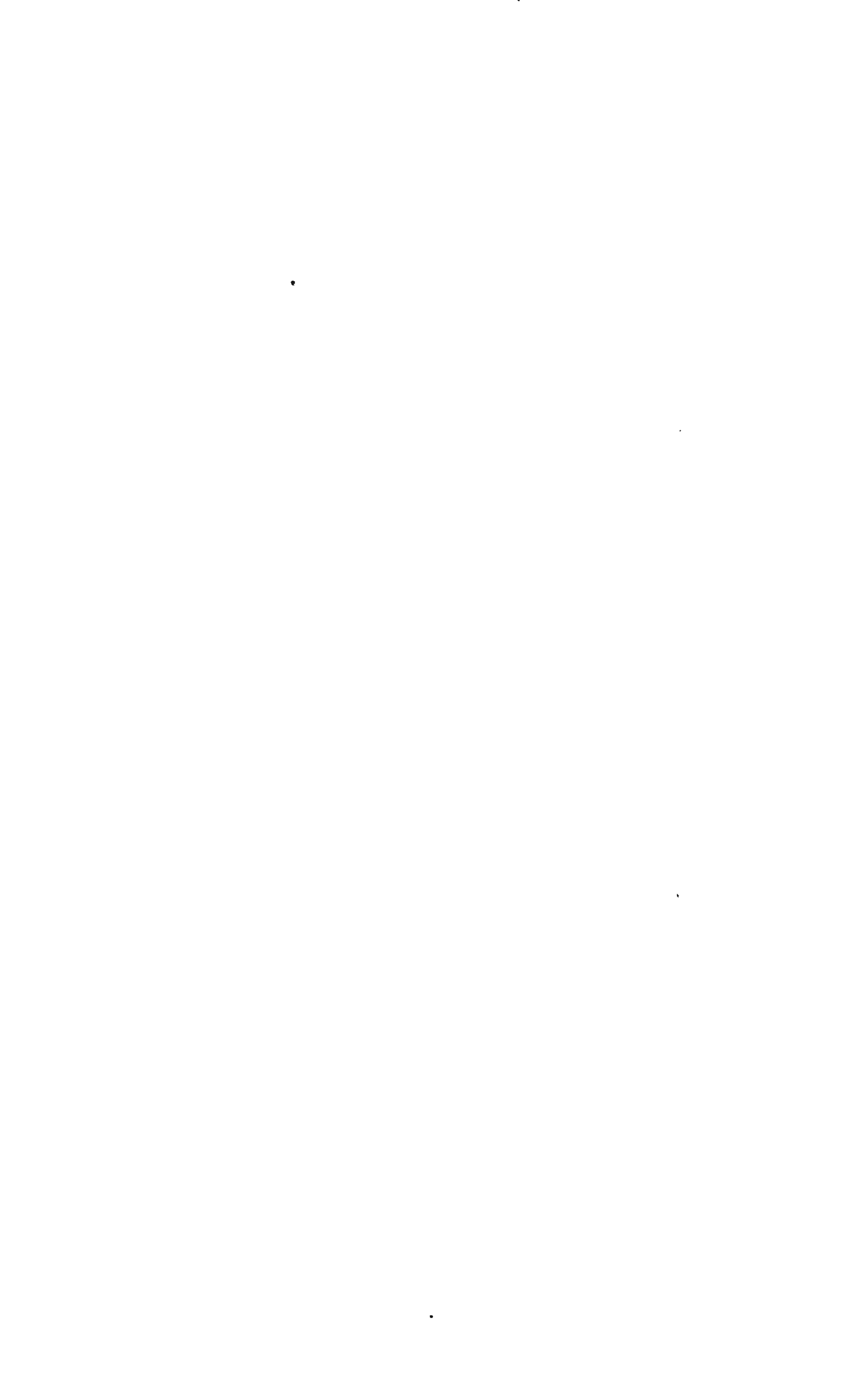
„Man ist angesichts solcher Tatsachen (es handelt sich darum, daß das Schicksal der belgischen, serbischen und rumänischen Armeen ‚an einem Haare gehangen') nur zu leicht geneigt, dem Zufall im Kriege eine große Rolle zuzusprechen. Mit diesem Ausdruck würdigt man den Krieg aus seiner stolzen Höhe zu einem Glücksspiel herab. Als solches ist er mir niemals erschienen. Ich sah in seinem Verlauf und Ergebnis, auch wenn letzteres sich gegen uns wendete, immer und überall eine herbe Folgenreihe unerbittlicher Logik. **Wer zugreift und zugreifen kann**, hat den **Erfolg** auf seiner Seite. Wer das unterläßt, und unterlassen muß, verliert."

Das Beziehen der sogenannten „**Siegfriedstellung**", also einer Rückverlegung der um 10 km eingedrückten Frontbreite auf 40 km, entsprach ganz den Anschauungen des Ersten Generalquartiermeister, gewürdigt vom Generalfeldmarschall. Es war für ihn ebenfalls eine sogenannte „strategische Bereitstellung". Sie erfolgte, obschon man sich darüber klar wurde, daß sie dem deutschen Heere in der Feindpropaganda und auch in der Heimat als „Rückzug" und demnach als Schwäche angesehen werden konnte und auch vorübergehend so angesehen wurde. Die taktisch günstiger auszunutzende Lage, die geschaffen wurde, im Abschnitt Soissons—Arras mit den Hauptstützpunkten Cambrai—St. Quentin—La Fère war für

die Oberste Heeresleitung entscheidend. Lassen wir von Hindenburg sprechen:

> „Die Lage forderte gebieterisch eine Verbesserung; wir liefen sonst Gefahr, aus diesem Bogen heraus durch erneute feindliche Angriffe . . . umfaßt zu werden. Ein eigener, umfassender Angriff gegen den eingebrochenen Feind war die nächstliegende, angesichts unserer Gesamtlage aber auch die bedenklichste Lösung. Durften wir es wagen, . . . während wir vielleicht an anderer Stelle der Westfront oder an der Ostfront einen Zusammenbruch erlebten? Es zeigte sich hier wieder einmal, daß unsere Kriegführung, wenn sie mit großen Plänen nach der einen Seite blickte, die Augen nach der anderen nicht verschließen durfte."

Mit deutscher Gewissenhaftigkeit legt General von Hindenburg die Anspannung aller Kräfte klar, in der Betonung, daß „außerhalb unbedingtester kriegerischer und politischer Notwendigkeiten liegende Absichten" nicht noch mehr gesteigert werden durften. „Selbst vortreffliche Pläne, die sichere Aussichten auf große kriegerische Erfolge boten, konnten uns nicht von der zunächst wichtigsten Kriegsaufgabe ablenken. Diese war der Kampf im Osten und Westen, und zwar auf beiden Fronten gegen erdrückende Überlegenheiten."



Das Jahr 1918

Beherzigenswerte militärische Notwendigkeiten ohne jede Sentimentalität, wenn die Lebensfrage des Volkes auf dem Spiele steht, sind es, die den Generalfeldmarschall und General Ludendorff zu **einem Willen** auch in den Feldoperationen des Jahres 1918 zusammenschweißten:

> „Ein Führer, der es nicht auf sich nehmen kann oder will, die letzte Kraft an den Erfolg zu setzen, ist ein Verbrecher an dem eigenen Volk. Mißlingt ihm der Schlag, dann freilich wird er von dem Fluch und dem Hohn der Schwachen und Feiglinge getroffen. Das ist nun einmal das Schicksal des Soldaten. Es würde jeder Größe entbehren, wenn es nur auf sicheren Berechnungen sich gründen ließe und wenn die Erringung des Lorbeers nicht abhängig wäre von dem Mute der Verantwortung. Diesen Mut heranzubilden, war Ziel unserer militärischen Erziehung."

So spricht der Generalfeldmarschall über die Frage des vollen Einsatzes der Unterseeboote hinaus und umfaßt damit auch die Grundlage der ganzen militärischen Erziehung und Betätigung im Frieden und im Kriege, wie wir sie an Ludendorff miterlebten. Genau wie er, sieht auch der Generalfeldmarschall im Eintritt der Amerikaner in die feindlichen Fronten noch keinen Grund etwa das Schwert aus der Hand zu legen. Aber Machtmittel, die uns geboten sind, auch im verschärften U-Boot-Kriege, mußten natürlich bis zum bitteren Ende angewandt werden. Oft genug waren die deutschen Waffen im Verein mit ihren Verbündeten nahe daran, den „Siegerkranz an uns zu reißen, und wir werden vielleicht auch erkennen lernen, daß andere als militärische Gründe uns um ein erfolgreiches oder wenigstens erträgliches Kriegsende brachten".

Mit diesen Sätzen will wohl Paul von Hindenburg auch auf die Verzögerungen und Mißhelligkeiten bei den Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk, die am 23. Dezember 1917 begonnen hatten, hindeuten und dann nicht zuletzt darauf, was an Verrat am Tagliamento mehr und mehr ans Tageslicht kam. Hatte doch Kaiser Karl I. dem General Goiginger den Befehl gegeben, die erfolgte Besetzung der Brücken wieder aufzugeben, so daß die 2. und 3. italienische Armee mit König, Generalstab und Gros statt gefangen genommen zu werden, entschlüpfen konnte! — Ein Yorck von Wartenberg war Goiginger nicht, den sicher von Conrad mit seinem Kopfe gegenüber den Köpfen im Heere und Hoflager Karls gedeckt hätte. Das ist meine soldatische Meinung! — Auch in der möglichst schnellen Erledigung des für den Sieg an der Westfront so unerläßlichen Abschlusses des Friedens mit Rußland waren sich die beiden Kampfgenossen völlig einig. Das ergibt sich aus ihrer Solidarität bei einem gewissen Mißfallen des Kaisers dem General Ludendorff gegenüber wegen der nicht innegehaltenen Forderungen an russischen Gebietsabtretungen im Osten, die für die militärische Lage auch in Zukunft für den General notwendig waren und mit dem Staatssekretär von Kühlmann besprochen waren. Es kam schließlich am 7. Januar 1918 zu einer Denkschrift, deren Untergrund auch in den unerquicklichen Verhältnissen zwischen der Obersten Heeresleitung und dem Reichskanzler Grafen von Hertling lagen. — Wie ernst beide Männer ihre Verantwortung trugen, die nichts anderes im Sinn hatten, als, sobald wie möglich, spätestens im März den entscheidenden Schlag im Westen zu führen, ehe noch Amerika in den Kampf trat, das zeigt der Wortlaut der Denkschrift. Da heißt es nach Ludendorff am Schluß:

> „Solange nur beraten und nicht gehandelt wird, treten die Gegensätze (zu dem Auswärtigen Amt) scheinbar zurück. Wird aber, wie jetzt, in der austropolnischen Lösung gegen Österreich oder in Brest gegen die Russen zur Tat geschritten, so zeigen sich die gegensätzlichen Auffassungen in ihrer ganzen Schärfe. Bei jeder Gelegenheit wird sich dies und damit die jetzige Lage wiederholen.
>
> Eurer Majestät hohes Recht ist, zu entscheiden. Aber Eure Majestät werden nicht verlangen, daß aufrichtige Männer, die Eurer Majestät und dem Vaterlande treu gedient haben,

sich mit ihrer Autorität und ihrem Namen an Handlungen beteiligen, an denen sie sich aus innerster Überzeugung als schädlich für Krone und Reich nicht beteiligen können.

Eure Majestät werden nicht verlangen, daß ich Euer Majestät Vorschläge zu Operationen unterbreite, die zu den schwersten der Weltgeschichte gehören, wenn sie zur Erreichung bestimmter militärpolitischer Ziele nicht nötig sind.

Eure Majestät bitte ich alleruntertänigst, Sich grundlegend zu entscheiden. Meine und des Generals Ludendorff Person dürfen bei Staatsnotwendigkeiten keine Rolle spielen."

Der Kaiser entschied nicht, überließ es vielmehr dem Reichskanzler, der betonte, daß er für die Friedensverhandlungen verantwortlich sei. Tatsache war aber, daß in Heer und Volk die Oberste Heeresleitung selbstverständlich mit für den Frieden mit Rußland verantwortlich galt. Die Reichsregierung klärte das Verhältnis nicht in geeigneter Weise öffentlich auf. Und schließlich gewann man den fälschlichen Eindruck, als wenn der General Ludendorff sogar regiere und nicht die Reichsregierung. — Alle die es miterlebten, erinnern sich der unerträglichen Spannungen, die durch Brest-Litowsk und die Eigenwünsche der Habsburger Interessen durch den Grafen Czernin hervorgerufen wurden. Wie aber muß es der Obersten Heeresleitung unter den Nägeln gebrannt haben, die mit dem gesamten Heere im Angriffsgeiste stark, endlich den Sieg erzwingen wollte. — Rückschauend muß man nüchtern sich hier vergegenwärtigen, daß Graf Hertling, der aus dem Zentrumslager kam, also römisch apostolisch wohl ebenso stark war, wie der Habsburgische Graf Czernin und wohl auch der jesuitische Beichtvater Kaiser Karls oder der Kaiserin Zita im „Tagliamentowunder". Und wie wir wissen, war der Vatikan die Kriegsstichflamme ins Herz Habsburgs, wie am Rheine ein Hauskaplan einer Regimentskapelle gebot! Was wir dann in Bukarest an menschlichen Allzumenschlichkeiten zur Zeit der Friedensverhandlungen mit Rumänien vom Kreise Kühlmann zu hören bekamen, steht im Gegensatz zum Glauben an Deutschland und seiner sieghaften Kraft eines von Hindenburg und Ludendorff! — Letzterer bemerkt, daß Reichskanzler von Hertling „die Weihnachtsrede des Grafen Czernin in Brest-Litowsk ausdrücklich genehmigt hatte. Er trieb also, wie es sein Recht war, eine durchaus eigene Politik und hielt sich hierbei

auch nicht an Abmachungen mit uns gebunden. Was Graf Hertling zu dieser veränderten Stellungnahme veranlaßte, ist mir auch heute noch unverständlich!" Das war bei Abfassung des Buches, jetzt wird wohl Ludendorff längst mit uns tiefer sehen, ebenso wie die Verzögerung des Friedensschlusses in Brest-Litowsk seitens der bolschewistischen Führer nicht nur deren Wunsche entsprach, auch unsere Front mit dem Weltrevolutionsgeiste zu erfüllen, sondern wie hinter diesem Verlangen Großjuda und Freimaurerei mit der Knute stand, dem Deutschen doch noch den schließlichen Sieg zu entreißen!

Aufmerken läßt ein Satz des Generalfeldmarschalls hinsichtlich dieser Zeit. Er sagt im Buch „Aus meinem Leben" in bezug auf die vorschreitende Zersetzung des russischen Heeres:

> „Unser Plan ist von Anfang an, diesen Gang der Ereignisse nicht zu stören; wir müssen nur auf der Hut sein, daß er uns nicht stört, ja vielleicht zerstört. Man muß in dieser Lage an die Lehren der Kanonade von Valmy denken, die mehr als 100 Jahre früher die aufgewühlten und zerrissenen französischen Volkskräfte wieder zusammenschweißte und den Antrieb gab zu jener großen blutroten Flut, die ganz Europa überschwemmte."

An anderer Stelle, um das einzuschalten, hat sich Ludendorff dagegen verwahrt, daß er seinerzeit die russischen Führer des Bolschewismus aus der Schweiz in plombierten Wagen nach Rußland zur Vervollständigung der Revolution hat schaffen lassen. Wem daran gelegen sein konnte, das ist denn wohl heute deutlich, wo Ludendorff in die Winkel der Überstaatlichen geleuchtet hat.

Mit der russischen Friedensfrage war unmittelbar auch das Schicksal Polens verbunden. Auch die Politik gegenüber Litauen und Kurland war davon beeinflußt.

Die Vorbereitungen zum Angriff

Die Brest-Litowsker Friedensverhandlungen hatten vorübergehend zwischen Ludendorff und dem General Hoffmann Verstimmungen gebracht. — Man kann sich vorstellen, wie sehnsüchtig ein Machtspruch in der Frage auch deshalb erwartet wurde, weil davon das weitere Gedeihen der österreichischen Front abhängig war. Man stelle sich vor, daß die k. k. Armee

1800000 Mann an Gefangenen

verloren hatte. Wir wissen, wie die tschechischen Truppen in Scharen überliefen oder zu Gefangenen wurden, was ihnen ja später als Heldentat tschechischer Nationalität bestätigt wurde. Wurden die geschwächten Österreich-Ungarischen Verbände durch den russischen und rumänischen Frieden frei, so konnte auch Deutschland seine Truppen aus der italienischen Front ziehen. Derartige Truppenbewegungen fanden von der Zeit um die Jahreswende an statt. Auch aus der mazedonischen Front holte man, abgelöst durch bulgarische, deutsche Truppen nach dem Westen.

Noch einmal mußten die Feindseligkeiten gegen Rußland am 18. und 19. Februar gegen Trotzki aufgenommen werden, bis dann am 3. März der Frieden von den russischen Bevollmächtigten unterschrieben wurde. Ludendorff sagt dazu:

> „Mir lag nichts an der Zerstörung Rußlands oder einer Schwächung, die ihm das Leben nahm. Ich hoffte vielmehr, daß die Wiederherstellung des Reiches von der Ukraine ausgehen würde; auch wäre mir eine russisch-polnische Lösung der polnischen Frage die denkbar liebste gewesen. Litauen und Kurland bildeten für Rußland keine Lebensfrage, ebenso wenig wie Batum und Kars. Der Verlust von Estland und Livland war für Rußland empfindlich. Hier konnten und

sollten Rußland alle erdenklichen Erleichterungen gegeben werden . . . Die Bedingungen enthielten sich im übrigen jeden Eingriffs in das innerpolitische und wirtschaftliche Leben Rußlands und legten ihm nichts auf, was mit der Ehre eines selbständigen Staates unvereinbar war und seine Bewohner knechtete . . . Das Gerede über den Brester Gewaltfrieden wird verstummen."

Die Oberste Heeresleitung ließ nichts unversucht, um Regierung und Heimat davon zu überzeugen, daß der Krieg nur durch den Angriff zu einem siegreichen oder befriedigenden Ende geführt werden konnte. Man lud Vertreter der Freien Gewerkschaften, dann auch die der christlichen und von Angestelltenverbänden in das Große Hauptquartier und überzeugte sie dort davon. Sie sprachen sich gegen den Streik aus, fühlten ein Stück der Verantwortung. Wünsche wurden entgegengenommen. Die Herren saßen mit bei Tisch, und das Gerede, daß die Oberste Heeresleitung nur mit der „Schwerindustrie" verkehrte, wurde erschlagen. Es wurde mal wieder betätigt, was im „Volk in Waffen" nicht nur Worte waren. — Bedauerlich blieb, daß die Linksmehrheit des Reichstages die Regierung mehr und mehr beherrschte. Das kam dann leider auch zum Ausdruck, als die ersten revolutionären Zeichen in der Marine sich meldeten und sogar von den entsprechenden Volksvertretern mit gedeckt wurden. Der Reichskanzler von Hertling war nicht der Mann mit eisernem Kriegswillen, ja er hieß oder nannte sich wohl auch selbst „Versöhnungskanzler". Sein Vorgänger Dr. Michaelis konnte sich „als Rechtskanzler" nur kurze Zeit halten und war absolut keine Gestalt eines Diktators im Innern, wie er nach dem Sturze des Reichskanzlers Bethmann-Hollweg, zu dem ihm letztlich der Kronprinz verhalf, von allen hätte verlangt werden müssen. Was machte denn Frankreich in seiner bedrängtesten Lage? Der alte „Tiger" Clemenceau biß alle Flauen, Miesmacher, Drückeberger und Verräter so kräftig, daß die zermürbten französischen Fronten wieder standhielten. Vor dem Hause eines jeden Drückebergers im entlegensten Dorfe wurde eine entsprechende Tafel zur Verächtlichmachung des Deserteurs und Feiglings aufgestellt. — Ludendorff erinnert auch an Lloyd George als Diktator. Ein deutscher Diktator mußte in Berlin sitzen. Wie konnte Ludendorff das alles zur Vorbereitung für den Angriff vom Großen Hauptquartier aus machen. — Es waren Stimmen, die ihn als Reichskanzler vorschlugen.

Schwer genug wurden ihm die Entscheidungen. Es war aber nicht Scheu vor Verantwortung, die ihn zurückhielt, sondern das einfache Erkennen,

> „daß eine Menschenkraft nicht ausreicht, das Volk in der Heimat und das Heer am Feinde in diesem Volks- und Weltkriege allen Widerständen und Reibungen zum Trotz, denen ich als Vertreter des berüchtigten Militarismus überall begegnet wäre, gleichzeitig zu führen."

Clemenceau und Lloyd George hatten mit der Kriegsführung unmittelbar nichts zu tun. Ein Vergleich mit früheren Kriegen, mit Friedrich dem Großen und Napoleon war nicht am Platz.

„Eins war allerdings gewiß, die Macht gehörte in eine Hand."

Die Oberste Heeresleitung drängte unausgesetzt auf Ersatzgestellung, auf das Herausziehen Kriegsverwendungsfähiger aus der Industrie spätestens im Frühjahr 1918, auf Verlängerung der Wehrpflicht u. a.:

> „Die Lage muß sich kritisch gestalten, wenn wir nicht tatkräftig und sofort handeln. Handeln wir in diesem Sinne, so wird auch das Heer den Krieg zum guten Ende führen.
>
> Für alle an den vorstehend behandelten Fragen verantwortlichen Stellen besteht also eine ungeheure Verantwortung. Insbesondere darf namentlich dem Reichstage, den Gewerkschaften usw. kein Zweifel darüber gelassen werden, daß auch sie durch Zaudern und Ablehnen die schwerste Schuld auf sich laden. — Daß, nachdem Monate unbenutzt verstrichen, schnelles Handeln geboten ist, bedarf keines Hinweises."

Das stand in einem Schreiben Ludendorffs, welches keinen Erfolg hatte, möglicherweise auch dem Reichstag gar nicht zugegangen war. — In einer gewissen Resignation schließt in seinem Buche Ludendorff diese aufreibenden Kämpfe um das Notwendige, wie folgt:

> „Mir blieb nichts anderes übrig, als neben meinen gewaltigen Aufgaben an der Front das Ringen mit der Regierung weiterzuführen, um das zu erhalten, dessen das Heer zum

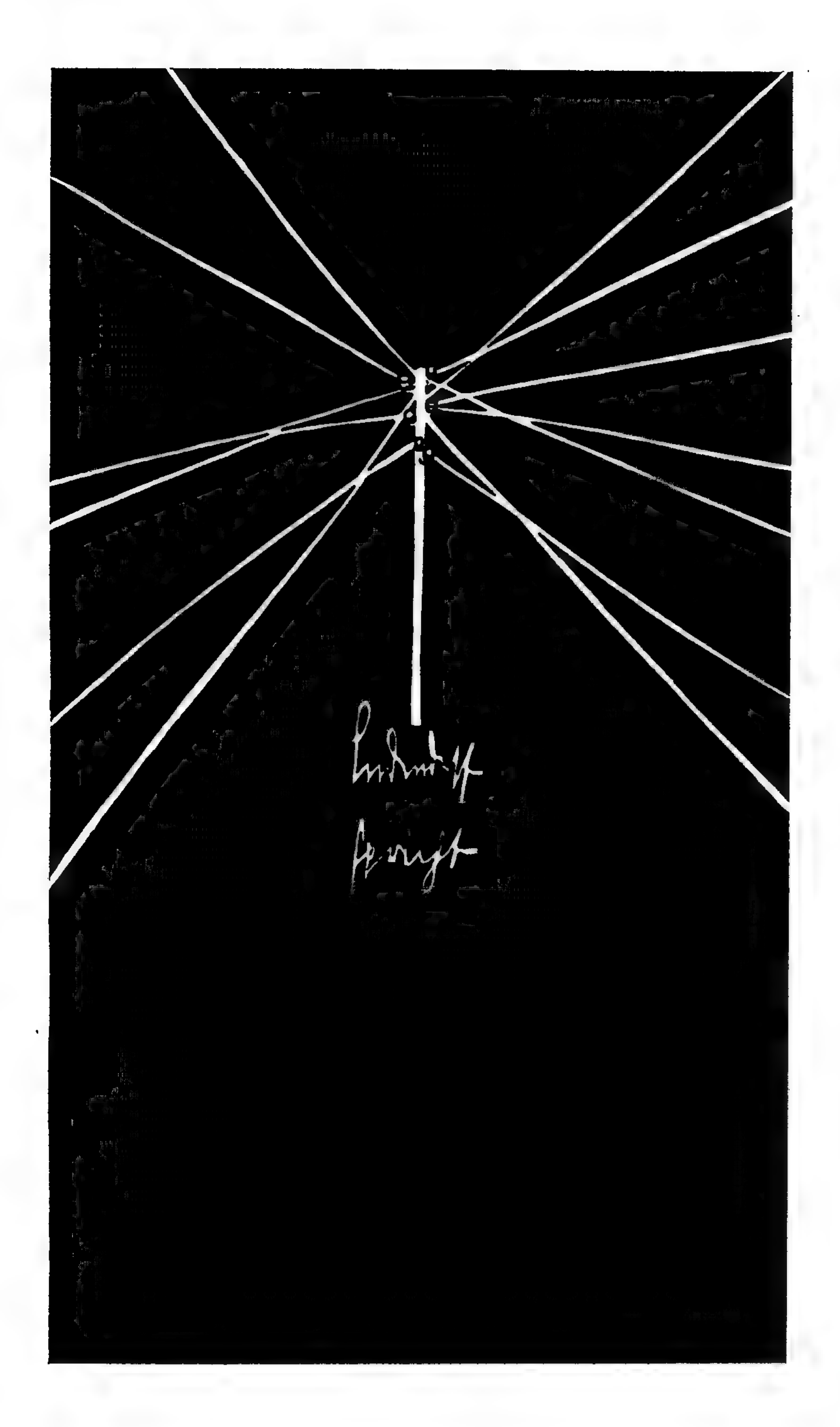
> letzten und endgültigen Siege bedurfte. Ich war mir der Schwere der Aufgabe bewußt, hoffte aber, daß der Niedergang Rußlands die glückliche Lösung ermöglichen würde. Hierin lag der Unterschied gegen die Lage im Juli 1917 beim Abgang des ersten Kriegskanzlers."

Die deutsche den Verhältnissen Rechnung tragende Kampfweise der Schlachten des Jahres 1917 mußte naturgemäß dem Feinde eine Lehre sein, woraus auch er seine Folgerungen zog. Um so mehr, als seine Kriegsmittel einen „überwältigenden Masseneinsatz" rechtfertigten. Aus deutscher Truppe selbst kam der Wunsch, das lästige Ausharren in den Gräben abzukürzen.

> „Sie dachte mit Schaudern an neue bevorstehende Abwehrkämpfe und sehnte sich nach dem
>
> Bewegungskrieg.
>
> Auch im Interesse des Heeres lag der Angriff; in der Abwehr mußte es nach und nach der immer stärker werdenden feindlichen Übermacht an Menschen und Kriegsmitteln unterliegen . . . Viele und die bedeutendsten Generale sprachen im gleichen Sinne. Selbstverständlich habe ich mich durch solche Stimmungen nicht treiben lassen, dazu war mein Verantwortungsgefühl viel zu groß. Bei mir allein lag der entscheidende Vorschlag, dessen bin ich mir stets bewußt gewesen. Der Wunsch der Truppe und der Führer war mir nur Kennzeichen dafür, worin das Heer selbst seine Stärke und Schwäche fühlte."

In Verfolg des Planes, im März zum Angriff zu schreiten, lehnte, wie der Generalfeldmarschall, Ludendorff „alle Gedanken ab, in Italien, Mazedonien anzugreifen. Es kam einzig und allein darauf an, genügende Kräfte für einen Angriff im Westen zusammenzubringen . . . Ein Mißerfolg in Italien, in Mazedonien oder im Osten konnte unsere Operationen im Westen hemmen."

In diesem Geiste des „Angriffs, der stärksten Kampfform, die die Kriegsgeschichte kennt", um Entscheidungen herbeizuführen, und nicht im „Abwarten", aus dem der Gegner nur Nutzen ziehen konnte, wurden die Schlachten des Jahres 1918 geschlagen. Es kam zur erhöhten Ausbildung des Heeres, wie sie der General eingehend beschreibt. Auf das leichte Maschinengewehr wurde Wert gelegt,





auf den Flieger als Begleitwaffe der Infanterie, auf Artilleriemassen mit entsprechenden Munitionsmengen. „20—30 Batterien mit etwa 100 Geschützen verteilt auf 1 km Angriffsfront." Wie sich die Artillerie einzuschießen hatte, um dann zur sogenannten „Feuerwalze" überzugehen, die in entsprechendem Tempo nach vorn zu legen war, daß die Infanterie kämpfend folgen konnte. Auf 1 km Tiefe war etwa 1 Stunde anzusetzen, wenn nicht der Angriff verlustreich zum Stehen kommen sollte. Und dazu noch die Maßnahmen, um feindliche Gegenangriffe abzuwehren; und gleichzeitig die Verteidigung nicht außer acht zu lassen.

Der Angriffsplan

erforderte die Prüfung aller dafür in Frage kommenden Fronträume, wie es Ludendorff eingehend ausführt, der sich dann dem „mittleren Angriff" zuwandte. Es wurde beschlossen, „den Stoß zwischen Croisilles südöstlich Arras und Moeuvres und, unter Aussparung des Cambraibogens zwischen Villers—Guislain und der Oise, südlich St. Quentin zu führen. Er war von einem örtlichen Vorstoß aus La Fère herauszubegleiten." Es ist jetzt müßig, sich zu fragen, ob der nördliche Angriff in Richtung Calais—Bologne, der eine Frontverkürzung hätte mit sich bringen können, als das nächste Ziel erfolgreich für den Endzweck gewesen wäre, um dann zum mittleren Angriffsplan und schließlich zum weiteren Vorstoß Verdun überzugehen. Die Aussichten, Engländer von Franzosen zu trennen, wenn man bis zum Meere durchstieß, war das Erstrebenswerteste.

Die Große Schlacht in Frankreich 1918.

Sie wurde geschlagen vom 21. bis zum 30. März, mit weiteren Kampfhandlungen bis zum 6. und zum 24. April. Die Schlacht war von einem starken Erfolge gekrönt. Noyon—Montdidier—Thory—Villers—Bretonneux—(17 km von Amiens) Albert und dicht östlich Arras lagen nun in unserer Frontlinie, die allerdings dadurch einen scharfen, fast rechtwinkligen Bogen erhielt. Das oben gekennzeichnete Ziel war nicht erreicht. Es war aber möglich gewesen, während der Schlacht aus der Gegend von Laon Paris auf 120 km Entfernung zu beschießen. Ludendorff sagt:

„Dieses Geschütz war ein Wunderwerk der Technik und der Wissenschaft, ein Meisterwerk der Firma Krupp und ihres Direktors Rausenberger. Der Eindruck der Beschießung auf Paris und Frankreich war groß. Ein Teil der Bevölkerung verließ die Hauptstadt und vermehrte so die Unruhe, die in Frankreich durch unsere Erfolge um sich griff.

Starke Tätigkeit unserer Bombengeschwader verfolgte das gleiche Ziel."

Und damit wir auch Ludendorff recht als Menschen kennen lernen, spricht er zu uns schlicht in seiner Soldatensprache:

„Auf dem weiten Schlachtfelde fand sich ein Grab mit der englischen Aufschrift:

Hier ruhen 2 deutsche Flieger-Offiziere.

Ich hatte die traurige Aufgabe, meinen Sohn festzustellen. Jetzt ruht er in deutscher Erde.

Der Krieg hat mir nichts erspart."

Und heute muß sich ein Ludendorff — man versteht wirklich seine Zeitgenossen und die ehemaligen Untergebenen des Generals nicht — wegen seiner Frühjahrsoffensive 1918 gar noch rechtfertigen oder verteidigen[1]). Er soll nach einem Vortrage des Generals Kabisch, damals, in Homburg, sich den an sich „verständigen und darum berechtigten" Entschluß zum Angriff dadurch erstritten haben, daß er diesen Angriff als unbedingt siegreich hinstellte. — Eine merkwürdige Auffassung des Schlieffenschen Wortes:

„In schwieriger Lage greife an!"

wenn der entscheidende Feldherr vom Siegeswillen auch seiner Führer und Truppen nicht so überzeugt ist, daß er zum größten Optimisten wird! Deshalb braucht er noch nicht „sein Wort zu verpfänden!" — Wohl aber sind wir mit dem damaligen Ersten Quartiermeister eines Sinnes, daß „ein Feldherr, der nicht mehr an den Sieg glaubt und deshalb einen Angriff befiehlt, zum ‚Spieler' und zum ‚Hasardeur' wird". Ein Scheidemann nannte einmal den General so, und damit brauchen wir mit weiterem diesem „Spieler und Hasardeur" keine Ehre erweisen. Die Notwendigkeit, durch den

[1]) Am heiligen Quell, 22. Folge, 20. Februar 1935 „1918 und heute"!

Angriff, rechtzeitig und stark, das Jahr 1918 zu einem siegreichen oder erträglichen zu gestalten, haben wir vorher gründlich behandelt und lassen nun noch den Generalfeldmarschall sprechen, weil man leichthin behauptet, von Hindenburg wäre nicht restlos von der Notwendigkeit anzugreifen überzeugt gewesen. Dieser aber schreibt:

„. . . Mehr als Durchhalten verlangte ich von keinem (unserer Bundesgenossen). Wir selbst wollten im Westen die Kriegsentscheidung erringen . . . Immerhin waren wir (mit Hilfe von Ostkräften) aber jetzt imstande, an einem Punkte der Westfront eine gewaltige Macht zur Überwältigung der feindlichen Linien zu vereinigen, ohne dabei allzuviel auf anderen Teilen dieser Front aufs Spiel zu setzen. — Leicht und einfach war der Entschluß zum Angriff im Westen aber auch unter diesen für uns günstigen Zahlenverhältnissen nicht . . . Die Frage liegt nahe, was uns Anrecht für die Hoffnung auf einen oder mehrere durchgreifende Siege zu geben schien, wie sie unseren Gegnern doch bisher stets versagt geblieben waren. Die Antwort ist leicht zu erteilen, aber schwer zu erklären; sie ist ausgesprochen in dem Worte:

Vertrauen.

Nicht Vertrauen auf einen glücklichen Stern, auf vage Hoffnungen, noch weniger das Vertrauen auf Zahlen und äußere Stärken; es war das Vertrauen, mit dem der Führer seine Truppen in das feindliche Feuer entläßt, überzeugt, daß sie das Schwerste ertragen und das Unmöglichscheinende möglich machen werden. Es war das gleiche Vertrauen, das in mir lebte, als wir in den Jahren 1916 und 1917 unsere Westfront einer ungeheuren, fast übermenschlichen Belastungsprobe aussetzten, um anderwärts Angriffsfeldzüge zu führen, das gleiche Vertrauen, das uns wagen ließ, mit Minderheiten feindliche Übermacht auf allen Kriegsschauplätzen in Schach zu halten oder gar zu schlagen."

Auf die Bildung der einzelnen weiteren Angriffsbeschlüsse des Jahres 1918 brauchen wir wohl nun nicht weiter einzugehen. Wir nennen nur die Angriffsfronten:

Schlacht bei Armentiers und um den Kemmel,
9.—11. April

Schlacht bei Soissons und Reims,
27.—29. Mai

Schlacht bei Noyon,
9.—13. Juni.

Dann setzte die „Amerikanische Hilfe" so ein, daß bis zum Juni etwa 20 Divisionen in Frankreich waren. Wollen wir uns dessen mit schämen für unsere amerikanischen Stammesbrüder, daß nach freimaurerischer Genugtuung

mehr denn 100000 Freimaurer

aus Amerika gegen uns zu Ehren des „Baues am Tempel Salomos" kämpften.

Trotz dieser amerikanischen Hilfe fand die Oberste Heeresleitung wiederum den Entschluß zur

Angriffsschlacht an der Marne und in der Champagne,
am 15. Juli und folgende Tage.

Der Angriff wurde zum Teil schon am 16. eingestellt und ging über in starke Gegenangriffe in der

Abwehrschlacht zwischen Soissons und Reims,
am 18.—27. Juli.

Es folgten weiter:

Abwehrschlacht zwischen Somme und Oise,
am 8.—18. August

Abwehrschlacht zwischen Scarpe und Somme,
am 21. August bis 9. September,

Abwehrschlacht zwischen Oise und Aisne,
am 20.—22. August.

Dann die Räumung des Lisbogens, Kämpfe im Mihielbogen.

Im Frühjahr 1918 kam noch ein Vormarsch der Türken in Armenien zustande, und es wurde der Feldzug in Finnland eröffnet, sowie im Juni

Der Österreichische Angriff in Italien

angesetzt, der vom 11. Juni auf den 15. verschoben werden mußte und „trotz örtlicher Erfolge keinen Gewinn brachte". Der General

von Arz mußte die über die Piave gegangenen Truppen wieder zurückziehen. Ein schwerer Schlag war es für die Oberste Heeresleitung, daß die österreichischen Waffen keine Entscheidung brachten, und dieses Ereignis noch in unverantwortlicher Weise im ungarischen Parlament zur Sprache kam. Ludendorff weist darauf hin, wie man in Frankreich in schweren Lagen es verstanden hatte, „eine große und würdige Haltung zu bewahren"[1]).

Es waren wohl bei den Sommerschlachten im Westen italienische Divisionen aufgetaucht; immerhin hatte aber der Angriff gegen Italien vermocht, daß weitere italienische Truppen in der Westfront nicht zu befürchten waren. Statt dessen sagte der General von Arz 4 österreichische Divisionen für den Kampf im Westen zu, die auch nach und nach eintrafen. Zwei weitere Divisionen mußten allerdings Mitte September nach Serbien abgeleitet werden, da

der Zusammenbruch Bulgariens

erfolgte und die Kampflinie in Mazedonien bis zur Donau zurück-

[1]) Aus den Ludendorffschen „Kriegserinnerungen", die vor Jahren niedergeschrieben sind, gehen auch für den General noch nicht die Gründe des letzten Versagens der österreichischen Kampffront gegen Italien hervor. Zwar kein sachlich militärisches, wohl aber ein ergreifend menschliches Erkennen ziehen wir aus den „Erinnerungen einer Respektlosen", dem Lebensbuche von Edith Gräfin Salburg, III. Bd., Hammer-Verlag, Leipzig 1928. Mehr vom Soldaten, vom Offizier, vom Österreicher und vom Deutschen schließen wir auf die verworrene Führung, die einzig und allein den Obersten Kriegsherrn Kaiser Karl I. belastet. Seine Kriegsmüdigkeit ist unverkennbar. Er spricht sich auch darüber aus. Diese findet dann ihre klägliche letzte Bestätigung in seinem Vertrauensbruche gegenüber Kaiser Wilhelm II. und dem deutschen Volke, als er für sich mit Kenntnis des Grafen von Czernin einen Frieden erstrebte unter Aufgabe des Bundesgenossen, der seinem Großoheim 1914 die Treue hielt. Er folgte der Hörigkeit seiner Frau, der Verräterin Zita im Brief, der durch die Hand seines in belgischen Diensten stehenden Schwagers Sixtus Clemenceau zuging. Und in diesem wurde bereits das Fallenlassen der Ansprüche auf Elsaß und Lothringen als rechtmäßig ausgedrückt. — Das rundet unsere schon früher gezogene Schlußfolgerung aus der Kriegslüsternheit der Kurie bis zu deren Eingeständnis der Freude über die Niederlage der Mittelmächte und des Hohenzollerntums. Wir haben nur noch das eine zu registrieren, wie unsinnig es und für die Völker schädlich war und noch ist, wenn ihre gekrönten Häupter sich Frauen außerhalb des Landes suchten, und wie im Falle Karl I. sich mit einer Tochter des Volkserzfeindes vermählen durften. Möchte daraus für heute die Lehre gezogen werden, daß sich auch nichtgekrönte Häupter und führende politische Persönlichkeiten von Ehen fernhalten, die der Beichtstuhl oder das artfeindliche Ausland kommandiert.

ging. Damit und nunmehr auch durch den schnell erfolgenden politischen und militärischen Zusammenbruch Österreich-Ungarns war unsere östliche weit über Rumänien hinausreichende, bis an die Krim, bis Baku und nördlich bis vor Petersburg und Finnland vorgeschobene Stellung gefährdet. Ein einiges Volk, das sich der Schwere der Zukunft bewußt gewesen wäre, geführt von einer kraftvollen Regierung, hätte aber dennoch den Kampf um seinen Lebensraum, um Ehre und Wehrhaftigkeit nicht aufgeben brauchen. Das ist bereits an früherer Stelle durch Ludendorff ausgesprochen. Nur zu recht hatte ein Sozialdemokrat, wenn er auf dem 2. Rätekongreß in Berlin im April 1919 sagte:

> „In 20 Jahren wird das deutsche Volk verdammen, die sich rühmen die Revolution gemacht zu haben."

Seit Ende Oktober, mit Auflösung der k. k. Armeen in Oberitalien in der Schlacht vom 24. Oktober bis 4. November „nahmen die Ereignisse reißenden Verlauf. Im Westen wurde das deutsche Heer am 4. November in fester Haltung in die

A n t w e r p e n — M a a s - S t e l l u n g

unter dem Druck des Feindes von Verdun her zurückgeführt. Die Elsaß-Lothringer Front hielt sich, gut geordnet, eines feindlichen Ansturmes gewärtig."

Noch am 5. Oktober hatte — wie Ludendorff schreibt — der Reichskanzler Prinz Max von Baden „den gleichen Standpunkt, wie ihn der Generalfeldmarschall und ich einnahmen", in seiner ersten großen Reichstagsrede vertreten. Er sagte:

> „Wir sind starken Herzens und voll zuversichtlichen Glaubens an unsere Kraft entschlossen, für unsere Ehre und für die Freiheit, sowie für das Glück unserer Nachkommen auch noch schwerere Opfer zu tragen, wenn es unabänderlich ist",

und

> „Wie das Ergebnis des Friedensangebots auch ausfallen möge, ich weiß, daß es Deutschland fest entschlossen und einig finden wird sowohl zu einem redlichen Frieden, als auch zu einem Endkampf um Leben und Tod, zu dem unser Volk, wenn es dazu gezwungen wäre, bereit ist. Kein Zagen befällt mich bei dem Gedanken, daß dieses zweite Ergebnis eintreten

könnte, denn ich kenne den Geist der gewaltigen Kräfte, die auch jetzt noch in unserem Volke vorhanden sind, und ich weiß, daß die unwiderlegliche Überzeugung, daß jeder für unser Leben kämpft, diese Kräfte verdoppeln würde."

Auch der Reichstagspräsident hatte „schöne erhebende Worte", die der Obersten Heeresleitung die Überzeugung gaben, daß ein Weiterkämpfen auch für den äußersten Fall erfolgen sollte. — Wir, die wir gegen das Verzagen in Berlin und in der Mark bis zuletzt auftraten, waren von einem schweren Alp erlöst; nur zu bald aber kam der empfindliche Rückschlag von seiten der Regierung. — Eine Episode: Ein stellvertretender Landrat, jüdischer Assessor, und noch ein Zaghafter, der bisher tüchtig mitgearbeitet hatte, suchten gerade am 5. Oktober im Oderbruch die gute Stimmung umzuschmeißen. — Jetzt durchschaue ich, wie diese beiden schon in Vorbereitung des Kommenden sich fühlten; wenigstens aber an dem Tage vor allen Versammelten vom Vertreter des Oberkommandos in den Marken, beiseite gesetzt wurden. Der Kleinmütigen aber wurden bald mehr.

Ludendorff sagt in seinem Buch:

„Ich ging in jenen Tagen stetig meinen schweren Gang weiter . . . erwartete vom Prinzen Max und seiner Regierung ein Einlösen ihrer Beteuerungen, nachdem sie und Deutschland erkannt hatten, daß es am Grabe seiner Hoffnungen auf einen Verständigungsfrieden stand.

Vielleicht hätte ich richtiger und klüger gehandelt, wenn ich schon Anfang Oktober bestimmt an die Regierung die Frage gestellt haben würde, über die sie sich auch schlüssig werden mußte:

Will das deutsche Volk für seine Ehre weiterkämpfen, will die Regierung den letzten Mann aufrufen und das Volk nochmals mit heilig ernster Begeisterung erfüllen? . . . Noch hatte der Feind nicht, wie er es erst für jeden deutlich in der zweiten Wilson-Note tat, seine Vernichtungsabsichten enthüllt."

Mit einem Friedensangebot war es nicht getan. Bei der militärischen Lage, wie wir sie oben im Zusammenbruch unserer Verbündeten gezeigt haben, mußte durch ein

Waffenstillstandsangebot

klar festgestellt werden, „ob diejenigen Recht hatten, die einen doch ehrenvollen Frieden für möglich hielten, was ich freudig begrüßt hätte, oder ob wir vor einem Gewaltfrieden ständen, was uns zu neuem Tun anspornen mußte. Zeit hatten wir hierin nicht zu verlieren, das Heer durstete nach Kräftezuschuß aus der Heimat."

Wie wird sich der Arbeiter der Ententestaaten bei seiner Idee der „Versöhnung der Menschheit" benehmen? — Auf solche Frage fand „Der Vorwärts" am 5. Februar 1919 zu spät das rechte Wort. Er

> „gewann damit seinen Standpunkt von 1914 zurück. Er vertrat dasselbe, was ich mein Leben lang vertreten habe. Gewalt nach außen und nach innen anzuwenden, ist niemals Freude. 1914 mußten wir zu den Waffen greifen, um die Gewaltherrschaft zu bekämpfen, der wir jetzt unterliegen."

Und nun folgte der für Deutschlands Zukunft so überaus schmerzliche Tag, der 26. Oktober 1918, der uns

Kopf und Herz des Weltkrieges

vorzeitig nahm. — Ludendorff schildert in tiefer Bewegtheit, wie er mit dem Generalfeldmarschall nach Berlin fuhr und wie ein Befehl der Obersten Heeresleitung:

„Zur Bekanntgabe an alle Truppen"

gezeichnet: Im Felde, den 24. Oktober abends 10 Uhr

von Hindenburg

zum Verhängnis wurde. Es hieß darin, daß die von Wilson geforderte militärische Kapitulation „für uns Soldaten unannehmbar" wäre. — Die Fortsetzung der Kampfhandlungen wurde zur Notwendigkeit und war ja auch von der Reichsregierung, wie Ludendorff noch mit Recht annahm, beabsichtigt.

Schon am 25. abends erkannte unser Feldherr, daß alles eingefädelt war, ihn in die Wüste zu schicken, obschon der Name von Hindenburg unter dem Befehl zum Weiterkämpfen stand, der den Oktoberleuten und dem Kaiser so ärgerlich war . . . Ludendorff faßt das Ergebnis in Folge 23/1935 des Heiligen Quell nochmals so zusammen: „So war die Trennung zwischen mir und

ihm (von Hindenburg) vollzogen. Die Prämie auf meinen Kopf war vergeblich ausgesetzt . . . Die „Revolution von oben“ konnte nun durchgeführt und, in eine „Revolution von unten“ gewandelt, die alte deutsche Wehrmacht zerschlagen und unser Heer und unsere Marine entwaffnet werden. Es ist gut, wenn in den Zeiten, in denen das deutsche Volk wieder um sein Wehrhaftsein ringt, daran gedacht wird, wie es zur Entwaffnung kam.“

Die Ungnade des Kaisers war auf einen Ludendorff gefallen, den Hereman, in schwerster deutscher Notzeit!



Dritter Teil

Ludendorff der Volksmann und Mahner

Ein Mann wie Erich Ludendorff ist aus seinem Charakter, seiner Unbeugsamkeit und seinem stahlharten Willen zu beurteilen. Am besten danach, was er in seiner großen Rede als wegen Hochverrats mit Adolf Hitler Angeklagter anklagend weit über den Richtertisch in das deutsche Volk und in die Feindvölker rief:

> „Wenn der völkische Gedanke nicht das Volk in seinen breiten Schichten durchdringt, so sind wir verloren für immer und wir erleben ein neues Versailles ... das noch schlimmer ist als das von 1919 ... ein Versailles der dauernden Versklavung an Frankreich und die internationalen Geldmächte, das Gestrichenwerden aus der Reihe der freien und geachteten Nationen."

Machen wir uns, wie er, diesen völkischen Gedanken in seiner ganzen Reinheit so zu eigen und beurteilen Ludendorff danach, der vor dem Volksgericht auch von „unserer unmännlichen Zeit der Halbheiten, der Kompromißlereien und Unaufrichtigkeit sprach! Wer wollte ihm darin nun wenigstens heute nicht folgen, wo doch sein damaliger Mitangeklagter, Adolf Hitler, bei der Wiederbegründung der NSDAP im „Völkischen Beobachter" vom 26. Februar im Aufruf sagte:

> „Gedenken wollen wir aber vor allem des einen Mannes der nichts zu gewinnen, jedoch den Ruhm des unvergänglichen Führers der Deutschen Heldenarmeen im größten Kriege der Erde zu verlieren hatte und sich dennoch zu dem schweren Opfer entschloß, seinen Namen und seine Tatkraft der führerlosen Bewegung zu schenken:
>
> In General Ludendorff wird die nationalsozialistische Bewegung für immer den treuesten

und **uneigennützigsten Freund** verehren. Was die Bewegung an ihn ketten wird, ist nicht die Erinnerung an geschenkte Freundschaft im Glück, sondern bewahrte Treue in Verfolgung und Elend."

Diese unseren Führer ehrenden Worte mögen sich alle diejenigen recht eindringlich dann vor Augen stellen, wenn sie auch in der Folgezeit von Verunglimpfungen Erich Ludendorffs hören oder lesen. Treten sie nicht dagegen auf, so tun sie damit gleichzeitig seinem Kampfgenossen Adolf Hitler sehr wehe. Hat der Führer doch vor dem Volksgericht bei der Erklärung des Zustandekommens des Marsches durch München am 9. November 1923 erklärt:

„Es gab nur zwei Möglichkeiten: Entweder die Sache über München hinauszutragen oder in München zu bleiben . . . Bei dem Hinaustragen und einem etwaigen Ausweichen nach Rosenheim wäre der Kampf unausbleiblich gewesen, wir mußten auch befürchten, daß die Leute von uns, die doch essen mußten, geplündert hätten. Ludendorff sagte deshalb selbst: Wir gehen in die Stadt, um die öffentliche Meinung zu gewinnen, zu sehen, wie die öffentliche Meinung reagiert und wie dann die Herren Kahr, Lossow und Seißer auf die öffentliche Meinung reagieren. Denn diese konnten nicht so unvernünftig sein, gegen das aufbäumende Volk mit Maschinengewehren vorzugehen.

So wurde der Marsch in die Stadt beschlossen. Wir traten an die Spitze . . . Man machte mich darauf aufmerksam, ich solle Ludendorff verständigen, daß vielleicht auf uns geschossen wird. Ich tat das, aber L u d e n d o r f f antwortete nur: ‚Wir marschieren!'"

Wie dann der plötzliche Feuerüberfall an der Feldherrnhalle angesichts der Residenz erfolgte, das ist in den Volksgerichtsakten authentisch niedergelegt und oft, leider auch entstellend, besprochen worden. Ludendorff schritt, das sagt Oberstleutnant Kriebel, den Ruf „Hinlegen!" überhörend, weiter gegen die Soldaten und Schutzpolizei, ohne seinen festen Schritt zu beschleunigen, so daß er, als früherer Untergebener des Generals, sich wieder erhob und die Seite Ludendorffs zu gewinnen suchte. Macht seiner Persönlichkeit vermochte er es, daß das Feuer eingestellt wurde, worauf er verhaftet wurde.

Das Soldatenblut, der Geist von Lüttich hatte sich an diesem 9. November 1923 wieder heldisch in Erich Ludendorff bewiesen und an seinem Teile vom 9. November 1918 etwas weggewischt. Ein solcher Mann war berechtigt, vor dem Münchner Volksgericht „als Preuße“ — wie er in der Bekanntmachung der bayerischen Regierung vom 9. November zum „Putsch Hitler-Ludendorff gegen die verfassungsmäßige Regierung“ genannt wurde — so zu sprechen:

„. . . Ich sah die Gefahren wieder ihr Haupt erheben (Lockerung und Schwächung des Reiches und damit die gewaltsame Durchsetzung gewisser Absichten), die ich vor dem 21. Oktober so hoch eingeschätzt hatte. Darum entschloß ich mich, die völkische Bewegung zu retten, nicht der völkischen Bewegung zuliebe, sondern dem Vaterland zuliebe . . .“

„Mein ganzes Lebenswerk ist Dienst am Volk, Dienst für Volkstum gewesen. Ich habe mich in dieser Beziehung seit meiner Jugendzeit nicht geändert . . . Die völkische Weltanschauung ist meine Lebensauffassung von deutscher Pflicht und deutscher Aufgabe von jeher gewesen.“

„Es war gelungen, die völkische Bewegung aus Treubruch, Verrat und Mordanschlag zu retten. Durch Märtyrerblut gestärkt, erhielt sie neue Kraft. Das ist das von ihren Feinden nicht gewollte Ergebnis des 8. und 9. Novembers. Möge sie befähigt sein, die große Aufgabe zu erfüllen, die ihr vor der Geschichte und dem deutschen Volke zugewiesen ist!

Wir wollen nicht einen Rheinbund von Frankreichs Gnaden, nicht einen Staat unter dem Einfluß marxistisch-jüdischer oder ultramontaner Gewalten, sondern ein Deutschland, das nur den Deutschen gehört und darin nichts herrscht als deutscher Wille, deutsche Ehre und deutsche Kraft — ein Hort des Friedens —, so wie zu Bismarcks Zeiten.“

Die Gewalt der Rede war nach den Berichten von Zuhörern so stark, daß Totenstille eintrat, und man nicht einmal atmen hörte. Und dann sagte der General des Weltkrieges:

„Meine Herren Richter! vor Ihnen stehen die Angeklagten. Seien sie sich Ihrer Verantwortung bewußt. Hören Sie meine Stimme! Hören Sie den Schrei der deutschen Seele nach Freiheit!“

Der Mann, der das sprach und so sprechen durfte, weil er im Kriege unserem Vaterland mit Verstand und Herzblut diente, ist doch wohl nie und nimmer aus der völkischen Bewegung und damit auch nicht aus der Nationalen-Erhebung mit papiernen Federstrichen heilloser Verleumder und Erzschelme, die damit von diesem Geiste kaum angeweht sind, zu streichen!

Was sagt Adolf Hitler als Reichskanzler am 21. März 1933 angesichts der Manen des Hohenzollerntums im Soldatenkönig und im Großen Friedrich:

> „Wir wollen die großen Traditionen unseres Volkes, seiner Geschichte und seiner Kultur in demütiger Ehrfurcht pflegen als unversiegbare Quellen einer wirklichen inneren Stärke und einer möglichen Erneuerung in trüben Zeiten."

Um diesem hehren Worte nachzukommen, müssen wir noch einmal zurückfinden zum 9. November 1918. In mannigfaltigen Erinnerungen und Erzählungen z. B. aus dem Munde des Generals von Einem ist diese Schicksalsstunde, die fast auf den Tag der General Ludendorff, bei seiner Verabschiedung in Spaa von seinen treuen Mitarbeitern, voraussah, ergreifend geschildert. Der Kaiser suchte vergeblich im Kreise nach Rat und Hilfe und verlangte, nach dem eisigen Schweigen der Umgebung, sich an die Spitze eines intakten Bataillons zu stellen. Statt dessen dirigierte man den kaiserlichen Salonzug nach der holländischen Grenze. Auch dem Kronprinzen gönnte man nicht ein weiteres Truppenkommando. — Ja, Bismarck hatte mal so etwas gesagt, daß er vom Herrscher verlange, den Thron mit dem Degen zu verteidigen. Vielleicht, daß ihm einer dazu den Degen aus der Scheide gerissen hätte: Ludendorff. Und da das seine Gegner und sein Nachfolger wohl vermuteten, deshalb mußte der graue Tag des 26. Oktobers dem schwarzen Tage des 9. Novembers vorausgehen. Kopf und Herz mußte aus dem Hohenzollernleibe gerissen sein von den elenden Gewalten, die 16 Tote zu Füßen Adolf Hitlers an der Feldherrnhalle zu verantworten haben, schon damit daß die militärische und politische verfassungsmäßige Aufforderung mit Trommelwirbel nicht voranging, ehe geschossen wurde!

General Ludendorff, man hält es nicht für möglich, mit dem „Zylinderhut" in Berlin, und draußen die ganze Not der letzten Kämpfe und des Rückzuges. Und nun sagen ihm seine nicht be-

neidenswerten Schmäher nach — ich habe das wohl in mehr als 100 Volksversammlungen, ohne Saalschutz, 1919/20 anklagend herausgerufen, es ist nicht wahr —, Ludendorff hätte nach Schweden Reißaus genommen! Tatsache ist, daß die Revolutionsregierung ihn mit einem Paß nach Schweden versah, weil sie behauptete, ihn nicht mehr vor der Volksmenge schützen zu können. War etwas anderes zu erwarten, wo der Großjude Rathenau, als Mitmacher der Revolution und nicht fern der Regierungsleitung, die heillosen Worte sprach:

> „Sein (Ludendorffs) Name wird in der deutschen Geschichte nur mit Abscheu genannt werden können . . . Ausgeschlossen aus der Volksgemeinschaft sollen die sein, die künftig diesen Verbrecher noch verteidigen wollen." (Deutsches Volksblatt Nr. 26/1920.)

Aus diesen Worten wird doch wohl jeder Volksgenosse und alle Welt verstandesgemäß, gerecht und wahr den Schluß ziehen müssen, daß alle diejenigen, die sich von General Ludendorff abwenden und ihn unter ihre undeutschen, schmutzig freimaurerisch gestellten Füße treten zu müssen glauben, eines Sinnes sind mit dem Logengroßmeister, Vollblutjuden und deutschen Volksfeinde Walter Rathenau.

Zu weiterer Erkenntnis setzen wir hier noch diese Sätze aus der Schlußrede des Generals vor dem Volksgericht in München hin:

> „Kraft meines Rechtes als Angeklagter, kraft meines historischen Rechtes — ich bitte um die Erlaubnis, daß ich von diesem Recht das erstemal hier Gebrauch mache — möchte ich noch einige Worte an Sie richten, die aus dem Herzen eines Mannes kommen, der Schweres zu tragen hat und der mehr erlebt hat wie Sie und alle, die hier in diesem Saale versammelt sind. Man sieht in mir Tannenberg, große Schlachten, glänzende Feldzüge; man sieht in mir den Repräsentanten des alten Heeres. Sie sehen in mir den Vertreter einer großen Zeit, der hineinlebt in die Zeit des Verfalls. Was Sie aber nicht sehen, das ist meine Lebensarbeit: das Ringen mit dem deutschen Volke um seine Zukunft."

Der französische Generalstabschef im Weltkriege, Buat, der General Ludendorffs „Mein militärischer Werdegang" in das Französische übersetzt hat, gibt ihm im Vorwort das ehrendste Zeugnis,

das jemals von einem ehrlichen Gegner und aufrichtigen Soldaten gespendet wurde:

> „Wieder, immer wieder hat Ludendorff das Vaterland gerettet, und wenn Deutschland doch schließlich zum Ruin gekommen ist, so geschah es einfach, weil sein Ratschlag nicht befolgt wurde. Wenn er stolz auf sich ist, so ist er noch stolzer auf sein Vaterland ...
>
> Wenn die Leiter der Regierung nicht imstande waren, die moralische Gesundheit des Volkes zu erhalten, die eine Vorbedingung des Sieges ist, so geschah dies, weil sie den Weg nicht wünschten. In Ludendorff ist alles zusammenhängend; er ist aus einem einzigen Block gemacht. Er ist mehr ein Felsbrocken als ein Mensch. Da der Erfolg Deutschlands sein einziges Ziel ist, so ist diesem alles untergeordnet ... Es ist ihm nie in den Sinn gekommen, daß der Glaube aus dem deutschen Volk gewichen ist."

Kopf und Herz des Weltkrieges!
Kopf und Herz der ersten völkischen Regung!
Kopf und Herz vorm Volksgericht!

Und deshalb von der Anklage des Hochverrates freigesprochen[1]). Er diente ja nicht irgendwie einem Sonderen, als nur dem Vaterlande, und das verstanden die Richter; denn wer das Vaterland über die Partei stellt, kann nie und nimmer ein Landschädiger sein!

In Schweden und in der Folgezeit entstanden die militärischen Erinnerungsblätter, die wir bisher zur Grundlage unserer Lebensschau genommen haben. Es gehörten noch dazu die von ihm herausgegebenen „Urkunden der Obersten Heeresleitung". Berührt haben wir in der Einführung auch schon das beim Erscheinen Aufsehen erregende erste Kampfbuch.

---

[1]) General Ludendorff selbst empfand die Freisprechung in echt kameradschaftlichem Gefühl so, als hätte sie sein Ehrenrock und seine Ehrenzeichen nicht verdient. Uns will er damit zu streng und bescheiden erscheinen. Er kann und wird nicht die Empfindung, wie wir nachträglich, haben, daß sich vor solcher Menschen- und sittlichen Größe im Volksleben Richter aller Zeiten und Weltanschauung beugen.

Freimaurerei — Kriegshetze — Völkermord

„Vernichtung der Freimaurerei durch Enthüllung ihrer Geheimnisse."

Es erschien das 159.—163. Tausend! Bei dieser Auflageziffer kann man sich vorstellen, wie die Enthüllten oder, wie es Ludendorff auch nennt, die „auf die Drehscheibe" Gesetzten sich nach Skribenten bis in jüngste Zeit umsahen, um ihrerseits den General Ludendorff zu vernichten. Aber unsere heutige Zeit, die eine Vereinigung und Bereicherung der weltanschaulichen Fragen des völkischen Gedankens vornimmt, hat innerlich und programmäßig diese erste Weckung in sich verarbeitet, selber Stellung genommen und nehmen lassen, wie auch den Ludendorffschen Schriften viele gefolgt sind, die die Entschleierung des „Bildes zu Sais" im Logenritual zielsicher verfolgen und immer wieder die Ludendorffsche Kerbe vergröbern oder neue Hiebe führen.

Schon wenn nichts anderes aus der Vergessenheit entrissen wäre, als die Schriften, die Ludendorff im

Quellennachweis

seinem Buche anfügt, hätte das schon genug Anreiz, sich mit diesem oder jenem zu befassen, um mitreden zu können, nicht aber mit Empörung, weil man irgendwo einen Freimaurer in der Verwandtschaft weiß, diesem nachzubeten, daß Ludendorff sich einen Bären hat aufbinden lassen. Ach nein, es sind meist Freimaurerschriften selbst, die unser Mahner reden läßt. Da sind z. B.:

> „Ritual und Aufdeckung der Freimaurerei pp. sowie eine Darstellung des an William Morgan wegen Enthüllung der Geheimnisse der Maurerei begangenen Menschenraubes und Mordes." Aus englischen Schriften gezogen von einem Freunde

des Lichtes. Leipzig 1838. In Kommission bei Leopold Michelsen.

„Sarsena, oder der vollkommene Baumeister." Leipzig 1851. F. A. Brockhaus.

„Der Freimaurerorden in seiner wahren Bedeutung, d. h. als ein Weltorden, in dem und mittels dessen ... ein Geheimbund die Revolutionen ... sowie die Zerstörung des Eigentums, der Stände und Innungen zum Zwecke einer theokratisch-sozialen Ordnungsrepublik, seit drei Jahrhunderten vorbereitet, vollführt und geleitet hat." — Von Advokat Eduard Emil Eckert, Dresden 1852, im Selbstverlag des Verfassers.

„Magazin der Beweisführung für Verurteilung des Freimaurerordens als Ausgangspunkt aller Zerstörungstätigkeit, mittels List, Verrat und Gewalt", vom gleichen Verfasser, 2. Heft, 2. Auflage. Regensburg 1875.

„Über Zweck der Maurerei, dargestellt aus den alten Landmarken." Verlag von Br. Eduard Max Röth. Frankfurt a/M. 1832.

„D. van Dalens Kalender für Freimaurer. Statistisches Jahrbuch 1926—33." Verlag Br. Bruno Zechel.

Es folgen weiter Logenbundesgesetze, Katechismen[1]) bzw. Manuskripte nur für Brüder gedruckt, Leitfaden durch die Ordenslehre, Gebrauchtum u. a. sowie z. B. Wilhelm Marten:

„Freimaurerei und Goldene Internationale, ein Beitrag zur Zeitgeschichte 1917",

damit wir auch mal diese Zusammenhänge, worauf früher hingewiesen wurde, nachprüfen können. — Schon dieser kleine Ausschnitt ergibt ja ein Blitzlichtfeuer in den Inhalt der Ludendorffschen Schrift und zeigt, daß der „Preuße Ludendorff", wie als Offizier, recht gründlich in seiner Ausbildung gewesen ist, die Freimaurer zu treffen. — Besonders empfehlenswert ist das Kapitel von der

„Abrichtung zum künstlichen Juden".

[1]) Beispielsweise steht in einem Br. Robert Fischerschen Katechismus die instruktive Frage: „Was bedeutet dieses Meisterzeichen?" Antwort: „Es bedeutet, daß man lieber sich die Eingeweide ausreißen ... als die Geheimnisse unseres Ordens entdecken will."

„Unter ‚Abrichten' versteht „der Jesuit, Freimaurer und Illuminat Weishaupt ‚Unterweisung' der Brüder in der königlichen Kunst", d. h. der Kunst Salomos.

Dann lesen wir:

„Die deutsche Freimaurerei ein Glied der Weltfreimaurerei."

So bekundet Br. Fischer in seinem „Lehrlingskatechismus" „klar und deutlich":

„Alle Brüder der Erde machen nur eine Loge aus, bilden nur eine Genossenschaft."

Und in dieser brüderlichen einzig einen Genossenschaft haben wir:

„Jüdische Logen", „humanitäre Großlogen", „die sogenannten christlichen altpreußischen Großlogen".

Diese letzteren bemühten sich namentlich in letzterer Zeit von den internationalen Logen abzurücken. Ob das gelungen ist, muß man bei Ludendorff nachlesen. Hier nur herausgegriffen ein Wort des „höchstleuchtenden Br. Müllendorff" nach dem Logenblatt der Großloge zur Freundschaft „Am rauhen Stein" vom 2. Juli 1927:

„. . . Was wir Großlogen untereinander machen, bleibt unter uns. Wir verständigen uns schon, des können Sie sicher sein. Wir haben uns schon oft genug verständigt, und werden uns über die Fragen, die noch schweben, auch noch verständigen . . . Das wäre eine schöne Freimaurerei, wenn eine Meinungsverschiedenheit in den leitenden Kreisen verbündeter Großlogen nun bis ins letzte Glied hinein zu einer . . . Störung der Einigkeit führen sollte!"

Es gibt dann noch „Sonstige Großlogen", zu denen auch die verschiedenen Vertarnungen in Orden, Illuminaten-Weltbund, Rotary nach Ludendorff zu rechnen sind.

Um sich eine Vorstellung von der Verstiegenheit der Gradeinteilung zu machen, genügt die Aufzählung einiger Gradnamen wie: Erleuchteter Auserwählter — Fürst von Jerusalem — Großer Oberpriester — Ritter der ehernen Schlange — Fürst vom Libanon — Fürst der Gnade — Großmeister Architekt u. a. Man wird aus dem Staunen über diese mauschelnde Phantasie von

Namengebung, die auch viele deutsche Männer zu ihrem Lebensliede skrupellos oder verleitet machten, nicht sobald herauskommen. Da gibt es noch einen:

8. Aufseher der Bauten —
17. Ritter vom Osten und vom Westen —
27. Großkommandeur des Tempels —
33. Souveränen Großinspekteur.

Und so wenden wir uns mit unseren Lesern voll Grausen, um die zweite Kampfschrift Ludendorffs zur Hand zu nehmen.

„Kriegshetze und Völkermorden."

Was sagt doch Generaloberst von Einem seinem Waffengefährten Ludendorff, dem er die Treue hielt, in einem Aufsatz nach, damit wir den Eifer und den Forschersinn dieses gründlichen Deutschen recht verstehen:

> „Er hat es nach dem Kriege nicht über sich gebracht, in Ruhe seine wunde Seele zu heilen. Auf der Suche nach den Schuldigen griff er leidenschaftlich alles an, wo er Schuld und Versagen witterte. Geschichtlich forderte er ein Jahrhundert in die Schranken, und die Geschichte allein wird entscheiden müssen, ob er damit recht hatte oder nicht!"

Wir werden gleich sehen, wie recht er schon allein darin tat, eine vergilbte Denkschrift in der neuen Aufklärungsschrift wiederzugeben, die auf dem

Monarchen-Kongreß zu Verona 1822

Graf von Haugwitz, der preußische Minister, als früherer

„Provinzialgroßmeister"

des Freimaurerordens in Preußen vorlegte. Aber all seine Beschwörung, sein Verlangen, die Freimaurerei aufzulösen, hatten bitter wenig Erfolg. Nun, die Monarchen haben dies Versäumnis seitdem redlich büßen müssen und ihre Völker nicht minder!

Dieses politische Testament des unerschrockenen Grafen, in dieser Hinsicht ein Ludendorff des 19. Jahrhunderts, müßte in der Geschichtsstunde bei uns und allen westlichen Kulturvölkern obliga-

torisch durchgesprochen werden. Es müßte in den Ehesatzungen eines völkischen Staates enthalten sein, damit die Bräute, mit der Materie vertraut, vor dem Standesamt ihre Ehepartner auf Herz und Nieren fragen, ob sie auch nicht etwa einer wenn auch vertarnten Loge als „künstliche Juden" angehören. Auf allen Schreibstuben sollten Auszüge hängen und in den Amtsstuben aller Herrscher und Staatsmänner erst recht, was den Monarchen in Verona zur Abschüttlung der Freimaurerei gesagt wurde. Wir bringen kurze Auszüge:

„Die geheimen Umtriebe, dieses schleichende Gift, dessen Natterstich die Menschheit jetzt mehr als jemals bedroht, diese sind es, die am Ende meiner Laufbahn noch einmal ins Auge zu fassen, ich mich berufen fühle. Ihre Geschichte steht in einem so genauen Verbande mit der meines Lebens, daß ich mich nicht enthalten kann, sie noch einmal herauszuheben und sie hier besonders zu behandeln . . . Anlage und Erziehung hatten in mir eine Wißbegier erregt, die das Gewöhnliche nicht sättigte. Ins Innere der Dinge einzudringen, danach strebte ich. Der Schatten folgt aber dem Licht, und so die Neugier dem edlen Drang, das Höhere zu fassen.

Beides führte mich in den Freimaurerorden. Man weiß, wie wenig der erste Eintritt geeignet ist, dem Geiste zu genügen, aber das eben ist

das Gefahrvolle

für die nur zu rege jugendliche Imagination . . . Ich war kaum mündig, als ich mich schon an der Spitze nicht mehr der Freimaurerei, sondern selbst im Kapitel aufgenommen, dem hohen Grade befand . . . ehe ich noch den Standpunkt kannte, auf den ich geschleudert war, fand ich mich schon beberufen, die obere Leitung eines Teils der preußischen, polnischen und russischen Ordensversammlungen zu übernehmen oder doch auf sie zu wirken . . .

Es war im Jahre 1777, als ich die Leitung eines Teils der Logen im Preußischen Staate übernahm. Hätte ich nicht selbst erfahren, es würde mir heute noch unglaublich erscheinen, mit welcher Sorglosigkeit die Regierungen ein Unwesen dieser Art gänzlich unbeachtet lassen konnten. Die Häupter standen nicht allein in stetem Briefwechsel, bedienten sich

ihrer Chiffre . . . Einen beherrschenden Einfluß auf Thron und Altar zu üben, das war das Ziel, sowie es einst das Ziel der Tempelritter war . . . Je tiefer ich indes in den Sinn dieses sonderbaren geheimnisvollen Gewebes drang, je mehr überzeugte ich mich, daß irgendein gewisses Etwas und ganz anderer Natur im Hintergrund läge . . . Dort hingen die nachher sich entwickelnden Fäden zu jenem Gewebe zusammen, welches den getäuschten Sinn, das Auge des Laien unter dem Gewande ‚religiösen' Mystizismus' auf das außerordentlichste spannen und vorbereiten sollte."

Graf Haugwitz geht dann auf die Greuel und den Königsmord der französischen Revolution ein und sagt: „. . . die nicht allein damals (1788) schon beschlossen, sondern durch Verbindungen, Schwüre usw. eingeleitet, und Gott weiß, wie lange schon bestand".

„Seinem ersten Drange nach" hatte sich Graf Haugwitz dem Prinzen Friedrich Wilhelm anvertraut. Beide gewannen die Überzeugung:

„daß religiöse Gefühle, sowie verbrecherische Pläne aller Art gleichen Schritts zusammengehen und die ersten selbst zum Deckmantel der letzteren dienen".

Aus dieser Überzeugung heraus entsagte der Graf jeder Teilnahme. Dem Prinzen Friedrich Wilhelm aber schien es ratsam, die Verbindung mit der Freimaurerei nicht ganz aufzugeben:

„indem er die Gegenwart rechtlicher Männer in den Logen als ein Mittel ansah, den Einfluß des Verrats auszubeugen . . ."

„. . . Daß das geheime Gewebe, welches seit Jahrhunderten besteht und die Menschheit jetzt mehr als jemals bedroht, kein Hirngespinst ist, daß es Wirklichkeit und fortwährendes Dasein hat, ich hoffe, darüber gestattet man sich keinen Zweifel mehr . . ." (vielleicht gerade erst recht nicht 1935 und folgende Zeiten).

„Hat uns Amerika mit seinen Schätzen auch sein Gift gegeben, so hat ihm unser Kontinent mit dem seinigen gelohnt. Die Umwälzungen in jenem Weltteil, die älteren sowie die neueren, sind alle gleichen Ursprungs . . . Den

Baum des Verderbens

kennen wir, aber er hat tausend und aber tausend Äste. Es ist leichter, diese abzuhauen, als die Wurzel aufzufinden. Dazu gehört mehr als herkulische Kraft."

Und diese trauen wir heute unserem Führer Adolf Hitler zu, nachdem ein Ludendorff den Boden dafür auch gerade in jener Zeit aufbereitete, als Hitler seinen unbändigen deutschen Freiheitsdrang mit Festungshaft büßen mußte. — Einer hatte die Wurzeln 100 Jahre später als Graf Haugwitz gefunden, das war der Ungar Josef Szék. Und wiederum wurde der Mahnruf von der autoritativen Stelle nicht aufgenommen, genau wie auch der Verona-Fürstenkongreß spurlos vorüberging. — Wir haben keine Throne mehr, keine Dynastienherrschaft, sondern den Volksstaat. Andere Staaten machen sich bereit oder Kräfte wirken in ihnen, Volksstaat nach nationalem und sozialem Bewußtsein zu schaffen, wie es auch Ludendorff rät, und der Nationalsozialismus betätigt.

Wollten wir doch heute wenigstens die Haugwitzschen Kenntnisse in uns aufnehmen, wir und alle unsere Nachbarstaaten, wollten wir doch alle zusammen und mit vereinten Kräften, das Gift, dieses schleichende Verderben, ausscheiden und abtun aus jeglichem Volkskörper. Sind wir heute nicht dazu imstande, wann wollen wir es sein! — Wäre es ein Ideal, das Ziel und die Ehre des Deutschen, der Nordischen und aller Völker, schließlich eingegliedert zu werden in dererlei Logenprovinzen von Judas Gnaden! Ich dächte, dazu wären wir von Ludendorff im Kriege nicht beraten und nachher aufgeweckt, nicht aufgerüttelt, hätten nicht am Sarge Friedrichs des Großen den Preußengeist am 21. März 1933 mit Adolf Hitler als Reichskanzler heraufbeschworen.

> „Innige Einigung unter denen, die berufen sind, die Hydra zu bekämpfen, stete Wachsamkeit . . . Alles dem einzig Notwendigen geopfert und dieses ist, dem Geist der Umwälzung mit vereinter Kraft entgegenzuarbeiten!"

„Nur Einigung der Beherrscher rettet die Völker."

So mahnte schon 1822 der ehemalige Hochgradfreimaurer und Logenführer Graf Haugwitz, dessen deutscher Sinn und preußische Art noch so rechtzeitig erwachte, um uns als einer der entschiedensten Bannerträger aller Zeiten unerschrocken voranzugehen. Wer wollte heute nicht folgen, wo die Verbrechen an den Völkern und besonders

am Weltkriege offen vor aller Augen liegen! Wir haben es deshalb leichter, schwerer aber auch, weil man seit 1822 und 1918 viel gewissenloser in den Kreisen und Stellen geworden ist, deren Körper und Geist, Seele und Leben das Gift zerfressen hat. Ist es nicht so, daß wir und alle Völker zunächst mal verlangen müßten, daß kein im Staatsdienst befindlicher Volksgenosse einem Geheimorden angehören darf, daß er das offen vor der Gemeinde oder der Staatsführung unter Bekanntgabe in den Staats- und lokalen Blättern mit Handschlag versichern muß. Sollte er aber einer Geheimorganisation jemals angehört haben, dann müßte auch in gleicher Weise ein feierliches Abschwören mit öffentlicher Bekanntgabe erfolgen, wenn er nicht wie z. B. der Rechtsanwalt Robert Schneider, Karlsruhe, in öffentlichen Versammlungen den Freimaurern, seinen früheren Brüdern, die Maske herunterreißt. — Dies und die Androhung sofortiger Amtsentsetzung und Ahndung bei Vertrauens- und Eidbruch wäre doch das Mindestmaß, was jeder Volksgenosse heute in der Logenfrage erwartet, so wir uns das Haugwitzsche Testament auf Grund unserer weiteren Erfahrungen ernst vergegenwärtigen.

Was geschah 1822? Ludendorff sagt in „Kriegshetze und Völkermorden“:

> „Die altpreußischen Großlogen zitterten in Berlin. Aber der König ließ sie leben, obschon ein Zweifel über das Wesen der Freimaurerei in ihm nicht mehr bestehen konnte. Er griff auch später nicht gegen sie ein, nachdem sein Vertrauen durch die Tatsache erschüttert war, daß 1830 die belgische Revolution von Freimaurern angelegt und durchgeführt war . . .“

Auch die Brüder Freiherr von Kottwitz und Dibler warnten den König, verfaßten und übermittelten Denkschriften. Darin hieß es seitens des Freiherrn von Kottwitz:

> „Alle seit einer langen Reihe von Jahren vorgekommenen revolutionären Verirrungen sind hervorgegangen aus dem Freimaurerbund und aus den auf gleichem Grunde stehenden geheimen Orden der vielfachsten Benennungen . . . Mithin ist es die Freimaurerei, welcher die vor Augen stehenden Zerwürfnisse, Trug, Greuel und fortschreitende Verwirrungen aller Art zunächst beizumessen sind . . . Seit 50 Jahren, vom

ersten Tage meiner Aufnahme an, habe ich in allen Richtungen des Freimaurerordens nur die Stimme des Verführers vernommen. Aus dieser bitteren Quelle allen Unheils ist die Flut von Meineiden und die Gleichgültigkeit gegen Autorität, Ordnung und Sitte bis heute hervorgegangen."

Auch in dem eingangs aus dem gesamten Material herausgegriffenen „Schädliche Geheimnisse der Hochgrade" sagt Erich Ludendorff nach Darstellung des „Rituals der Freimaurer aller Großlogen" mit dem Ziel ihrer „Dressur zum Judentum, der Wiedergeburt des Deutschen als Juden durch symbolische Beschneidung":

„Das Studium dieses Rituals, das in allen Großlogen angewandt wird, ist Pflicht jedes Deutschen, der sich für die Freiheit seines Volkes einsetzt, um das zu erkennen, wozu sich Deutsche, die in allen Parteien wirken, hergeben und sich jüdisch suggerieren und symbolisch beschneiden lassen."

Durch Einführung des Nachweises arischer Abstammung sind wir ja wohl soweit, den Judengeist nicht nur äußerlich abzulehnen, sondern ihn innerlich in jeglichen Volkskreisen im Sinne Ludendorffs und Hunderttausenden der Volksgenossen abzutun. Oder wollen wir, das Wort, „die furchtbare Prophetie des Juden und Bnei-Brith-Bruders Walter Rathenau in der ‚Züricher Zeitung' 1919" wahrgemacht wissen? Noch 4 Jahre trennen uns vom Zeitpunkt dieser „Weissage":

„Wer in 20 Jahren Deutschland betritt, das er als eines der blühendsten Länder der Erde gekannt hat, wird niedersinken vor Scham und Trauer. Die großen Städte des Altertums, Babylon, Ninive, Theben, waren von weichem Lehm gebaut, die Natur ließ sie zerfallen und glättete Boden und Hügel. Die deutschen Städte werden nicht als Trümmer stehen, sondern als halb erstorbene steinerne Blöcke, noch zum Teil bewohnt von kümmerlichen Menschen . . . Müde Gefährten bewegen sich auf dem morschen Platze. Spelunken sind erleuchtet, die Landstraßen sind zertreten, die Wälder sind abgeschlagen, auf den Feldern keimt dürftige Saat. Häfen, Bahnen, Kanäle verkommen und überall stehen traurige Wohnungen, die hohen verwitterten Bauten aus der Zeit der Größe . . ."

Wir wissen bereits aus diesen Blättern, wie „Weissagen“ auch gemacht wurden, um „Wahrheit“ zu werden. Und nun brauchen wir nur noch an die

Blutsvermischung Deutscher mit jüdischem Blute

zu erinnern, wie es symbolisch durch den Bruder-Umtrunk bei Aufnahme in den 9. Grad stattfindet, eingeführt vor etwa 150 Jahren vom „Bruder ‚Auserwählten‘ Grades, dem Juden Ellenberger, der, als ‚von Zinnendorf‘ der Begründer der Großen Landesloge von Deutschland und ihr erster Großmeister war“. — Das weitere Studium, auch der Gang durch die Geschichte der „Kneblung der Völker“, der Herabwürdigung zum „stummen Hunde“, wie wir es in „Kriegshetze und Völkermorden“ lesen, das müssen wir jedem als Sonderstudium ans Herz legen. Wir beeilen uns vielmehr in ein ebenso schwarzes oder fast noch schwärzeres Kapitel der Menschheitsgeschichte hineinzugreifen, das Erich Ludendorff nach dem Kriege vor uns aufgeschlagen hält.

Das Geheimnis der Jesuitenmacht

Wenn man Erich Ludendorffs und seiner Tragik des vielfachen Verkanntseins nach dem Kriege durch verbrecherische Machenschaften gedenkt, geht einem geschichtlich der Menschheit Weh und Leid in bitterster Erkenntnis auf:

Wie so alles durch Lug und List,
Trug und Zwist
erstund und erlogen ist.

Die Juden haben sich zum „auserwählten Volk" gemacht und lassen sich dazu noch machen bis auf den heutigen heiligen Tag, während wir Deutsche doch nun nachgerade wissen — völkisch und nordisch belehrt —, daß von Norden der Menschheit Licht kam, daß Millionen Erdjahre Pflanze, Kreatur und Mensch besteht und nicht erst das biblisch erlaubte Jehovaalter von annähernd 6000 Jahren hat. Steinhandschriften in Nordschweden, Amerika und anderwärts bekunden es[1]). Die Völker sprechen in allen Zungen von der großen Flut. Wir wissen von der Vereisung vor Tausenden von Jahren, der nach Südosten die Völker Nordeuropas auswichen, um später wieder zurückzufluten, und dann allerdings „das Licht aus dem Osten" wieder mitbrachten.

Ein Teil der Menschheit — der sittlich in sich festeste, der nordische Mensch keineswegs — braucht noch oder wieder seit Tausenden von Jahren einen „Heilsbringer", seit fast zwei Jahrtausenden „Heiland" genannt. Taucht man hinab in die letzte Spur des Vermächtnisses weitferner Ahnen, so mag Atlantis, so mögen die nordischen Finder unter Ruder und Segel über dem Meere von

[1]) Vgl. auch Funde in der Herthahöhle bei Ranis, wodurch eine 100000=jährige Kultur, mehrfach geschichtet, nachgewiesen wird.

solchem Heilbringer gewußt haben. Sehr einfach zu erklären: Die Nordlinge sehnten sich nach der aufsteigenden Sonne und das war ihr Heilsbringer. Kein Mensch, der sich am Kreuze opfert, sondern der „Sonnensohn", der sich in der Gedankenwelt der Vorderen Julnächtens neugeboren schenkte und wie die Sonne am Himmel das Jahresschicksal sichtbar trug, um auf die Höhe zu steigen, sich wieder zu wenden, in den Mutterschoß zu gehen, um wieder aufzuerstehen. Und das fort und fort, ewig und ohne Ende. Und so finden wir in Stein, 2000 Jahr und mehr, ehe das Holzkreuz auf Golgatha errichtet sein soll, von dem man noch an christlich geweihten Stätten soviel Holz als Reliquien aufzeigt, daß man viele Kreuze daraus bauen könnte, Nägel dazu, soviel, daß noch ein Sack davon übrigbliebe, — in Stein ein Kreuz, ein Sonnenkreuz, an dem ein Mensch nur scheinbar hängt, denn es ist die versinnbildlichte Kraft, der ewige Geist, der „Heilige Geist", der dauernd in die Speichen greift, überall wo nur ein Fünkchen Leben ist, ja auch im Stein, im Meer, im nebelhaften Grau, um dieses Leben in Sonnennähe unter tönender Bewegung zu halten. Das ist das Sonnenkreuz mit seinen Speichen und seinen Haken. Das Hakenkreuz. — Schon aus dieser so einfältigen und doch eindringlichen und wahren Betrachtung empfinden wir es peinlich, wir Nordländer, wozu auch ein General Erich Ludendorff gehört, daß neben diesem Sinnbildzeichen die semitische Welt am Mittelmeer ein Holzkreuz errichtete. Ja, wenn sie es für sich behalten hätte; aber diese von uns abgelehnte semitische Welt brachte es ja mit dem Schwert, mit Sengen und mit Brennen und mit viel tausendfältiger Pein über den Rhein und die Donau zu unseren reinen Geistvölkern.

Und ist mir doch, als wäre schon vorher der reine Urgeist in unseren Gegenden, in der Berührung mit semitischen Wanderern nach dem „Gold der Ostsee" nach Bernstein, nach Fellen u. a. — wer weiß, ob nicht auch, um Kunde zu holen von Sternen und von Weisheitszeichen — verwässert gewesen, entartet, im Wodanskult veräußerlicht. Und ist es doch als wäre damals ein Aufbäumen gewesen, ein Sehnen der Menschen. Und packte diesen Willen in seinen Willen stahlhart ein Mann! — Einer, den man sich so vorstellen könnte, an Gestalt und an innerem Wert, an Unbeugsamkeit, Tapferkeit und Stärke, wie den Mann, von dem der französische Generalstabschef, General Buat, im weiteren Gedankengange zum früheren Ausspruche:

„aus einem einzigen Block, mehr ein Felsblock, als ein Mensch mit Glauben an ein herrliches Erwachen und auf den Klang der göttlichen Stimme wartend",

als früherer Gegner sagt:

„Er ist Prophet geworden und hat seinem Volke Gebote gegeben."

Also wie ein Ludendorff! Und haben wir nicht, jetzt sogar in der Schule, gelernt, daß alle Urkunden unserer Väter, alle Weisheitsdokumente, alle Kündungen, Geschichten und Lieder von dem ersten Kaiser, der sich in Rom die Krone aufsetzen ließ, gesammelt wurden, um dann von seinem heilig gesprochenen Nachfolger vernichtet zu werden, in gleichen Zeiten, als in Alexandrien die große Bibliothek der arischen Weisheitsvölker in Flammen aufging! Nun, es sind schon während der erkennbaren Menschheitsgeschichte mehr Werke verloren und absichtlich vernichtet worden, die von der Hände Werk großer und weitschauender Persönlichkeiten kündeten. Man hat solche Personen an die Brandpfähle geschleppt, hat sie gefoltert und gemordet. Die Zunge hat man ihnen ausgerissen, die Augen ausgestochen, aber die letzten Schreie noch kündeten den Umstehenden und bis in unsere Zeit den Drang nach Freiheit des Geistes und die Ungebundenheit der Seele über die Geschlechter hin zu Ehren dieser Märtyrer.

Der Index für Bücher, die der römischen Kurie nicht passen, so sie Wahrheit verkünden und nicht Schmutz enthalten, sind noch heute täglich ein solch Zungenausreißen lebendiger Persönlichkeiten, die sich mit ihrem Herzblut mühen, der Menschheit, den Völkern und, ans Herz gewachsen, unserem Volke Licht in die Finsternis derer zu bringen, die sich schon zum Zeichen dieser Finsternis von oben bis unten schwarz kleiden. Ludendorff wäre und ist nicht der einzige, den man heute von dieser schwarzen Stelle her den Mund verbieten möchte, die Feder aus der Hand reißen, ihn totschweigen oder am liebsten „vergeben" möchte, wie man es im Mittelalter nannte, wenn man jemandem das schleichende Logengift oder das Gift reichte, an dem, wie wir berührten, ein Papst aus Unvorsichtigkeit seines Mundschenken durch Becherverwechslung starb. — Es mag uns von jenem ersten Reformator — wie sich übrigens Ludendorff nie anmaßt ein nachfolgender zu sein — infolgedessen nichts überliefert sein, so er nicht in der

Person des Hereman und als Kriegsgewaltiger gnädigst belassen wurde. Auch einem Ludendorff rechnete man bis vor kurzem noch die uneingeschränkte militärische Ehre und Könnerschaft zu; wir haben aber gesehen, daß bereits an diesem Ruhm die Wühlmäuse nagen. Es ist leicht, wenn die Lebenden nicht mit all ihrer Überzeugung und ihrer Unerschrockenheit für einen Helden eintreten, ihn der Nachwelt nicht mehr so zu überliefern, wie die Zeitgenossen ihn erlebten. — Das deutsche Volk sei gerufen, voran alle ehrliebenden Soldaten, es nie dahin kommen zu lassen, daß von Ludendorffs Größe und seinem Wirken auch nach dem Kriege ein Steinchen abgebröckelt wird.

Wir haben dem Preußischen Ministerpräsidenten Göring am Tannenbergdenkmal, auf blutgetränktem Schlachtfelde, wo Ludendorff mit seinen wachen Sinnen stand, bei der Feier am 27. August 1933 das unverbrüchlich wahre deutsche Wort zu verdanken:

> „Es ist von alters her eine stolze preußisch-deutsche Tradition gewesen, nach gewaltigen Taten seiner Feldherren den Dank des Volkes diesen Feldherren auszudrücken!"

Stand auch aus besonderen Gründen der General Ludendorff an diesem feierlichen Erinnerungstage nicht an geweihter Stätte, so sind wir uns doch dessen als Soldaten und Volksgenossen keinen Augenblick im Zweifel, daß jede Gelegenheit benutzt werden wird, dieses volkehrende Wort auch gegenüber Ludendorff einzulösen. Der bekannte Militärschriftsteller General von Altrock hat sich im „Militär-Wochenblatt" vom 4. September 1933 soldatisch und ohne Furcht und Tadel ausgesprochen.

Die „Überstaatlichen-Mächte", ihr unheimliches von Ludendorff erkanntes Wirken, haben ihn zu dem „Block" gemacht, der alles abstößt, was dem deutschen Volke und den Völkern Schaden anrichtet. Die herbe Lehre aus der Marneschlacht, aus der Hörigkeit „okkulter und unverstandener Mächte", denen Graf von Moltke verfallen war, all den Eindrücken und Erinnerungen, die wir im Fluge rückschauend mit ihm erlebten, sind es, die ihn gefühlsmäßig, blut- und artbedingt, schließlich völlig von der Lehre entfernten, die man heute sich müht, mit unter das Hakenkreuz zu stellen. — Wem dieser Kämpfer gegen die okkulten und schwarzen Mächte nicht paßt, der soll sich bei diesen bedanken.

Unser General sagt von seinem Kampf selbstverständlich und nüchtern:

> „Von den Feinden des Vaterlandes angegriffen zu werden, ist eine Ehre, auf die kein Völkischer verzichten möchte!"

Vor den „Untersuchungsausschuß" brachten von Hindenburg und Ludendorff die November-Regierenden roter und schwarzer Couleur. Beide gingen als Sieger ungebeugt daraus hervor. Die Akten sind ja darüber geschlossen. Aber auch die sich in Schwarz kleiden, riefen das Münchner Gericht an, um den General Ludendorff und seine Frau wegen Verächtlichmachung ihrer Religion zu belangen. Auch aus diesem Prozeß schritt der General mit seiner Lebensgefährtin als freier Deutscher erhobenen Hauptes. — „Die Erlösung von Jesu Christo", oder waren es andere Veröffentlichungen, blieben unangefochten.

Wer so arbeitet auf diesem weltanschaulichen Schlachtfelde, wie in „Das Geheimnis der Jesuitenmacht und ihr Ende", mit seinen bisher 36—40000 Exemplaren, der siegt ebenso, wie unser Heer und unser Feldherr Ludendorff nicht besiegt wurden.

Wir schlagen die letzten Seiten auf und finden auch hier die

„Quellenangabe".

Unter dieser zählen wir 133 Nummern. Ein Laie kann viele auch nicht mal in ihren Überschriften nachprüfen, denn es sind lateinisch geschriebene theologische Bücher und Abhandlungen. Wir überlassen die den Theologen aller Konfessionen und fremder Religionen, greifen für unsere bescheidenen Verhältnisse einige Quellen namentlich heraus:

> „Der Freimaurerbund und die jesuitische hierarchische Propaganda, historische Parallele nebst Anhang". Verlag Papst, Darmstadt 1838.

Dabei erinnern wir uns aus der Geschichte des Jesuitismus und der Freimaurer, daß sie in Wechselbeziehung und Wechselwirkung standen. Als in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Jesuitenorden, nach gewaltigen Empörungen in Spanien, Frankreich, Italien dagegen, aufgehoben wurde, wie wir schon kurz erwähnten, flüchteten sich die frommen Brüder in die, wie wir mit Haugwitz

gesehen haben, „religiös gedeckten Logen". Und wo haben in den Zeitläufen, in denen die Freimaurer Verfolgungen erlitten, die Brüder Asyl gefunden? Es ist eine oft ausgesprochene Verkennung, daß römisch-katholisch Gläubige nicht unter den Freimaurern zu finden sind.

Und weiter lesen wir unter den Quellen:

Cathrein, S. J., „Moralphilosophie" 4. Aufl., Freiburg 1904.

Döllinger, J. J. von, „Beiträge zur politischen kirchlichen Kulturgeschichte." Regensburg 1882 u. a.

„Enthüllung des Systems der Weltbürger-Republik in Briefen aus der Verlassenschaft eines Freimaurers. Rom 1786/87. Aufschluß und Verteidigung. Rom 1787."

Fränkel, Ludwig, Corvin, „Pfaffenspiegel." Verlag Bock, Rudolstadt 1912.

Friedrich, G., „Der Freimaurerbund und die jesuitisch-hierarchische Propaganda." Verlag Papst. Darmstadt 1838.

Hoensbroech, Paul Graf von, „Moderner Jesuitismus" 1893.

und die weiteren Werke von diesem bekannten früheren Jesuiten, den es aus dem Orden trieb, um besonders seinen Schritt zu begründen in:

„Mein Austritt aus dem Jesuitenorden." 11. Tausend. Leipzig 1910.

Man muß den Grafen selbst kennengelernt haben, in seiner hohen imponierenden Erscheinung, seiner aufrichtigen und gewinnenden Art, um schon daraus zu schließen, daß es einen solchen Mann nicht länger in einer Geheimorganisation hielt, deren Grundsätze mit den Interessen des deutschen Volkes nicht zu vereinbaren sind. Wie im Falle des Grafen Pückler, so war auch gegenüber dem Grafen Hoensbroech der Kaiser anfänglich interessiert. Man zog aber aus den Veröffentlichungen und aus der Haltung des früheren Jesuiten keinerlei Lehre zum Wohle des zweiten Deutschen Reiches.

Wir registrieren noch weiter:

Miller, Alfred, „Ultramontanes Schuldbuch." Verlag Steinke, Breslau 1922.

Muckermann, Fr., „S. J., katholische Aktion." Verlag Müller, Ars sacra, München 23 . . .

Schuster, Georg, „Die geheimen Gesellschaften, Verbindungen und Orden.“ Verlag Theodor Leibing, Leipzig 1906.

und lassen General Ludendorffs Gedanken aus Eingangskapitel:

„Der schwarze Feind“

auf uns wirken:

„. . . Der Jesuit ist heute unter den Überstaatlichen-Mächten, mit denen er in Reih und Glied im Kampfe gegen das Leben der Völker steht, nämlich den Finanzmagnaten, dem jüdischen Volke, der Freimaurerei mit all ihren Abarten der Gefährlichste. Er ist, selbst Finanzmagnat, mit dem jüdischen Volke eng verbunden, und mit der Freimaurerei in den Hochgradlogen eng vereint . . .“

Diese Verbindung besteht „auf Gedeih und Verderb“, möge sie auch zu Zeiten unterbrochen sein. Es ist eine gewaltige Macht, die durch die römische Kirche mitausgeübt wird. Nach seinen starren Grundsätzen ist der Orden nach außen hin verschwiegen. Er kann sich auf seine Glieder noch mehr verlassen, als die Logen auf ihre Brüder. Nach der „Bestätigungsurkunde: Regimini militantes des Papstes Paul III.“ soll dieser Orden:

„Unter der Fahne des Kreuzes Gott Kriegsdienste tun.“

Dazu sagt der frühere Jesuit Tyrill:

„Etwas anderes ist die Gesellschaft Jesu auf dem Papier, etwas anderes ist die Gesellschaft (Jesu) von Fleisch und Blut.“

Davon ist das deutsche Volk meist ebensowenig unterrichtet, wie von den letzten Grundsätzen der Freimaurerei. —

„Die Lebensrettung der Völker erheischt gebieterisch Klarheit über den schwarzen Feind, der sie unter der Fahne des Kreuzes unterjochen oder, wie es heute so verlockend heißt: ‚Für ihr Seelenheil das Königtum Christi‘ errichten will und hierzu das Reichsbanner Christi entrollt.“

So schreibt Ludendorff und kommt auf die Gründung zu Beginn des 16. Jahrhunderts zu sprechen, als die Kirche durch Sittenlosigkeit der Päste geschwächt, über sich die Reformation ergehen lassen mußte. Paul III., jüdischer Herkunft, erkannte, daß dem päpst-

lichen Stuhle von den Lainez, Salmeron und Polanko, alias Baruch, Hilfe kam, und er griff nach dem „Finger Gottes". — Wir ließen die Generalbeichte des Gründers, Ignaz von Loyola, mehrfach verwundeter baskischer Offizier, der sich der Jungfrau Maria gelobt hatte, vor einigen Jahren an uns mit den 500 Seiten und mehr aus dem Buche des ungarischen Schriftstellers Caesar von Simay vorüberziehen. Eins der fabelhaftesten Bücher, die den Inhalt über uns ausgießen, als wäre französischer Sekt mit Knall vor uns entkorkt. Auf diesen Seiten erleben wir, atemberaubend, das Sterben Loyolas und seine erschütternden Anklagen gegenüber seinem Beichtiger, dem Juden Baruch, daß dieser und seine Leute aus der Gründung etwas anderes gemacht haben, als er gewollt hätte. Die ganze Zeit zieht im Fluge vorüber, die einen Luther als den größeren Reformator und Ordner ins Gesicht schaut. — Schon aus diesem Buche des katholischen von Simay, der als Romanschriftsteller die nötigen Quellen nutzte, können wir Ludendorff als sicheren Führer in dieses Reich des „Christus quasi praesens", d. h. „des gleichsam gegenwärtigen Christus" folgen. — Es ist der Ordensgeneral, der so benannt wird, und dessen Macht zu Zeiten die größere ist, als die des Papstes; denn der Orden nutzte die Bedrängnis des Päpstlichen Stuhls während der Reformationszeit und stellte seine Bedingungen.

Der Kampf gegen die Ketzer ist sein Ziel. Jedes Mittel ist ihm heilig.

Ludendorff sagt:

> „Immer mehr nahmen der Kampf und das Machtstreben des Jesuitenordens einen weltumspannenden Umfang an. Der Jesuitengeneral ist gewillt, sich seine unbeschränkte Weltherrschaft mit allen Mitteln weltlicher und geistiger Politik, mit allen Mitteln des Staates, der Wirtschaft, der Schule und Kirche zu erstreiten ..."

Blind sind ihm die Ordensbrüder gehorsam. Es ist ein geheimes Kriegsheer. Päpstliche Vollmachten bilden die Unterlagen des Kampfes. Friedrich Muckermann, einer der „streitbarsten Krieger" kündete:

> „Dieses Reich (es ist das Reich Gottes auf Erden gemeint) muß erobert werden: Das ist der Kreuzzug der Gegenwart. Auch die neue Zeit wird nur durch Opfer des Blutes gewonnen werden können ... Wir sind dazu ... bereit."

Aus Ludendorffs Buche tritt uns

„der enthüllte Aufmarsch des Kriegsheeres entgegen".

Und wenn wir diese Blätter und die folgenden von der

Ausrottung der Ketzer

aufmerksam lesen, dann werden wir uns voll bewußt, daß der Weltkrieg von 1914—18 in dem Vernichtungskampfe gegen alle Freiheit der Völker nur der blutigste Abschnitt ist. Im heutigen Kampfe steht wieder als „Kopf und Herz" unser General Erich Ludendorff vor und zu uns, so daß wir vollberechtigt sind zu unserem Buchtitel unter Ausdehnung der Weltkriegszeiten auf die unsrigen und darüber hinaus. Hören wir etwas wenigstens von den Grundsätzen und Kampfmethoden des „Ordens Jesu", indem wir nach Ludendorff die „Monita secreta", das sind besondere Anweisungen „für die Bearbeitung und Behandlung von Fürsten, Bischöfen und Mächtigen dieser Erde durch ihre geistlichen Berater", aus der Schule plaudern lassen:

„Sowohl Fürsten, als Prälaten und allen sonstigen Personen, welche der Gesellschaft besondere Gunst erweisen können, muß Anteilnahme an allen Verdiensten der Gesellschaft gewährt werden, nachdem man ihnen die hohe Bedeutung dieses großen Vorzuges zuvor angedeutet hat."

„Fürstinnen werden hauptsächlich durch das Kammerpersonal am leichtesten gewonnen werden; daher muß man die Freundschaft desselben auf jede Art gewinnen. Denn so wird uns der Zugang zu allen, ja zu den geheimsten Angelegenheiten der Familie offen stehen."

„Bei der Lenkung des Gewissens der Großen werden unsere Beichtväter der Ansicht derjenigen Autoren folgen, welche das Gewissen weiter machen, im Gegensatz zu der Meinung anderer Geistlicher, so daß sie von diesen sich losmachen, ganz und gar nur von unserer Leitung und von unseren Ratschlägen abhängen ..."

Allein mit diesen Grundsätzen der Moral, die geistig ihre hohen Schützlinge sich hörig machen, wie wir es bei dem Prinzip der Berliner Wucherer mit materiellen Mitteln zu erreichen sahen, könnten wir unsere Leser auf den weiteren Inhalt des „Geheimnis der Jesuitenmacht und ihr Ende" verweisen, wenn wir nicht doch noch

nötig hätten zu begründen, warum in diesem Titel auch vom „Ende dieser Macht" die Rede ist. Wir meinen so, daß endlich in unsern und in allen Völkern der gesunde natürliche und der anständige Geist durchbrechen müßte, um dieser Jesuitenmoral mit gemeinsamen Kräften das Ende zu bereiten. — Hören wir also etwas weiter noch. Der Jesuit Becanus, Beichtvater des jesuitisch erzogenen Kaisers Ferdinand II. sagt:

> „Wie ein Hirt die Macht hat, kranke und angesteckte Schafe von den anderen zu trennen und aus dem Schafstall herauszuwerfen, damit sie die anderen nicht schädigen, so kann dies auch der Papst in bezug auf die Gläubigen. Es kann also jeder christliche König, wenn er gefehlt hat, durch den Hirten, den Papst, von den anderen Schafen getrennt werden."

Der Jesuit Juan Mariana schreibt 1599:

> „... Die Rechtsfrage, daß der Tyrann getötet werden darf, ist klar ... Es ist für die Fürsten ein heilsamer Gedanke, daß, wenn sie den Staat bedrücken und durch Laster und sittliche Schändlichkeit" (wenn sie z. B. dem römischen Papst nicht folgten) „unerträglich werden, ihr Leben unter dem Eindrucke steht, daß sie nicht nur mit Recht, sondern unter Ehre und Ruhm getötet werden dürfen."

Eine solche Auffassung ist im Laufe der Zeit mehrfach kraß zum Vorschein getreten. Der Jesuit Thomas Stange hatte sich 1605 vor dem Londoner Gericht zu verantworten, weil er den König Jakob I. mit samt dem Parlament in die Luft sprengen wollte. Er verteidigte sich so:

> „Die Untertanen eines vom Papste abgesetzten Königs sind nicht mehr seine Untertanen, und wenn ein abgesetzter König gewalttätig wird, so dürfen die Untertanen ihn in Selbstverteidigung töten."
>
> Die Frage des Richters, ob er es für rechtmäßig halte den König zu töten, wenn die Kirche über diesen ein Todesurteil verhängt habe, bejahte dieser englische Untertan und Ehrenmann.

Unwillkürlich denkt man auch hier wieder an die vielen Ermordungen Gekrönter und Staatsoberhäupter, wie ja auch die Präsidenten der Republiken nicht selten einem Mordanschlag zum Opfer fielen. Regent ist Regent, und wo hört der Tyrann auf und fängt

das brave „Lamm" an, das dem „Oberhirten" stets zu Gefallen ist? — Eine heikle Frage auch für die heute Regierenden. Wir denken aber auch daran, wie man dem Hohenzollerntum in Kaiser Wilhelm II. den Laufpaß gegeben hat und die Bindung durch ihn an den Fahneneid für Papier erklärte. Das ist jesuitisch gewesen, mag es auch von Logenhörigen ins Werk gesetzt worden sein oder von Leuten ausgesprochen und durchgeführt, die bereits von beider Weltgift infiziert waren. — Gar nicht deutlich genug kann das sich aufbäumende Gefühl des Staatsbürgers jeglichen Staates, der es ehrlich mit seinen Staatsmännern hält und sich mit seinem Leibe in Treue für die Person dessen einsetzt, auf den er eingeschworen ist, auf Grund dieser historischen Tatsachen in Seelenerregung gebracht werden. Nicht zuletzt bei uns Volksgenossen, die wir alle im deutschen Volksstaate mit unserm Leben auf Wohl und Verderben zusammengeschweißt sind. Es gibt da auch gar kein Ausweichen, kein Kopf-in-den-Sand-Stecken, kein sich dahinter Verkriechen-Wollen, kein Sagen, so was gelte nicht für unsere Zeit. Demgegenüber sei klar zum Ausdruck gebracht, daß, wie die Kirche mit unbeschränkten Zeiträumen rechnet, der Jesuitenorden seine Grundsätze hat, solange, bis es endlich der aufatmenden Menschheit gelungen ist, nun ihrerseits dem letzten überzeugten Jesuiten den Prozeß zu machen. Auch ist für die Regierenden kein Kraut dagegen gewachsen, daß sie äußerlich oder auch fromm-innerlich und dogmenstark der römisch-katholischen Kirche angehören. — Kaiser Wilhelm II. wurde zwar entthront als „Ketzerkönig", Nikolaus von Rußland ermordet, weil mit seinem Tode und mit dem von Millionen griechisch-katholischer Russen der Boden für die römisch-katholische Kirche frei würde. Jedenfalls haben die jüdischen Volkskommissäre der Kirche diesen Gefallen ungewollt oder gewollt getan. Das hat in Deutlichkeit ein führender katholischer Geistlicher, Benediktiner Dr. Baur, ausgesprochen in dem Sinne, daß ein Segen auf den russischen Massenmorden der Sowjets liege. Welche katholischen Regierenden sind aber in den letzten Zeitläufen zum Opfer gefallen! Es nützt somit nichts, auf Freimaurerei und Jesuitismus gestützt, Völker regieren zu wollen, um etwa Leben und Herrschaft zu schützen. Was ist also das Gebot der heutigen Stunde und der Zukunft für Regierer und Völker? Nun die Frage ist längst mit dem Mutigen beantwortet, und deshalb ist ein besserer Panzer als „L a m m s c h u r z" und „Jesuitensoutane", eine bessere Waffe als „Kelle" und „Marterkreuz", die Kampfkraft eines Ludendorff in

seinen Worten und Werken der Nachkriegszeit. Er tritt, jetzt wohl für jeden deutlich, als Schützer vor Volk und Völker, vor Führer und Regierer. — Er ist nie und nimmermehr in unserm Volksstaat beiseite oder etwa in irgendeinen hierin grundsätzlichen Gegensatz zur Führung zu stellen, wenn wir so scharf uns einstellen, wie ich das logisch und zusammenfassend als Offizier und als Kriminalpsychologe zu Nutz und Ehr unsers Volksstaates sein mußte, um mitzureißen alle die, welche abseits stehen, lau sind, wankelmütig auf jedes Wörtchen Haß und Geifer hören!

Wer natürlich falschen Herzens und undeutschen Sinnes ist, dem ist nicht zu helfen. Die braucht aber auch nicht unsere Zeit, die in einem solchen Gefahrenkreise steht, daß Ludendorff in einer kurzen Mahnung:

„Zwanzig Jahre Vernichtungskrieg"

in Folge 8 „Am Heiligen Quell" am 20. Juli 1934 schrieb:

> „... sie (die Überstaatlichen-Mächte) können heute noch nach zwanzig Jahren den gleichen Weltkrieg mit unerhörter Wucht weiterführen. Zwanzig Millionen Deutsche sind ja zuviel auf der Welt! Zur Stunde ruhen in diesem Vernichtungskriege von seiten der Feinde die militärischen Waffen. Wirtschaftswaffen und Waffen gegen die deutsche Seele werden in aller Schärfe gehandhabt.
>
> Lebenswille muß jeden Deutschen befähigen, da, wo er selbst entscheiden kann, das zu tun, was seine und des Volkes Erhaltung von ihm fordert:
>
> Kein Nachgeben gegen das von den Geheimmächten gewollte Schicksal des Deutschen Volkes, sondern Überwinden desselben durch kompromißlose Abwehr jener Mächte und klares Erkennen und Fördern wahrer völkischer Kräfte, um allen Widerständen zum Trotz an der Gestaltung unseres Lebens verantwortungsfreudig mitzuarbeiten ..."

Wir verabschieden uns von diesem Teil enthüllter Jesuitenmoral an der Tür mit dem Wort des Jesuiten Guignard, der in Paris wegen Aufhetzung zum Königsmord und der Mordanschläge vom 25. August und 27. Dezember 1594 hingerichtet wurde:

> „Wenn man nicht Krieg führen kann gegen den König, muß man sich seiner entledigen um jeden Preis, auf welche Weise auch immer."

Nicht weit brauchen wir auf dem traurigen Gange der mit Blut getränkten Geschichte der Inquisition wandern, um eine andere Tür aufzureißen: Entsetzensvolle gellende Schreie aus düsteren Gefängnissen, von schauderbaren Folterstätten her, aus schon rauchendem Flammenstoße dringen in unser aufgescheuchtes Lebensbewußtsein, in Wut und Verachtung vor diesen Bestien, die durch das Mittelalter bis in das 19., das Aufklärungsjahrhundert, die „Religion der Liebe" nutzten, um hunderttausend, Millionen Menschen nordischen Blutes, ganz besonders protestantische Ketzer, Lutheraner und Kalvinisten hinzumorden. Und mit Wonne war es abgesehen auf die Frauen, auf die Gebärenden sprossender Jugend und sich erneuernden Volkstums! Eine einzige Zahl sollte uns nie vergessen lassen, was für Verbrechen und heillose Schuld mit dem Jesuitismus, damit mit der römisch-katholischen Kirche, verbunden sind:

Heute noch ist das oberbayerische Alpendorf Garmisch ein kleiner Flecken. Vor 300 Jahren viel geringer an Zahl, und doch aus diesem Dörfchen wurden „in 3 Monaten 50 Frauen als Hexen verbrannt". Allein daraus zieht unsere heutige Menschheit, unser rassenbewußter Volksstaat den Schluß, wie der Jesuitismus der größte Feind des Lebenswillens eines arteigenen Volkes ist. Er ist unser Feind, wie niemals ein politischer Feind gewesen ist, den wir so leichthin im Völkerleben mit „Erzfeind" bezeichnen. Was ist schon etwa der Franzose ein Erzfeind des Deutschen und umgekehrt? Nein, gegenüber dem Jesuitismus sind beide Völker, naturgemäß in ihrer eigenen Artbedingtheit, in ihrem Lebenswillen, ein Herz und eine Seele! Sie sind gegen den geistigen und geistlichen ewigen Feind so bündisch vereint, wie Bruder und Schwester, wie Leib und Seele zusammengeboren sind, und müssen endlich zu gemeinsamer Abwehr schreiten! Mit den anderen Völkern, zunächst mal des westlichen Kulturkreises, voran mit den nordischen und angelsächsischen Staaten sind wir erst recht in einer Kampfgemeinschaft, wie sie auch General Ludendorff in seinen Kampfschriften und Reden immer wieder anregt.

Wir brauchen nicht an den unheilvollen Dreißigjährigen Krieg zu erinnern, haben die Ermordung Wallensteins und den Meuchelmord an Gustav Adolf bereits berührt. Deutschland glich nach dem nur scheinbaren „Westfälischen Frieden" in etwas schon der Wüste, die Walter Rathenau Deutschland mit Ende dieses Jahrzehnts zugedacht hat. Auch übergehen wir die weiteren historischen Reminiszenzen der Inquisition unter dem Heilszeichen des Kreuzes, die einen Luden-

dorff mit uns doch als sehende, fühlende und denkende Menschen so unerhört verletzen, daß selbstverständlich bereits aus dem göttlichen Menschbewußtsein heraus dieses Kreuz abgelehnt wird, um dem Sonnenkreuz und daraus strahlendem Gottbewußtsein in tiefster Seele die Heilkraft zuzuerkennen, die einem ehrliebenden, einem zukunftsstarken, einem selbstbewußten Volke grundbedingt eignet und gebühret. Ehe wir aber das ganze Jesuitengebäude mit Grausen hinter uns lassen, möchten wir uns doch noch einige Inschriften aus seinem geschichtlichen Ehrentempel merken:

Der Theologieprofessor in Graz und Salamanka, der gefeierte Jesuit Delrio hat ein 6 Bände starkes Werk über den Hexenwahn und die schwarzen Künste geschrieben. Es ist vom Orden und vom Papst mit der sogenannten „Imprimatur" versehen und kam 1679 als „Disquisitionum Magicarum lib. 6 . . ." heraus. In Ludendorffs „Geheimnis der Jesuitenmacht und ihr Ende" wird es noch unter den „Hexenhammer" des päpstlichen Dominikaner-Inquisitors Sprenger gestellt, der ebenfalls „die furchtbarsten Folterqualen und den Feuertod von aber tausend Frauen veranlaßt hat". Dies Hexenbrennen war nur ein Vorwand zur Ketzerverfolgung besonders blonder Mütter und Mädchen germanischer Rasse. Der ehrenwerte Delrio sagt:

> „Mit welchen Bächen von Hexen das Luthertum das nördliche Deutschland überflutet hat, wissen die, die in Kälte, Furcht und Zittern dort wohnen. Die meisten, die z. B. im trierischen Land vor den Richtern auf der Folter gestanden haben, daß sie von der Pest der Hexerei ergriffen seien, haben bekannt, daß diese Seuche sie zuerst ergriffen habe, als jenes scheußliche und tartarische Bollwerk des Luthertums, Albrecht von Brandenburg . . . mit Feuer und Schwert jene Landstriche verwüstete. In der Schweiz, wo noch die gottlosen Waldenser sind, gibt es nur wenige Frauen, die keine Hexen sind. In England, Schottland, Frankreich und Belgien ist die Hexerei durch den Kalvinismus rasch verbreitet worden."

Ein anderer ehrenwerter Professor der Theologie in Ingolstadt, der Jesuit Adam Tanner, schreibt in seiner: „Theologia Scholastica":

> „Die gerichtliche Strenge gegen Hexerei ist nötig . . ., um die Ehre Gottes zu rächen und die schwere Gott angetane Unbill durch die unschuldige Strafe zu sühnen . . ."

„Es ist offenbar, daß Hexenmeister und Hexen, als die schlimmsten und gefährlichsten Feinde des Menschengeschlechts, der gerechten Todesstrafe verfallen sind, und das Verbrechen der Hexerei ist so gefährlich und ansteckend als die Ketzerei. Schwer versündigen sich die Obrigkeiten, die dies Verbrechen der Hexerei ... unbeachtet lassen, diejenigen, welche die Verbrechen der Hexen und besonders ihre körperlichen Fahrten durch die Luft und ihren geschlechtlichen Verkehr mit dem Teufel bestreiten, sind nicht zu dulden ..."

Ein noch heute „maßgebender Theologe der katholischen Kirche", Paul Laymann soll gegen die Hexenverbrennung gewirkt haben, da „an vielen Orten nur noch wenige Weiber mehr übrig sind, da sie schon alle hinweggerafft sind". Er gibt folgende Anweisungen:

„Weiß der Beichtvater aus der Beichte, daß das Weib unschuldig ist, so soll er doch nicht versuchen, beim Richter für sie zu vermitteln ... ein Ketzer kann, auch wenn er selbst seine Schuld leugnet, auf Zeugnis mehrerer infamer Zeugen (rechtloser Zeugen) zum Tode verurteilt werden."

„Hexen und Zauberer sind lebendig zu verbrennen, und wenn sie rückfällig oder unbußfertig sind, ist es verboten, daß ihnen ein Säckchen mit Pulver umgehängt werde, damit der Tod rascher eintritt."

Er ereifert sich dann noch:

„Auch bei etlichen katholischen, sonst nicht schlechten Leuten ist diese irrige Meinung eingewurzelt. Etliche Richter werden auch leider gefunden, die ... Hexen ... wieder laufen lassen oder doch nur die eine oder andere dem Henker zum Verbrennen übergeben."

Das Schlußwort in seinem Werk gegen den Jesuitismus nimmt mahnend Ludendorff, und lassen wir ihn daraus sprechen:

„Freie Deutsche, wo immer ihr auch eingefangen, durch Eide und anderen Unfug gebunden seid, macht eure Augen auf und prüft einmal, wieviele offene und geheime Mitglieder des Kriegsheeres des Jesuitengenerals, seien es auch nur Mitglieder der Marianischen Kongregationen oder sonst Dressierte, Gelegenheitsexerzitanten oder sonstwie gekaufte Knechte, ihr in euren Reihen habt, die womöglich Verbände leiten oder doch durch ihren Einfluß vom Kampfe abhalten ... Jeder Freiheits-

> kämpfer, jeder Verein, jede Zeitung, die dies Buch totschweigen oder bekämpfen, und die nicht von Stund an mit uns den Abwehrkampf gegen den „ewigen Kampf" des Jesuitengenerals führen, sind gekennzeichnet vor allem Volke. Ein Draht führt von ihnen in das „kleine Kabinett" des schwarzen Papstes, von dem aus er „die Welt regiert".

Und weiter weist der General darauf hin, daß der Jesuit auch „sachlich" zu sprechen gewohnt ist, gerade vor dem Katholiken. In den Satzungen des Ordens, die für alle Zeiten gelten, steht es gekennzeichnet als Befehl:

> „Wenn man weiß, daß eine Meinung in einer Provinz oder Akademie bei den Katholiken großen Anstoß findet, so soll sie niemand daselbst lehren und verteidigen."

Mit der Mahnung unseres sittlichen und völkischen Vorkämpfers wollen wir uns das Herz zum Kampfe stärken, denn unsere nordische Seele lassen wir uns nicht verkaufen, verwässern, trüben oder gar töten, gleichermaßen nicht unser Volksvermögen in „Goldenen Jahren", in Rom-Pilgerfahrten und sonst ins Ausland fließen:

> „Deutsche, seid überzeugt, daß der Kampf bereits in allen Weltteilen geführt wird, daß den Logen in Deutschland heute schon der Nachwuchs mangelt und sie die Schwere des Kampfes fühlen. Da wollt ihr jetzt stillschweigend immer noch die Schar der halben Kinder in den schwarzen Zwingern vergewaltigen und die schwarze Schar und das Kriegsheer des Jesuitengenerals in der Stille weiter an eurer Vernichtung arbeiten lassen? . . .
>
> Nun wißt ihr, wen ihr abzuwehren habt."

General Ludendorff hatte mit dem Bedauern um den Kaiser recht behalten, als er das Große Hauptquartier in Spa am 26. Oktober seelenwund auf Diktat der Überstaatlichen und auf Befehl eines, ach — so gehorsamen Obersten Kriegsherrn verließ, der den Ruf des „Lenkers aller Schlachten" nicht mehr vernahm, weil sein Erberinnern schlief. Möge die Stimme unseres völkischen Warners heute — wo wir geweckt sind durch Versailles — nicht ungehört im deutschen Raum verhallen, damit über Jahr und Tag, hinein in die Zukunft, Führer und Volk sich artbewußten Lebens, Wohlstands und Ehre erfreuen!

Deutsche Gotteserkenntnis

Mit religiösen Empfindungen und Empfindlichkeiten eines Menschen mit göttlichem Angesicht und gar aus nordischer Rasse hat der Jesuitismus für gesundes Denken, wie wir allein aus den Zitaten führender Jesuiten gesehen haben, nichts zu tun. Selbst die Lehre Christi denken sich wohl überzeugte Gläubige aller Konfessionen, besonders auch der römisch-katholischen anders, als es die Jesuitenmoral unverhüllt offenbart. Das alttestamentarische Vermächtnis Jehovas an das Wüstenvolk der Juden, alle Völker zu fressen, spricht im Jesuitismus eine mehr als eindeutige Sprache. Es ist Geist vom Rache- und Macht-Gott dieses Volkes, das sich skrupellos über das Wohlergehen anderer Völker, seiner Wirtsvölker hinwegsetzt. Damit ist die „Religion der Liebe" beiseite gesetzt und verschimpfiert. Man nimmt vom Judengeiste, wo der Jesuitismus aus Judenblut geboren oder von vornherein davon beherrscht wurde, und dieses geistige Judentum wirft sich an Menschen und Völker heran, um sie auszubeuten oder auszusaugen und wohlfeil ihre Freiheit zu rauben.

Daß es gar kein Zweifel ist und auch gar nicht beschönigt wird, wie dem Judentum als „Auserwähltem Volk", alles zu danken ist, dem man folgen muß, dem die Herrschrechte zustehen auf Erden, darüber könnte man bis in die allerjüngste Zeit von katholischen Theologen und Priestern ebensogut wie von protestantischen Gelehrten und Seelsorgern alle Register aufziehen lassen. Einer, der Pater Kröpfl hat das kurz und bündig, aber recht anschaulich auf dem österreichischen Katholikentage 1923 zum Ausdruck gebracht, indem er sagte:

> „Die Juden sind ausersehen, innerhalb der katholischen Kirche noch größere Dinge zu vollbringen als David und Salomo."

So also sieht die Verwirklichung des „Reiches Gottes auf Erden" der katholischen Hierarchie aus. Dieses Zielstreben deckt sich mit dem der Jesuiten. Es ist der Kampf gegen jedes Artbewußtsein von Völkern, der nordischen ganz besonders, voran des deutschen Volkes, das, sich mit der Nationalen Erhebung 1933 zum gesunden Rassebewußtsein aufgeschwungen, Art und Überlieferung pflegt und endlich im eigenen Hause heimisch werden will. Auf seiten derer aber, die noch von David und Salomo größere Dinge erwarten, gibt es kein Rassebewußtsein, keine Rassenschande, sondern es ist ja offen das Ziel der Menschheit öfter in Zukunftsbildern veranschaulicht in einer Mischrasse von europäischem und negroidem Einschlag als Ideal. Das deckt sich mit den Aussprüchen römisch-katholischer Observanz, wonach der römisch-katholische Fremdling dem deutschen Katholiken näher stehe, als der Deutsche seinem nicht katholischen Volksgenossen. Ein durch Afrika „fliegender Pater" sorgt mit einem Flugpark für Verbreitung dieses Unfrieden bringenden römisch-katholischen Geistes. — Der unantastbare Bestand des Alten Testaments ist oft genug auch von maßgeblicher protestantischer Theologie und vom Predigertum ausdrücklich versichert worden. Es spielt dabei keine Rolle, ob an sich die Spaltung, allein schon wegen dieser Frage, bis in die entfernteste Dorfkirche getragen ist.

Die Machtstrebigkeit über alle Völker, wie sie besonders der Jude Paulus ausgesprochen und betätigt hat, so daß sie im Neuen Testament unangreifbare Wahrheit für die Gläubigen oder gläubig Scheinenden geworden und zum Teil noch ist, kündet nach wie vor damit Verheerungen, Revolutionen, Kriege mit begleitendem Elend, Not und Tod folgerichtig an. Es ist, wie in Vergangenheit Seelenmord und Seelenschande angerichtet wurde, noch in Gegenwart und für die Zukunft größte seelische Not vorhanden und zu befürchten. Gewiß setzen sich sehr viele Menschen darüber hinweg und kennen solche Nöte nicht; um sich nicht in ihrer Ruhe stören zu lassen, keine Scherereien zu haben, nicht aufzufallen, als getreue Glieder der Kirche zu gelten und nicht etwa noch Schaden wegen nebensächlicher religiöser Belange zu nehmen, wo doch wirtschaftliche Fragen, Geldverdienen, Wohlleben und Vorwärtskommen der Hauptberuf ist! Die so denken, können aber nicht maßgebend dafür sein, ob dem ganzen Volke eine seelische Last und geistige und geistliche Kneblung auferlegt wird, die selbstverständlich schließlich die Grundlagen der besten völkischen und artbewußten Staatsführung von innen her

erschüttern muß, wie ein Haus, das wohlgebaut und eingerichtet ist, aber auf Schlickboden ohne Pfahlroste steht.

Nur wo uns gerade in den Ludendorffschen Schriften etwas aufstößt und hierfür beweiskräftig scheint, das soll hier auszugsweise zur ernsten Betrachtung eine Stätte finden. Im ersten Bande des sogenannten „Jus Decretalium", an welchem Werk bis 1901 auch der spätere Ordensgeneral, der Jesuitenpater Wernz, gearbeitet hat, ist zu lesen:

> „Der Staat ist der Jurisdiktionsgewalt der Kirche unterworfen, kraft welcher die Zivilgewalt der kirchlichen wahrhaft untertan und zum Gehorsam verpflichtet ist . . ."
>
> „Die gesetzgeberische Gewalt der Kirche erstreckt sich auf alles, was notwendig ist, um den Zweck der Kirche angemessen zu erreichen . . ."

Auch Papst Leo XIII. hat in seinem Hirtenbrief vom 10. Januar 1890 folgendes allen Katholiken in Erinnerung gebracht:

> „Es ist Unrecht, die Gesetze der Kirche zu brechen, um Verordnungen der weltlichen Behörden zu folgen. Stehen die Bestimmungen irgendeines Staates im Widerspruch zu den Erlassen der Kirche, oder schädigen sie und stellen die Autorität des Papstes in Frage, so ist es Pflicht jedes Katholiken, sich ihnen zu widersetzen, und eine Sünde, sich ihnen zu unterwerfen."

In noch weiterer Erklärung des rechthaberischen ‚politischen' Standpunktes und der päpstlichen Unfehlbarkeit heißt es in der Enzyklika „Sapientiae christianae" vom 10. Januar 1890:

> „Es ist sittliche Pflicht, der *politischen Weisheit der Kirchengewalt* Folge zu leisten."

Die amtliche Jesuitenzeitschrift des Vatikans schärft es nochmal in einem Kommentar über die Unfehlbarkeit des Papstes unter dem 9. März 1885 ein:

> „Streng genommen, fallen alle politischen Handlungen in das Gebiet der Moral, sei es wegen der Übereinstimmungen, sei es wegen der Gegensätze, in denen sie zu diesen stehen. —
>
> Weiter ist es eine Spitzfindigkeit, im Papste eine politische und eine religiöse Hoheit unterscheiden zu wollen. Es gibt nur eine! In Wirklichkeit gibt es keine unerheblichen Handlungen. Alle menschlichen Handlungen sind gut oder schlecht; darum sind auch alle politischen als menschliche Handlungen entweder

gut oder schlecht, sittlich oder unsittlich. Und da der Papst unfehlbar ist hinsichtlich der Moral, so fällt auch das ganze Gebiet der Politik unter seine Unfehlbarkeit."

Diese Gedanken sind für die Kurie so grundlegend, daß es nicht nötig ist, etwa die Bestimmungen des Konkordats mit Deutschland oder Österreich oder anderen Staaten unter die Lupe zu nehmen. Für alle Volksgenossen aber ist das Studium der Bestimmungen über Eheschließungen nach dem österreichischen Konkordat sehr zu empfehlen, um sich zu fragen, ob diese der römisch-katholisch eingesegneten Ehe ganz besonders entgegenkommende Gesetzesvorschrift den Begriffen der sonst betonten „Heiligkeit der Ehe" nach überkommenem Moralbegriff entspricht. — Aber nicht nur an die Ehe greift die kanonische Hand, wenn wir aus dem Ludendorffschen „Heiligen Quell" entnehmen, wie man auch heute der Stellung des römisch-katholischen Arztes im Mittelalter Verständnis entgegenbringt. Die Wiener Reichspost schreibt in einem Aufsatz „Seelsorge und Medizin im Mittelalter" unterm 24. Juni 1934 vom „Medicus":

„. . . Nicht nur für die geistige Vorbereitung des Kranken auf den Tod ist der Arzt verantwortlich, auch dafür, daß er seine materiellen Angelegenheiten geordnet hat. Für alle üblen Folgen seiner Handlungsweise ist der Arzt mit seinem Vermögen haftbar."

„Heute, da die Wissenschaften sich, wie recht und billig, von der Theologie emanzipiert haben, versucht man, ob sie sich doch in einzelnen Punkten wieder berühren könnten. Da ist es interessant zu jenem Urzustand moderner Wissenschaftsentwicklung zurückzublicken, in welchem die Theologie sich noch als die Mutter und Königin aller Gelehrsamkeit betrachten durfte und das gesamte private und wirtschaftliche Leben unter Geistlicher Aufsicht stand."

„Man muß es als eine weise hygienische Maßnahme bezeichnen, jede Kur mit einer Beichte zu beginnen."

Alle diese immerhin nur kurzen Betrachtungen mußten vorangestellt werden, um unsern General zu verstehen, daß er sich artbewußt vom Christentum in jeder Form loslöste und alles ablehnt, was irgendwie in Gegenwart und Zukunft geeignet ist, die Stelle des Christentums einzunehmen, um damit die Volksgenossen in ihrem Artbewußtsein zu verwirren und zu schädigen. Er verabscheut infolgedessen jeden Spiritismus, Okkultismus, Neugeistlehre, die seiner

Meinung nach ein Neubuddhismus ist. Auch die Bewegung Masdaznan und andere Bestrebungen, die nicht zur Grundlage das Erbgut des Blutes nordischer Rasse haben, Volksgesundheit in natürlicher Weise pflegen und Wehrhaftigkeit nicht wollen, haben für ihn als deutschen Mahner nicht nur keine Bedeutung, sondern sind für den Volksaufbau hinderlich.

Infolgedessen bildete sich im Kampfe gegen die Überstaatlichen Mächte und undurchsichtigen Kräfte in Ludendorff eine deutsche Gotteserkenntnis heraus. Hierin berührt er sich nicht nur mit den religions-philosophischen Schriften seiner zweiten Frau, Dr. med. Mathilde Ludendorff, sondern erklärt sich mit dem Inhalt dieser solidarisch.

Schon das von uns behandelte „Geheimnis der Jesuitenmacht und ihr Ende" war in einigen Kapiteln von Frau Ludendorff geschrieben. — Es ist falsch, wenn oberflächlich behauptet wird, daß Frau Ludendorff den General zu ihrem „Deutschen Gottglauben" erst geführt habe. Wir haben in unserer Charakterschau, sowohl aus Vorkriegszeiten, während des Krieges und nachher, den General so innerlich echt und wahr kennengelernt, sich selbst und seiner Volkbedingtheit treu, daß er wohl für jeden unserer Leser als einer dasteht, der nicht aus irgendwelcher Liebedienerei und auch nicht aus Liebe zu seiner Frau sein Gewissen erweitert, wie es der Jesuitismus nach einem obigen Ausspruch unter Umständen empfiehlt.

Persönlich nehme ich zu Ludendorffs „Deutscher Gotterkenntnis" eine andere Stellung ein auf Grund meiner geistig-seelischen Erlebnisse und Erfahrungen. Ich habe auch ein Gotterkennen, das unbedingt rein nordisch im Erberinnern ist[1]). Mir ist es aber nie gelungen, General Ludendorff in irgendeiner Weise zu überzeugen. Es ist und bleibt ein Eigener, auch wenn er mit seiner Frau weltanschaulich zu einer Einheit verschmilzt. Das ist aber ja eine immer wieder betonte deutschbewußte Stärke, daß Mann und Frau nach germanischem Blutserbe und Seelengute eins sind. — Die „rein-geistig" lebendige Welt, von der ein Ludendorff mit anderen Worten sprechen könnte, hat dafür dies schöne uralte Wort:

Ein Herz und eine Seele,
ein Wille und ein Weg.

---

[1]) Deutsche Glaubensgestaltung — Die Religion des Gewissens, vom gleichen Autor. Georg Kummers Verlag, Leipzig. — Vgl. auch S. 99.

Es bedurfte nur dieser grundlegenden Feststellung, um gleichzeitig damit zu sagen, wie es an anderer Stelle ausgesprochen, daß die anders geartete Gottesschauung im ewigen Wechsel von Entstehen, Werden und Vergehen zum Wiederauferstehen zur Ludendorff-Gefolgschaft nicht geführt hat; nun sieht aber der General, aus seinem Kampfe gegen die Volk und Völker geistig versklavenden Mächte heraus, heut und später, im eigenen Gottglauben das Fundament, auf dem sich gesundes Volkstum bis in weite Zukunft hinein aufbaut. Erst wenn hierin völkisches Verstehen aus dem Kampf herauswächst, ist nach seiner vollen Überzeugung die erste gründliche Arbeit getan; eine an sich zutreffende Grundeinstellung, wobei es der Verständigung vorbehalten bleibt, welcher Spielraum arteigenem Gottglauben belassen ist, denn im Letzten hat jeder Artbewußte seine eigene Gottschau mit dem Gott allüberall und in sich!

Soweit nicht im folgenden auf das Geistesgut Ludendorffscher Prägung zurückgegriffen werden muß, um in seine tiefbewegte „gotterfüllte" Seele zu schauen, ist ein Eingehen auf den „deutschen Gottglauben" in unserem Werke nicht zu finden, sondern das müßte einer besonderen Arbeit vorbehalten sein, die Erich Ludendorff und Mathilde Ludendorff in gleicher Weise umspannt. Die Gewißheit aber können die Leser aufnehmen, daß Ludendorff kein religiöser Eiferer ist. Er „missioniert nicht", wie er sagt und läßt jeden bei seinem Glauben, nimmt aber für sich das Recht in Anspruch, das auszusprechen, was er für das Werden der

Einheit von Blut und Glauben

als notwendig erkannte. Er weiß sich im Glauben, der beileibe kein „Unglaube" ist, eins mit dem des großen Preußenkönigs Friedrich in zahlreichen Aussprüchen u. a.: „Die Religion hat nirgends einerlei Gestalt".

Die Zeit wird klären; denn die religiöse Gärung unserer Tage liegt sichtbar vor aller Augen. Nicht immer sind Gegensätze in Unüberbrückbarkeit vorhanden; denn häufig stoßen sich die Begriffe nur deshalb, weil Worte fehlen oder im Ausdruck fehlten. In diesem Gedanken ist aller Einigkeit:

„Das Göttliche ist Willenskraft;
die Seele gott-durchdrungen!"

Lebendige Volkseinheit

Die Schaffung „lebendiger Volkseinheit" ist das Kampfziel Ludendorffs nach dem Kriege. Er ging zielbewußt seinen Weg mit den Anfängen der deutschvölkischen Freiheitsbewegung, auch als „Parlamentarier", sowie mit der Nationalsozialistischen deutschen Arbeiterpartei, wie wir das aus den Münchner Kampftagen von 1923 kennen.

Die Volkseinheit ist mit dem Abstimmungsergebnis des deutschen Volkes Wählerschaft vom 12. November 1933 vor aller Augen sichtbar geworden, also im Grundprinzip auch das Hauptziel Ludendorffschen Kampfes erreicht. Diese Einheit nun als eine „lebendige" zu durchdringen mit dauernden Werten der Volkserhaltung, das ist ja nicht nur sein Ziel, sondern der gesamten Volks- und Staatsführung sowie vieler Einzelkämpfer, die auch mit ihrem Blut und ihrem Wesen danach trachten, für das deutsche Volk das Beste mit schaffen zu helfen, was nur möglich ist, im Rahmen der Aufgaben, die der Führer herausgestellt hat und die in der Auswirkung bereits vielfach begriffen sind. Also ein Ludendorff steht in keinerlei Gegensatz zu den letzten Zielen unseres Volksstaates.

„Eins in Blut, Glaube, Kultur und Wirtschaft", das waren und sind die Brennpunkte, um die sich sein Denken und Trachten zum Wohle des deutschen Volkes gruppiert. Auch das ist ja dem Nationalsozialismus nicht fremd, wie er 1920 in den Grundprinzipien feststeht, um eine lebendige Volksseele zu schaffen.

Über Wege zum gemeinsamen Ziel nachzudenken, ist das Recht aller schöpferischen Persönlichkeiten; aber auch die Pflicht! — Alter, solange es im Geist und Körper stark und ungebrochen ist, um an seinem Teile zum Volksganzen zu wirken, spielt keine Rolle. Die Macht der Persönlichkeit und das Übermaß von Erfahrung, Kenntnissen und getragener Verantwortung ist allein entscheidend dafür,

was von einer schöpferischen Denk- und Tatkraft verlangt und erwartet werden kann. So hat der Führer und Reichskanzler bedeutsame Worte am 15. Jahrestage der Parteigründung in München (24. Februar 1935) gesprochen, die sich mit den Alten im Grauhaar beschäftigten.

„... Es gab Generationen, da sind in Deutschland 45jährige Männer schon Greise gewesen, und heute sind 70jährige unter uns noch gesunde kraftstrotzende Jünglinge. Das alles macht der Kampf. Es gibt so viele, die da sagen, der Kampf um unser Volk müßte uns doch alle zermürben, nein, er hält uns alle jung. Wenn auch äußerlich die Haare grau werden, innerlich sind wir alle jung geblieben ..."

Es war immer schon großer Männer Vornehmheit, sich des **Rates der Alten** zu bedienen. Rom, der alte Patrizierstaat, hat den Senatoren in manchen Notzeiten zu danken gehabt. Klugheit und Tatkraft findet man früher, ein abgerundetes **Weltbild** selten vor dem 60. Lebensjahre. — Vom Ludendorffschen Geistesgut ist in der Weise schon viel in die deutsche Volksseele und in den Volkskörper mit übergegangen: Verlangen nach

Wehrhaftigkeit und Freiheit.

Um sie zu erreichen, fordert gerade Ludendorff ein

„starkes, charaktervolles Geschlecht, durchdrungen von seiner göttlichen Aufgabe, stolz auf sein Blut und seiner Ahnen Werk, bewußt seiner Kraft, seiner Pflichten und Rechte".
Und solche Wehrhaftigkeit verlangt „Ehrung des Soldaten und Versorgung der Kämpfer nach dem Kampf, namentlich der Verletzten und Hinterbliebenen. Notlage seiner Verteidiger ist Schande des Volkes".

Freiheit verlangt „ungeschmälerte Selbstbestimmung und somit Wiederherstellung der Wehrhoheit".

Er verwirft demnach jede Bevormundung durch andere Staaten, auch durch die Überstaatlichen-Mächte, und weist immer und immer wieder auf deren zersetzende Einflüsse, die durch verschiedene Blutsbildung und damit unterschiedliches Lebensgefühl, anderen Ehrbegriff und Anschauung von Treu und Glauben auch im Geschäftsverkehr schädigen. Es ist doch wünschenswert, aus der Fülle von

Aussprüchen volksbildnerischer Gegner noch etwas Greifbares hervorzuheben, wie Ludendorff nicht nachläßt, das in seinen Schriften zu tun:

Der Jesuit deutscher Herkunft, Jesuite Meschler, sprach es in „Gesellschaft Jesu“, Freiburg 1911 aus:

> „Eine andere hochwichtige Tugend für die eigene Vollkommenheit und auch die apostolische Wirksamkeit ist die Losschälung von Fleisch und Blut, von Heimat und Vaterland und von uns selbst ...“

Aus den jesuitischen Ordenssatzungen:

> „Wir Jesuiten erkennen als Geist unseres Berufes, daß wir weder einen Vater, noch Verwandte, noch ein Vaterland haben, kurz, wir haben nichts auf dieser Welt.“
>
> „Ja, er (der Jesuit) glaube, daß zu ihm jenes Wort gesprochen sei: ‚Wer nicht haßt Vater und Mutter ..., der kann mein Jünger nicht sein‘.“ (Luk. 14, 26.)

Graf Coudenhove-Kalergie, römisch-katholisch und Freimaurer in der Wiener Loge „Humanitas“, läßt sich „gotterfüllt“ vernehmen:

> „Der kommende Mensch der Zukunft wird Mischling sein. Für Paneuropa wünsche ich mir eine eurasisch-negroide Zukunftsrasse, um ein Vielfaches der Persönlichkeit herbeizuführen.“ (Turnvater Friedr. Ludw. Jahn sagt völkisch: „Kehrichthaufen“.) „Die Führer sollen die Juden stellen, denn eine gütige Vorsehung hat Europa mit den Juden eine neue ... Adelsrasse ... von Gottesgnade geschenkt ...“

Unterrichten nicht Jesuiten und geben Exerzitien? Wie findet man sich mit dem Zwiespalt zwischen diesen Lehren und denen unserer Rasse- und Heimatskunde, ferner unserer Wertung von Familie, Sippe und Volk ab?

Der Universitätsprofessor für katholisches Kirchenrecht zu Freiburg, Buß, sagt nach dem Europäischen Geschichtskalender von 1872, S. 162:

> „Die Kirche rastet nicht und mit Mauerbrechern der Kirche werden wir die Burg des Protestantismus zerbröckeln müssen ... Mit einem Netz von katholischen Vereinen werden wir den altprotestantischen Herd in Preußen von Osten und Westen um-

klammern und damit den Protestantismus erdrücken ... und die Hohenzollern unschädlich machen ..."

Hatte es nicht schon Papst Clemens XIII. auf Friedrich den Großen in einem Briefe an den österreichischen Feldmarschall Daun vom 30. Januar 1759 abgesehen, in dem es u. a. heißt:

„... Euch, die Ihr gegen Ketzer zu kämpfen habt, die noch verstockter an ihren scheußlichen Irrlehren hangen als selbst die Türken, Euch versehen Wir mit allen göttlichen Segnungen ... Möge dieser Degen, den Wir Euch senden, in Eurer Hand zur ewigen Ausrottung jener Ketzereien dienen, deren Pesthauch dem Höllenpfuhl entstiegen ist! Der Würgengel wird an Eurer Seite kämpfen, ... die verruchte Brut auszurotten ... Möge die Axt an die Wurzel des Baumes gelegt werden, der verfluchte Frucht trug. Möge nach dem Vorbild des Heiligen Karl des Großen Norddeutschland mit Schwert, Feuer und Blut bekehrt werden."

In der Monatsschrift des päpstlichen Hausprälaten ist 1895 erbaulich zu lesen:

„O ihr gesegneten Flammen des Scheiterhaufen! ... O erleuchtetes Andenken Thomas Torquemadas." (Bekanntlich erster Großinquisitor und Jude, der allein über 2000 Ketzer verbrennen ließ und ein „Vorfahr in Grausamkeit" des in Ungarn berüchtigten „Bela Kuhn" [Kohn] des Jahres 1919/20 war.)

Als „Lehrmeister" der beiden Praktiker dient mit seiner „beherzigten Theorie" der Jesuit Antoine Oldra und sprach 1927 in Turin:

„Bedenken Sie, meine Herren, daß ein Ketzer schlimmer ist als der schlimmste Verbrecher, und Ihr Gewissen wird nicht mehr beunruhigt sein von einer notwendigen Todesstrafe ...?"

Für den Jesuiten ist „Friede ausgeschlossen" und auf „Geheiß Ignatius von Loyola haben sie „auf den Altären ewigen Krieg geschworen", so lüftet Pater Cretineau Joly den Schleier.

Kardinal Faulhaber aber predigte am 16. Februar 1930:

„Wenn die Welt aus tausend Wunden blutet und die Sprachen der Völker verwirrt sind wie in Babylon, dann schlägt die Stunde der katholischen Kirche."

Von römischen Geistlichen wird übrigens „Esperanto" empfohlen. Der römisch-katholische Theologe Dr. Georg Mönius aber läßt keinen Zweifel mehr aufkommen bei seinem Wort:

> „Katholizismus bricht jedem Nationalismus das Rückgrat."

Mit Recht hat Ludendorff demgegenüber die katholischen Soldaten im Weltkriege ebenso wie die anderer Glaubensrichtung ohne Unterschied gesehen und geehrt als Helden. Mit den obigen Aussprüchen wird sich jedoch kaum ein deutschfühlender katholischer Nationalsozialist abfinden. Es hat aber noch das Bedenken, Volksunfriede zu stiften und Zwiespalt in die Einheit zu setzen, die ja gerade der Angelpunkt unserer Kraftauswirkung ist! Es zeigt sich ein überstaatliches Bild, in das noch der Pater Friedrich Muckermann das Wort setzt:

> „Dem Katholiken ist Nation nicht das Oberste ..."

und der Heilbronner Stadtpfarrer Dr. Steegmann meint:

> „Religion bindet doch enger als Sprache ... Der katholische Spanier steht mir ungleich näher als der protestantische Deutsche ..."

Wie schwer wird es doch bei solchen unvölkischen Begriffen und von Deutschheit der Führung gemacht, und wie unterstützt sie darin Ludendorff, solche Hemmungen aus dem Wege räumen zu helfen. Wie sich demgegenüber die Theologie in Theorie und in Praxis abfindet, ist ihre Sache. Steht sie auf dem Boden des heutigen völkischen, deutsch-nordischen Staates, der die Freiheit liebt und ehrt und als das höchste Gut erkämpfen will, wobei kein Unterschied ist zwischen leiblicher und geistiger Freiheit, wird sie ebensowenig wie Feindschaft zur Führung, auch keine Feindschaft Ludendorff gegenüber haben und zur Schau tragen dürfen! Es ist allerdings leichter, einen solchen fortwährend zu schlagen, den man bereits zweimal kaltzustellen und zu verdächtigen suchte. Da aber bei seiner Entlassung die größte Freude bei den Rathenau-Männern war, so müßte sich schon der fromme Kreis, der ihn jetzt noch bekämpft, auf dessen Seite geschlagen haben. Bedenke man aber, daß keinenfalls Walter Rathenau als so etwas wie ein Schutzheiliger der Nationalerhebung gelten kann. Mit Ludendorff schärfen wir nun diesen Kreisen ein, was das christliche Traktatblättchen „Nimm und lies" vom 5. Januar 1930 schreibt:

„Das, was Gott am meisten Mühe macht, das ist unser Eigenleben, unser Selbstbewußtsein, unsere Tüchtigkeit und Vortrefflichkeit. Und darum arbeitet Gott zielbewußt darauf hin, dieses Vertrauen zu zerstören und uns dahin zu bringen, daß wir, halt- und kraftlos in uns selber, uns ihm in die Arme werfen."

Aber von stärkerer Überzeugungskraft ist doch wohl für jegliche christliche Theologie im volksbewußten Staate, der zur Einheit und Befriedigung seiner sämtlichen Glieder strebt, das Matthäuswort 10,32:

„... Denn ich bin gekommen, den Menschen zu entzweien mit seinem Vater, und die Tochter mit ihrer Mutter, und die Schwiegertochter mit ihrer Schwiegermutter; und des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein."

Gerade das aber wollen wir ja nicht im deutschen Volksstaat, und wer wollte es überhaupt, selbst wenn er auf einem Eiland abgetrennt von allem Verkehr, auf wenige Menschen angewiesen wäre, wie auf der Greifswalder Oie, von der mir mal ein alter Seebär erzählte, daß dort vor Jahren soviel Gehöfte und Familien, soviel Streit und Unfriede sei. Alles war dort christgläubig. Der alte Seebär aber ließ noch ein Stück Wickinger-Ahnen-Glauben mit den stillen Sternen über unserm Haupte mit wenig Worten aus seiner Seele leuchten, wenn wir beide so vor dem Rudermann hoch oben auf der Kommandobrücke, von Südamerika zurückkehrend, wieder dem Bereiche des Nordsterns und des Großen Wagens uns näherten.

Welch äußerer Anstoß Erich Ludendorff aus der Kirche trieb, ich weiß es nicht. Mich trieb daraus der unüberbrückbare Gegensatz dieses alten Wickinger-Glaubens von einem „Vater, der überm Sternenzelte" ebenso wohnt wie in uns selbst, und der doch nicht das Gegeneinanderhetzen seiner Kinder will, kaum solcher verschiedener Völker, erst recht aber nicht seiner Kinder, die er unter einem Dache wohnen weiß! — Überwunden hatte ich aber bereits, welche Einbuße ich persönlich an Leib und Leben durch einen protestantischen Pfarrer der „Religion der Liebe" erlitt, vielleicht erleiden sollte, um die Religion unserer Ahnen in ihrer ganzen geistigen Kraft und Stärke gottbeseelt wiederzufinden.

Und so verstehe es denn weiter jeder, wer will, der es mit unserm Volks-Staate und seiner Zukunft gut meint, wenn er auch auf diese Bibelstellen stößt:

„Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Übel, sondern, so dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete auch den linken dar ... Wer dich bittet, dem gib; und wer dir das Deine nimmt, da fordere es nicht wieder."

Man übertrage dies auch darauf, was uns alles Versailles genommen hat! Gründet sich darauf die Erfüllungspolitik und all die Schmach des „Auch-linken-Backen-Hinhaltens"?

Unsere Führung hat damit, soweit es bisher möglich war, Einhalt geboten und sich so bewußt, ehrliebend und deutsch von diesem Spruche losgelöst.

Daß wir Opfer zu bringen haben, wie es in einer Größe seit 1914 kaum von einem Volke verlangt wurde, das ist deutsch, nordisch und vom Nationalsozialismus ins Leben umgesetzt; aber wer versteht und folgt einem Opfer, das in den Büchern Moses verherrlicht wird:

„Und Abraham streckte seine Hand aus und nahm das Messer, um seinen Sohn zu schlachten ..."

Ein Dramatikus hat es allerdings in einem sogenannten „nationalen Grenzlanddrama" fertig gebracht, eine moderne „Isaak-Opferung" auf die Bühne zu bringen, was xmal aufgeführt wurde. In Abraham-Hörigkeit liefert dieser Dichter in Gestalt seines „sudetendeutschen Bauern" seinen Sohn, der als Deserteur vorübergehend aus Heimweh in das väterliche Erbe, nahe der schlesischen Grenze, kommt, dem tschechischen Militär aus. Hat nicht Ludendorff nun recht, wenn er immer wieder darauf hinweist, zu welcher Verstiegenheit der jüdische Geist auch in Kultur und Religion fähig ist? Gut, daß die Deutschen Böhmens sich empört von solchem Isaak-Opfer auf der Bühne abwenden.

Nichts ist wohl schädlicher für unseren völkischen Bestand, als wenn Unklarheit und Zwitterhaftigkeit aus früheren Zeiten übernommen werden müßten. Der deutsche Michel hätte dann wohl seine Zipfelmütze abgeworfen; aber die Tarn-, wenn nicht gar Narrenkappe aufbehalten. Die weltliche Zerrissenheit war es auch, die den freien Stedinger Bauer fast bis zum Weißbluten kämpfen ließ. Es war Luthers verletztes Deutschgefühl, auch wenn er als Sohn seiner Zeit nicht ganz loskommen konnte. Es ist das, was sich erst allmählich herausbildete und mit dem Worte „Fürst und Untertan" gekennzeichnet, jetzt aber überwunden ist, ebenso wie Adel und Leibeigen-

schaft, Schlotbaron und Proletarier. Alles das gab es im alten Germanien nicht und ist uns erst mit den Segnungen des Christentums beschert worden. Ludendorff, als ein Freier, lehnt Standesunterschiede in seinem Kampfe ab. Er ist in Wahrheit der deutsche Revolutionär, der jeder Reaktion mit seiner Faust und seiner Stirn entgegentritt. So ist denn auch sein Weltbild ein deutschvollkommenes. Es kann verworfen, es kann angenommen werden. Eins kann es aber nicht, in einen Sauertopf geworfen werden, als Heringsware verfrachtet oder als eine Seifenblase weggepustet werden.

Das Bild dieses Mannes ist jedoch noch nicht vollständig, wenn wir uns nicht dessen erinnern, daß Ludendorff in eiserner Konsequenz der Idee „Volksstaat" den Unterschied von Adel und Bürger damit ausglich, daß er eine Adelsverleihung von sich wies. Er ist Volksmann durch und durch, der Unterschiede nur darin kennt, ob einer frei von Fremdhörigkeit, ob er tugendsam und deutschbewußt ist oder nicht!

Er erkennt eine starke sittliche Staatsgewalt an, die nur die eine Richtschnur ihres Handelns kennt:

Das Wohl des gesamten Volkes.

Die Staatsform erscheint ihm von untergeordneter Bedeutung; aber „ein freier deutscher Mann," einzig dem Volke verantwortlich, führe die Regierung, verfüge über Heer nnd Verwaltung. Sämtliche Beamten sind ihm allein nur verantwortlich. Grundsätze also, die Jahre vor der Machtergreifung des Nationalsozialismus mit diesem Ziele von Ludendorff auch verlangt wurden.

Eine Volksvertretung hält er nur für gut, wenn sie „nach dem Leistungsgrundsatz aus den wertvollsten Deutschen, die voll für ihr Tun verantwortlich sind", besteht.

Von der Reichseinheit, die ihm schon während seiner Kriegssorgen am Herzen lag, haben wir gesprochen: Bundesstaaten oder selbständige Länder, ohne bürokratisches Zerschlagen von Stammeseigenarten, hätten aufzuhören. Die freie Selbstverwaltung der einzelnen Stämme, gleichberechtigt nebeneinander, sieht er in Zukunft und in weiterer Folge Groß-Deutschland, in dem alle Deutschen in Mitteleuropa und die Auslandsdeutschen ihren Rückhalt finden.

In diesem Bereiche können Juden und andere Fremdrassige nicht deutsche Staatsbürger sein, Ämter bekleiden oder ein Aufsichtsrecht ausüben. Ebenso wichtig ist unserm Ludendorff das Verbot jeglicher Gehorsamspflicht oder eidlicher Bindung gegen nichtstaatliche oder außerstaatliche Obere, sowie die Zugehörigkeit zu einer Geheimgesellschaft irgend welcher Art, gar noch wenn diese eigene Gerichtshoheit haben, da solches naturgemäß die Hoheitsrechte des Volksstaates schmälert. Damit ist ja auch Abfall und Verrat, zum mindesten aber Gleichgültigkeit Tür und Tor geöffnet, und die Staatsautorität tritt in den Hintergrund. Nach dem „Heiligen Quell", Folge 24/1935 drückte sich auf der Leipziger Messe am 6. März 1935 Reichsbankpräsident Dr. Hjalmar Schacht so aus:

> „Wenn der Nationalsozialismus mit Recht das Sichbreitmachen fremdrassigen Wesens im Staat und Kultur ausmerzt, so heißt das nicht unterschiedslos jeden Juden vernichten, und wenn freimaurerische Heimlichtuerei mit Recht abgetan wird, so gilt deshalb nicht jeder Freimaurer als Landesverräter."

Deutsches Recht des zu seiner Art und Glauben wiedergefundenen Volkes entspricht Ludendorffschen Forderungen, ebenso die Auswirkung dieser völkischen Art in jeglicher Kultur, in Kunst und Wissenschaft, im Bildungswesen und in freier Geistesentwicklung.

Auch das Wirtschaftsleben wird beeindruckt durch freie Glaubensgestaltung und unter freiem Recht und freier Führung. Die Rothschildsche Handelsehre findet damit keinen Platz mehr, wenn sie sprach: „Nehmen Sie mir mein Geld, dann nehmen Sie mir meine Ehre."

Pflege und Betätigungen in der Heimatsliebe sind ihm nicht nur Worte, sondern er sah schon lange wie auch unsere heutige Regierung die Rettung gesunden Volkstums in der Befreiung eingepferchter und kasernierter Großstädter durch Schaffung von Siedlungen und Heimstätten:

> „Heilige deutsche Erde darf nie Handelsware sein. Wir waren Jahrtausende hindurch ein glückliches Bauernvolk und müssen auch heute unter veränderten Verhältnissen Rückhalt im Landvolk haben, ohne deshalb eine andere Volksschicht minder zu bewerten."

„Dem wieder mit der Scholle verwachsenen Volke muß die Einheit von Blut, Glauben, Kultur und Wirtschaft, wie sie einst die Ahnen besaßen, wieder errungen werden. Dies entscheidet über Leben und Verkommen des Volkes."

Aus der Zusammenarbeit mit seiner Frau haben wir bereits auf die hohe Wertung geschlossen, die General Ludendorff der deutschen Frau wieder zumißt. Mann und Frau stehen „gleichwertig, aber wesensverschieden nebeneinander." Ihm liegt daran, daß die Frau herauserlöst wird aus dem nach seinem Mannesehrbegriff der Frau gegenüber unwürdigen Verhältnis. Er verwirft es mit Millionen deutschen Männern und Frauen, wenn es 1. Kor. 11, 3. 8. 9. heißt:

„Ihr Weiber seid unterwürfig euern Männern, als dem Herrn."

„Denn der Mann ist nicht vom Weibe, sondern das Weib vom Manne; denn der Mann wurde auch nicht um des Weibes willen geschaffen, sondern das Weib um des Mannes willen."

Oder wenn es in einem christlichen Büchlein: „Die Ehe der Christen", Verlag R. Brockhaus, Elberfeld, heißt:

„... Welch eine Gnade war es für die armen Sklaven in jenen Tagen, daß sie in ihrer verachteten Stellung, ja, in allem, was sie taten, sogar in den niedrigsten Verrichtungen, dem Herrn Christo dienen durften; und welch ein süßes Vorrecht ist es für eine Frau, in ihrer Stellung sagen zu können: In allem, was ich tue, diene ich dem Herrn; bin ich unterwürfig, so bin ich es dem Herrn; leide ich, so leide ich dem Herrn ..."

„... Unterwürfigkeit ist ja überhaupt das Wesen des Christentums, Eigenwille und Unabhängigkeit das Wesen des Antichristentums!"

Das ist natürlich kein Grundsatz für einen Erich Ludendorff, ebenso wie der nicht des ehrliebenden Soldaten in ihm, der mit dem Begriff des „Kadavergehorsams" verbunden ist und im krassen Gegensatz steht zur Pflichterfüllung und zur Disziplin. Ihm gilt, was der römische Schriftsteller Tacitus von der germanischen Wehrkraft, von Zusammengehörigkeit von Mann und Weib auch in der größten Gefahr versteht, wenn letztere die Wagenburgen verteidigte oder als Schwertmaiden ihren Männern in die Schlacht folgten, um beileibe nicht im Kadavergehorsam und in Unterwürfigkeit, sondern im freien

Selbstbestimmungsrecht das eigene Leben notwendig dem Leben des Volkes unterzuordnen. Oder wenn Tacitus von den Frauen spricht:

„Ja, die Germanen glauben, daß in den Frauen etwas Heiliges und Seherisches sei, und sie verschmähen ihre Ratschläge nicht und achten auf ihre Bescheide[1]."

Und wo wäre eine Mutter, die ihr Kind nicht wie ein Schutzengel durch das Leben geleitet hätte und es vor Gefahr und Anstoß hütete. So ist denn für Ludendorff „die Familie Kraftquelle deutschen Lebens. Die heranwachsende Jugend erhält ihre Richtschnur durch das Beispiel der Eltern; Jugendbewegung kann hier ergänzen, aber nie Ersatz bieten."

Wir Zeitgenossen der jüngsten Erscheinungen auf dem außenpolitischen Markte kennen die Adresse „der Überstaatlichen Mächte", nach der eine Schmähschrift gegen Ludendorff heuchlerisch fragt. Immer noch aber gehen wir bei Beurteilung von Tagesereignissen von der falschen Voraussetzung aus, daß unsere früheren Feindstaaten als „Nationalgebilde" Politik machen und uns und ihre Völker damit beschenken, vollends aber uns niederzudrücken suchen. Richtig ist statt dessen, daß die Regierungsdirektiven und Nachdruck gebenden Faktoren die „Überstaatlichen" sind! Und diesen ist der Vernichtungswille gegen selbständige Staaten und Deutschlands Aufteilung eine Selbstverständlichkeit! Es sei denn, daß es auch eine klerikale, großjüdische oder Freimaurerprovinz werden will oder soll, wie ein englischer Parlamentarier ab „1940" Island und gleich auch Dänemark in diesen Staatsverband, „Englisches Weltreich" genannt, aufgenommen wissen will. — Erst wenn wir diesen Dreifaltigkeitsvernichtungswillen der Überstaatlichen endlich begreifen und bei jedem europäischen Ereignisse zum Beurteilungsmesser nehmen, erst dann wird nichts unseren Augen entgehen, und wir können unseren sträflichen Optimismus umwandeln in das Gebot: Von Volk zu Volk Verbindungen zu schaffen, um schließlich doch den Sieg über die „so Gesitteten" zu erstreiten und dem „Tode der Gesittung" — Ausdrücke Hindenburgs — zu entgehen! — Spricht man demnach von den „Franzosen", den „Engländern" usw. in Verbindung mit ihrer Außenpolitik,

[1] Vgl. S. 70/71 und S. 97.

so gewöhne man sich an zu sagen: Die Überstaatlichen, unter deren Diktat die Franzosen, Engländer usw. stehen, haben ein Blau- ein Gelb- ein Grün- oder Weißbuch veröffentlicht, um mal wieder einen Versuchsballon steigen zu lassen, haben Konferenzen, fliegen da und dorthin und putschen wieder die Leidenschaften am Ägäischen Meer oder in Island, Sarmarkant oder bei den Mameluken hoch! Selbstverständlich wird der Chauvinismus der Nationen benutzt. — In solcher Formel müssen wir und alle Völker denken lernen, dann nähern wir uns der Volks- und Völkerrettung und ihrem Frieden! Und um deswillen ist uns Sehenden der Ludendorffsche Aufmarsch und Angriff gegen die „Überstaatlichen" wertvoll und Erfolg versprechend! — Die außenpolitischen Tatsachen zu Beginn des Jahres 1935, die Europa in Unruhe setzen, werden nun auch alle unsere Leser verstehen und in Zukunft gleichermaßen Ereignisse beurteilen. Japan ist derjenige unserer früheren Feindstaaten, **der nicht unter Freimaurer-, Juden- und Jesuitenmacht steht**, sondern bei **nationaler Staatsbildung** geblieben ist und zu seinem Volkswohl auch bleiben wird.



Mit Genehmigung von Ludendorffs Verlag, G.m.b.H., München Photo Rich. Wörsching, Starnberg

Am 9. April 1935 feierte der Feldherr seinen 70. Geburtstag



Schlußappell

am 9. April 1935.

„... Augen gerade aus!“

Siebzig Jahre Ludendorff!

Über 20 Jahre leben wir von der Hand des Krieges in den Mund des Krieges.

Über 30 Jahre lebte Ludendorff der Vorbereitung und der Sorge, wohl gerüstet in den Abwehrkrieg zu treten, um das Leben des Volkes retten zu helfen.

Wann soll das Ende dieses Kriegszustandes endlich über uns kommen? Ludendorff gibt die Antwort: Nur nach siegreichem Kampfe unseres und aller Völker gegen die Unheilsmächte, die er als strategischer Seher aus ihren Stellungen, Festungen und Maulwurfshügeln gelockt hat, um sie im offenen Kampffelde zu stellen und mit freiem Geiste zu bekämpfen.

Generalfeldmarschall von Hindenburg hat mahnend sich in seinem Buche: „Aus meinem Leben“ gegen den Krieg ausgesprochen:

> „Wo ist da Gesittung? ... Wohin zielt denn der Machtspruch jener sonst ‚so Gesitteten‘? Ihr Plan ist klar. Sie haben eingesehen, daß ihre Kriegskraft nicht ausreicht zur Erkämpfung ihres t y r a n n i s c h e n Willens, daß ihre Kriegskunst unfruchtbar bleibt gegenüber ihrem Gegner mit stählernen Nerven. Man zermürbe also dessen Nerven! Gelingt es nicht durch den Kampf Mann gegen Mann, so gelingt es vielleicht von rückwärts her auf dem Wege über die Heimat. Man lasse die W e i b e r und K i n d e r h u n g e r n! das wirkt ‚so Gott will‘ auf den Gatten und Vater an der Kampffront ein. Wenn auch nicht sofort, so doch allmählich! Vielleicht entschließen

sich diese Gatten und Väter die Waffen zu strecken, denn sonst droht in der Heimat der Tod von Weib und Kind,

der Tod — der Gesittung.

So denken Menschen und können dabei beten!"

Wäre kein 26. Oktober 1918 gewesen mit der Trennung der beiden Kampfgenossen auf Befehl des von diesen „Gesitteten" irregeführten Kaisers, hätte der Kampf gegen sie vielleicht weiter Schulter an Schulter von beiden Kameraden geführt werden können. — Es kam noch einmal zu einer Annäherung und sogar zu einer Besuchsanmeldung des späteren Reichspräsidenten von Hindenburg bei Ludendorff. Übereifrige meldeten vorzeitig dieses Ereignis, auf das Millionen mit Spannung sahen, und ließen die frühe Blüte welken. Nun hat der große unerbittliche Tod, der Heimgang des Helden von Hindenburg auch die letzten Schatten, die über der alten erprobten Kriegskameradschaft lagen, verflüchtet. — In Ruhe und Abgeklärtheit sahen wir die Züge des alten Recken im Aufstieg nach Walhall und in sein Tannenberg. Er lebt aber in den ostpreußischen Wäldern, über allen Gauen Deutschlands hinweg in der geistigen Kraft, von der unsere Edda spricht:

Helden leben — um wiedergeboren zu werden!

Adolf Hitler hat dieses Leben geehrt und weiß von solchem Heldengeiste! Er hat die Kampftage im Kriege und den Feldherrn Ludendorff als Soldaten niemals vergessen. Wie wir gehört haben, auch nicht die Kampfzeit von 1923 und in der folgenden Führerlosigkeit. Zogen auch dann Wolken auf, so sind sie mit der Reichskanzlerschaft des Führers, wie es das Reichsschicksal bestimmte, gewichen, damit,

daß ein General Ludendorff Obrigkeit nicht angreift oder mißachtet und nur den Ehrgeiz kennt,

das deutsche Volk einig, stark und glücklich zu wissen.

Das Recht des Lebenden, seine Feldherrn- und seine Mannesehre zu verteidigen, wird dadurch nicht berührt. Ja, wir Deutsche verlangen danach, daß Wahrheit bleibt und wird.

Und so hat auch das Reichswehrministerium strittige Fragen um den Feldherrn eindeutig zu seinen Gunsten geklärt, so daß Ludendorff im „Heiligen Quell" am 20. Hartung 1935 mit Recht sagt:

„Ich verstehe, wie sehr es Millionen Deutsche betroffen hat, daß mir, dem Feldherrn, Beschränkungen in der öffentlichen Verteidigung meiner Feldherrnehre auferlegt wurden und noch sind und wie es ihnen am Herzen liegt, wahre Geschichte und Kriegsgeschichte dargestellt zu bekommen. Nicht Mythen, sondern Wahrheit sind das Recht eines edlen Volkes und seiner Wehrmacht. Nur an der Wahrheit kann ein Volk genesen, auf sie allein Wehrhaftigkeit sich gründen und edles Soldatentum sich entwickeln."

Und das sind Gedanken, wie sie nach dem Militärwochenblatt Folge 24/1934 Dr. Adolf Bischlager auch damit in unser Gewissen schreibt, daß er an den Leiter der Kriegsgeschichtlichen Abteilung des Generalstabs, General der Kavallerie Friedrich von Bernhardi vom April 1901 erinnert:

„ohne Menschenfurcht immer die Wahrheit hochzuhalten; denn schon Clausewitz habe erklärt, daß die Kriegsgeschichte nur dann einen Wert habe, wenn sie immer die Wahrheit darstelle, die ganze Wahrheit, nichts als die Wahrheit . . ."

„Parteipolitische Zweckschriften, die den Anschein der Geschichtsschreibung geben, wie . . . über Ludendorffs Heldenkampf im Weltkriege, legt der Soldat nach den ersten Seiten mit einem „Pfui Teufel" aus der Hand."

Und kein geringerer als Preußens von Römlingen begeiferter Historiker Treitschke hat 1894 nach dem Militärwochenblatt gesagt:

„Gerecht soll der Historiker reden, freimütig, unbekümmert um die Empfindungen der Höfe, ungeschreckt durch den heute viel mächtigeren Haß des gebildeten Pöbels. Aber so gewiß der Mensch nur versteht, was er liebt, ebenso gewiß kann nur ein starkes Herz, das die Geschicke des Vaterlandes wie selbsterlebtes Leid und Glück empfindet, der historischen Erzählung, die innere Wahrheit geben."

Hitler und Ludendorff schreiten, beide davon überzeugt, der

„Einheit im Geiste"

ja auch entgegen, in der der Führer das letzte Ziel seiner Bewegung sieht. Mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht durch den Beschluß des Staatsministeriums vom 16. März 1935 aber ist der Feldherr nicht nur einverstanden, sondern hat seiner hellen Freude aufrichtig am 18. Lenzing Ausdruck gegeben mit dem Wort:

„Befreit atmen mit mir die Deutschen auf und begrüßen diese große völkische Tat." —

Das ist zum Segen auch der anderen Völker!

Und nun hat der Generalfeldmarschall mit seiner Prophezeiung recht behalten, daß die Zeit kommen werde, in der das deutsche Volk Ludendorff ehren und anerkennen werde.

Generaloberst von Blomberg, Reichswehrminister, sprach bei der Heldengedenkfeier in der Staatsoper Berlin am 17. März 1935: . . .

„Wir gedenken zumal des Mannes, der vom glorreichen Beginn bei Tannenberg an durch den heroischen Ablauf des Großen Krieges hindurch an seiner (Hindenburgs) Seite stand, des Mannes, dessen Kraft wie Atlas eine Welt auf seinen Schultern trug.

Wir neigen uns vor dem Feldherrn Ludendorff."

Inhaltsverzeichnis

